appen

ms

uft,

hof

öln

M.

Droste-Vischering
(Kappen)

Clemens August,

Erzbischof von Köln.

Ein Lebensbild

von

Herm. Jos. Kappen,
Stadtdechant.

„Resistendo restituit rem.“

Mit einem Titelbild.

Münster i. W. 1897.
Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.



Clemens August
Erzbischof von Cöln

Clemens August,

Erzbischof von Köln.

Ein Lebensbild

von

Herm. Jos. Kappen,

Stadtdechant.

„[illegible]"

Mit einem Titelbild.

Münster i. W. 189[illegible].

Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlu



Clemens August
Erzbischof von Cöln

Clemens August,

Erzbischof von Köln.

Ein Lebensbild

von

Herm. Jos. Kappen,
Stadtdechant.

„Resistendo restituit rem.“

Mit einem Titelbild.

Münster i. W. 1897.
Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Vorwort.

Seit dem Tode des Erzbischofes Clemens August von Köln ist bereits ein halbes Jahrhundert verflossen. Zahlreiche, große Entwicklungen auf religiösem und politischen Gebiete haben sich vollzogen und sind in bunter Farbenreihe an uns vorübergegangen. In der stürmischen Flucht der Zeit erscheint dem gegenwärtigen Geschlecht das Bild des großen Erzbischofes Clemens August bereits wie am fernen Horizont in dunklen, nebligen Umrissen. Sehr klein ist die Zahl Derjenigen, die ihn noch gekannt, persönlich gesehen; — jene große, riesige Gestalt, eine schnurgerade Eiche aus dem Wald der rothen Erde; — jenen ehrwürdigen Einsiedler mit dem breitrandigen Hut und dem Wams über der Kleidung, — Clemens August, den frommen Beter auf dem alten Chor im Dom; den mildthätigen Almosenspender für alle Pfarren Münsters; — den Vater der barmherzigen Schwestern und Stifter der Hülflosen-Anstalt; — den Ritter ohne Furcht und Tadel, in voller, blanker Rüstung, überall auf dem Kampfplatz, wo es galt, die Kirche Gottes zu vertheidigen; — den Mann der Vorsehung und Erneuerer des kirchlichen Lebens in Deutschland.

Biographien, Memoiren ohne Zahl sind inzwischen geschrieben. Eine Biographie von Clemens August war nicht vorhanden. Von vielen Seiten aufgefordert, diese Arbeit zu übernehmen, hat der Verfasser vorliegender Schrift es versucht, ein wahrheitsgetreues Bild von dem Leben, Wesen und Wirken des

großen Kirchenfürsten zu entwerfen und dadurch das Andenken an einen Mann zu erneuern, welcher unstreitig zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des Bisthums Münster und des 19. Jahrhundertes gehört. Durch Schilderung der politischen und religiösen Verhältnisse damaliger Zeit, Mittheilung von Einzelheiten, Briefen, Actenstücken, Charakterisirung der maßgebenden Persönlichkeiten &c. ist die Schrift zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Stadt und des Bisthums Münster und dürfte daher für Geschichtsfreunde überhaupt, namentlich aber für die engere Heimath von Interesse sein. Die Biographie ist sine ira et studio geschrieben und beruht auf offenen Thatsachen und zuverlässigen Documenten.

Möge der Segen Gottes das Werk begleiten!

Münster, am Fest des h. Namens Jesu.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Clemens August's Kindheit und Jugend	3
II.	Kirchliche Zustände in Deutschland	28
III.	Zustände im Hochstift Münster	34
IV.	Kämpfe. Der Gallitzin'sche Kreis	40
V.	Erster Zusammenstoß. Wecklein. Widerstand	49
VI.	Sammelmann. Tod der Fürstin Amalia v. Gallitzin. Rücktritt Fürstenberg's	57
VII.	Clemens August Generalvicar. Die französische Zeit. Hermes. Spiegel als Bischof	62
VIII.	Fortgesetzte Kämpfe. Das Reformationsfest. Die Religionsfreiheit der Katholiken	76
IX.	Aufhebung der Münsterischen Universität. Clemens August verbietet den Theologen den Besuch der Bonner Universität. Stolberg's Tod	85
X.	Das Concordat und seine Folgen	96
XI.	Die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern	104
XII.	Overberg. Franz Otto Droste-Vischering. Der Hermesianismus. Die gemischten Ehen in Münster	120
XIII.	Clemens August, Erzbischof von Köln. Der Hermesianismus	136
XIV.	Die gemischten Ehen in Köln	145
XV.	Eine unerwartete Wendung. Bischof v. Hommer. Die Enthüllung	158
XVI.	Gefangennahme des Erzbischofes. Große Bewegung. Das Kölner Domcapitel	167
XVII.	Das Publikandum des Ministers v. Altenstein. Die päpstliche Allocution. Bunsen in Rom. Görres	179

XVIII. Steigende Bewegung. Erzbischof Martin v. Dunin. Clemens August verläßt Minden. Verhandlungen wegen eines Coadjutors 190
XIX. Clemens August in der Einsiedelei. Sein Werk über den Frieden zwischen Kirche und Staat. Reise nach Rom . . 205
XX. Clemens August's Tod und Begräbniß 216
XXI. Allocution Gregor's XVI. Charakteristik des Erzbischofes. Der Segen Gottes 228

Clemens August,

Erzbischof von Köln.

I.

Clemens August's Kindheit und Jugend.

Clemens August stammte aus der reichsfreiherrlichen, in den Grafenstand erhobenen Familie der Erbdrosten zu Vischering. Er wurde geboren im Jahre 1773 zu Münster im Erbdrostenhof und in der Servatiikirche getauft. Sein Vater war ein ernster, strenge rechtlicher Mann, welcher gewissenhaft seine religiösen Pflichten erfüllte und zugleich bekannt war durch seinen biederen, deutschen Sinn, durch Klugheit und Umsicht in der Verwaltung seiner weitläufigen Güter. Seine Mutter war eine geborene von Droste-Füchten, deren Geschlecht jetzt ausgestorben ist. Sie liebte die Häuslichkeit und übte einen sehr wohlthätigen Einfluß durch ihr mildes, freundliches, wahrhaft mütterliches Wesen. Unter den Angehörigen und nahen Verwandten gab es Muster eines innig frommen, Gott geweihten Lebens, deren Clemens August selbst im höheren Alter noch mit Rührung und kindlicher Freude gedachte. Von Frivolität in Glauben und Sitte, wie sie am Ende des vorigen Jahrhundertes auch in den höchsten Kreisen und in katholischen Familien leider sich geltend machte, konnte im elterlichen Hause nicht die Rede sein. Dem Charakter der Familie entsprechend war die Erziehung der Kinder eine sorgfältige und strenge, auf religiöser und katholischer Grundlage gebaut, aber zugleich berechnet auf eine völlig freie Entwicklung des Geistes und Charakters. Zum Lehrer und Erzieher war Theodor Katerkamp ausersehen. Die Wahl hätte

nicht glücklicher sein können. Katerkamp war ein hochbegabter Mann, Geist und Leben von Natur, ideal angelegt, ein selbstständiger, nicht schablonenartiger Gelehrter, geistreich, von origineller Auffassungsgabe. Er war nach jeder Beziehung der geeignete Mann, um die wissenschaftliche Ausbildung der Kinder zu besorgen, und diese wurde allerdings entschieden von den Eltern gewünscht. Im Uebrigen äußerte in späteren Jahren Clemens August selbst, „man habe damals noch nicht ahnen können, wie Katerkamp sich entwickeln, welche Stellung er an der Universität und als Schriftsteller einnehmen würde; das großartige Talent habe zum Staunen Aller erst recht sich entwickelt nach der italienischen Reise und dann bis zu seinem Tode immer herrlicher sich entfaltet."

Auf die religiöse Entwicklung der Kinder hat unstreitig der fromme Priester Brosius Einfluß geübt. Er stammte aus Luxemburg, war Lehrer eines der jüngern Kinder, ein vorzüglicher Mathematiker, und ging später als Missionär nach Amerika. Clemens August schätzte ihn sehr und besuchte ihn aus alter Anhänglichkeit in Aachen, als er sich dort eine Zeitlang aufhielt.

Clemens August betrieb die Studien mit großem Fleiße; er betrachtete sie als eine Pflicht, welche mit der Hülfe Gottes gewissenhaft müsse erfüllt werden. In einem Briefe vom 8. Mai 1790, also im Alter von 17 Jahren, schreibt er an seinen Bruder:

„Ich habe lange nicht geschrieben. Ihr denket vielleicht, dies geschehe aus Nachlässigkeit. Das ist aber nicht so. Briefe, die so sind, wie sie sein sollen, die uns inniger mit Gott vereinigen, die uns näher zum höheren Zwecke aller unserer Gedanken, Worte und Werke bringen, die dahin abzielen, hier zeitlich, dort ewig, Gott, theils wegen Seiner Gnaden, theils aber und hauptsächlich Seiner unendlichen Vollkommenheit wegen, zu lieben, zu loben und zu preisen, ja solche Briefe schreibe ich recht

gern, denn mein Gemüth wird dadurch sehr zu Gott erhoben. Nur dann schreibe ich sie nicht gern, wenn ich etwas Nöthigeres zu thun habe, was meine Pflicht ist, und das ist es gerade, was mich gehindert hat und hindern wird, zu schreiben. Für jeden Menschen ist es Pflicht, seinen Verstand zu entwickeln. Ich habe in den vorhergehenden Studienjahren dies noch nicht hinreichend gethan. Durch die Gnade Gottes erleuchtet habe ich jetzt ernstlich angefangen und werde fortfahren. Da nun kein Mensch ohne Gott etwas Gutes thun kann, so kann ich auch dies nicht ohne Gott. Betet für mich und empfehlet mich dem Gebet aller meiner Freunde. Ich bete für euch und alle Menschen an jedem Tage." Das Studium faßt also Clemens August auf als eine ihm von Gott vorgeschriebene Pflicht, die Seelenvermögen in entsprechender Weise auszubilden und dieselben dann zur Ehre Gottes zu verwenden. Neben oder vielmehr über dem Studium stand ihm aber von erster Kindheit an die religiöse Entwicklung seiner Seele. Eine Reihe kleiner, vertraulicher Briefe an seine Brüder ist uns aufbewahrt, welche uns auf den tiefsten Grund seiner Seele blicken und erkennen lassen, daß es sich hier um eine Persönlichkeit handelt, welche von dem gewöhnlichen Geleise der Welt abweicht.

Man stellt sich gern Clemens August vor als eine starre, in sich abgeschlossene, einseitige Natur, der für Alles unempfänglich ist, was nicht in seinen engen Gedankenkreis paßt. Das ist ein großer Irrthum. Clemens August war von sehr lebhafter Natur; sein lebendiger Geist faßte Alles mit der größten Leichtigkeit. „Gott selbst," so sprach er einmal in einer jener schönen Stunden, die am Abende nach der Arbeit dem Gespräche über das innere Leben gewidmet waren, „hat mich in meiner Jugend in Seine Zucht genommen. Kein Mensch war im Stande, meinen über alle Maßen lebhaften Geist zu zügeln. Da hat Gott mich gefaßt. Seitdem ward ich mit Gewalt in

eine bestimmte Bahn gedrängt." Wir finden daher in dem Jugendalter des Kirchenfürsten keine Spur von Unreife, Leichtsinn, Genußsucht, Hochmuth, Ehrgeiz, Sinnlichkeit. Er erscheint uns frühzeitig als vir despiciens mundum, terrena triumphans, als Mann, der die Welt verachtet, über die Welt triumphirt, als opifex virtutum, als Werkmeister der Tugenden. Und diese Richtung war nicht etwa zeitweise vorhanden und schlug dann schnell ins Gegentheil über; sie war vielmehr eine helle, klare, kräftige Linie, die nicht zur Rechten und nicht zur Linken abgewichen ist und dasjenige bedeutet, was man Charakter nennt. Verfolgen wir daher in Kurzem die Gesinnung, wie sie in seinen Jugendbriefen sich darstellt.

Unter dem 21. Mai 1787, also in seinem vierzehnten Lebensjahre, schreibt er an seine Brüder:

„Liebe Brüder! Ich bin schon lange der Meinung gewesen, daß es gut sei, wenn sich Brüder über ihre Fehler ermahnen; aber die Absicht muß rein sein; sie muß zur Quelle nur Liebe haben. Wir müssen aber nicht zu sehr ins Feine gehen; wir haben große Fehler genug an uns. Zuerst müssen wir diese überwinden, und dann die feinen. Wenn wir aber endlich nach langen Kämpfen unsere Fehler überwunden haben, dann wollen wir auch Andere zur Ueberwindung ihrer Fehler zu bringen suchen, damit wir einst alle den Namen des Herrn loben und preisen."

In seinem 17. Lebensjahre schrieb er an seinen Bruder Caspar Max: „Jetzt, Bruder, habe ich Zeit, um mit euch von Gott mich unterhalten zu können; denn dies bringt wirklich näher zu Gott. Mit dem Unterhalten von Gott ist es gerade so, wie Claudius sagt von den Liedern. Es sind gewissermaßen Flügel, womit man sich von den irdischen Dingen ein wenig weg zu Gott, ein Kleines näher zu ihm sich hinaufschwingen kann. Ich danke Dir, lieber Caspar, sehr für die Con-

fessiones S. Augustini. Sie sind mir sehr angenehm; denn ich hoffe, daß sie mit Gottes Gnade mir helfen, auf meiner Pilgerreise so zu wandeln, wie es Gott gefällt. Auch werde ich wohl, so oft ich in diesem Buche lese, an den Mann erinnert, der es schrieb. An ihm sehen wir, was der Mensch wird, wenn er sich seinen Sinnen so ganz überläßt, und wie Gott ganz vergessen wird, und dies wird mich mit Gottes Gnade vor Sünde bewahren. Auch werde ich mich erinnern, daß Gott nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Ich werde bei der Bekehrungsgeschichte mich erinnern, wie Gott dem Sünder die Gnade nicht entzieht, sondern ihn gewissermaßen zwingt, zu ihm zurückzukehren, und dies wird in mir, so oft ich dem Willen unseres lieben Vaters entgegen handle, Vertrauen erwecken und mich bewegen, in seine offenen Arme mich zu werfen und zu sagen: Gott, vor Dir habe ich gesündigt, ich bin nicht werth, Dein Kind zu sein, erbarme Dich meiner. Endlich werde ich auch an die Heiligkeit des Mannes mich erinnern und in seinem unsträflichen Leben nach der Bekehrung sehen, wie groß die Güte Gottes, wie kraftvoll Seine Gnade, und dann mit Wärme Ihn loben und preisen und bitten um Gnade, Ihm folgen zu können. — Bittet doch auch, Brüder, und bittet vorzüglich, Gott möge mir doch die Gnade geben, daß, wenn ich das nächste Mal zur h. Communion gehe, ganz nach dem Willen Gottes mich vorbereite, zum h. Altar mit aller Ehrfurcht und Wärme hinzutrete, nochmals, wenn ich dort niederknice, die Größe meiner Sünden und die Barmherzigkeit Gottes empfinde, und dann — o seliger Augenblick — mit vollem Zutrauen den Herrn aller Herren empfange. O wie ganz anders muß ich dann sein, wenn all' mein Handeln und Leiden, mein Denken und Wünschen, Reden und Schweigen so ganz Gottes Wille, ganz Gottes- und Nächstenliebe ist. Leset doch in Thomas von Kempen aus dem 1. Buch das 13. Kapitel." (Das sehr

schöne Kapitel handelt von dem Widerstand in den Versuchungen.)

Unter dem 14. October 1791 schreibt er seinen Brüdern, welche die Reise nach Italien angetreten hatten: „Gott gibt den Lilien des Feldes Schönheit, wie sie Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht hatte. Sind eure Geister denn nicht mehr als sie? Gott leite euch in allen Tagen eures Lebens, euren Fuß in allen seinen Tritten, bei Tag, bei Nacht, Morgens, Mittags, Abends, auf der Reise und zu Hause, euch und mich." Unter dem 28. October schreibt er wiederum seinen Brüdern: „Wir befinden uns Gottlob Alle wohl und hoffen dasselbe von euch. Möge Gott es so lassen, wenn auch mal eine kleine Erinnerung kommt, das vergeht auch wieder zu rechter Zeit. Ueberhaupt aber wird es wohl so bleiben; denn Gott weiß ja wohl, daß wir so Wesen sind, die mit gesundem Leibe lange nicht wollen, was sie können, und mit krankem Leibe längst nicht immer können, was sie wollen. Dann kommt Gott und geht in der Krankheit gleichsam an uns vorüber. Das Gold wird durch Feuer, der Mensch durch Leiden gesäubert, — da wird dann das Wollen des Menschen so stark, daß es dem Können die Hand gibt, und gar oft kommt, glaube ich, das brennende Feuer der Liebe mächtig hervor. Es scheint mir wieder Gottes Hand dabei zu sein, daß dem Tode Kränklichkeit vorhergeht, — und dann mag Freund Hein kommen und gucken ins Bett, — er wird willkommen sein. Euch und euren Reisegefährten und Allen, die mit euch sind, Glück, Freude und Friede zum neuen Jahr. Ein Jahr und wieder ein Jahr, — ein Tag folgt dem andern und von jedem ist es wahr: Dies diei eructat verbum et nox nocti indicat scientiam. Der Rückblick auf das Vergangene und der Vorblick auf die Zukunft begegnen sich an Einem Orte und loben mit einer Stimme Gott. Sonne und Mond gehen am neuen Jahrestage so vielen Menschen auf — —

und dir Caspar, Melchior, Balthasar viel Glück zum Namenstage, und wünsche dir recht von Herzen, daß du mögest so weise sein, wie jene Weisen. Sie waren Menschen, wie wir, und wie viel hatten sie wohl zu kämpfen, ehe sie fanden das Licht der Welt! Sinn, Verstand, Fleisch, Welt, Satan und Alles, was versuchen kann, wird auch sie versucht haben; aber sie hatten Seinen Stern gesehen, hielten sich an Gott, suchten und fanden. Daß du doch den Herrn suchen, finden möchtest. Wer innerlich Gott dient, ist des Menschen werth und Gott gefällig; denn er hat gefunden das Licht der Welt, welches erleuchtet einen jeglichen Menschen, der in diese Welt kommt."

Aus demselben Jahre finden wir noch verschiedene Briefchen an seine Brüder, welche in das innerste Leben seiner Seele blicken lassen. Er schreibt z. B. in einem Briefe vom 10. Mai 1791: „Ich habe heute unseren Herrn Jesum Christum empfangen. Wichtigeres kann ich nicht schreiben. Gott gebe, daß, wenn wir hier oder in Darfeld uns wiedersehen, ihr es mir noch ansehen könnet. Das übrige Neue kann die Zeitung auch besser, als ich, bekannt machen. Mein Leib gehet noch, von der inwohnenden Seele angetrieben, auf zwei Beinen; auch der innere Sinn rührt sich noch, kurz, ich bin noch, wie allezeit, ein schwacher Mensch, und Gott ist, wie in Ewigkeit, Gott. Wenn ihr nun wollet eine Geschichte hören, so ist sie hier. Ich stand heute, als ich über diesen Brief mich bedachte, am Fenster und sah, wie ein Thierchen mit seinem Schnabel ein Loch in die Erde grub und dann ein anderes Thierchen anlockte, um den Wurm herauszuholen. Ich dachte dabei, daß die Menschen nicht immer so handeln, und wünschte, daß wir Alle es so machten." —

In einem Briefe vom 2. Juni an seinen Bruder Adolph erzählt er kurz, ohne ein Wort hinzuzufügen, die Lebensgeschichte und wunderbare Bekehrung des Dominikaners Tauler, scheint

also schon im 18. Lebensjahre auf diesen tiefen Mystiker Tauler ein großes Gewicht gelegt zu haben.

In einem Briefe zum Namenstage des Bruders Adolph citirt er blos Schriftstellen: Matth. 28 über die Auferstehung Christi, Matth. 16 über den Sauerteig der Pharisäer, Ernennung des Petrus zum Oberhaupt, Liebe zu Abtödtung und Kreuz und malt unter dem Briefe ein Schwert in Gestalt eines Stoßdegens. Von dieser Zeit an begegnen wir wiederholt Schwertern in doppelter Gestalt, auf Hieb und Stich. Unter dem 21. Juli meldet er, daß er mit dem Professor Brockmann nach Darfeld kommen wolle, malt aber unter dem Brief ein großes breites Schlachtschwert und schreibt daneben: „Das Schwert, womit St. Paulus sich selbst besiegte." In einem folgenden Brieschen räth er seinem Bruder Adolph, sich angenehmen melancholischen Gefühlen nicht zu überlassen, weil derartiges nicht nur den Körper, sondern auch die Seele schwäche. Unter dem Brief ist wieder ein großer Stoßdegen gezeichnet, mit dem Bemerken, Bruder Adolph solle auf diese melancholischen Gefühle tüchtig losschlagen. Ein Beweis, wie Clemens August schon in diesem Jugendalter psychologisch derartige Seelenzustände zu beurtheilen verstand.

Unter dem 15. Juli schreibt er: „Lieber Adolph! Scupuli, Scupuli, Scupuli! Ruf es doch recht in die Ohren. Ich fühle jetzt, was es ist, noch Leib und Sinne haben, noch schwacher Mensch sein. Oft meine ich, daß ich es ziemlich fühle, ja daß ich sogar etwas wäre — Hochmuth ... Gott — und dann ist die Hülfe Gottes und das tapfer kämpfen mit dem — hier ist wieder ein Schwert gezeichnet — nöthig. Helfet mir doch kämpfen durch Gebet. Verleugnet euch selbst, traget euer Kreuz und folget Jesus nach, auf daß ich es auch thue und immer lebendig vor Augen habe die Wahrheiten, — daß ich ein armer, sündiger Mensch, ein Ebenbild Gottes bin, der sich selbst ent-

stellt, daß ich Nichts bin und nicht werth, hier auf Gottes Erden zu stehen, und dann nicht vergesse, daß Gott der große Gott ist . . . der . . . heilige. Ich schließe, liebe Brüder und bitte nochmals: Laßt uns, so gut wir können, mit Vertrauen das Kleid Jesu berühren, daran uns mit unserer ganzen, höchst geringen Macht hängen, und dann, wie ein Kind zum Vater bittet, immer doch mit ruhiger Erwartung rufen und schreien, bis endlich Jesus gibt euch und mir Seinen — Allmächtigen Segen."

In einem folgenden Briefe spricht er sehr schön über die brüderliche Zurechtweisung und Richten überhaupt: „Wenn ich bedenke, daß man Anderen Nasen ertheilt, während man an sich selbst genug zu nasen hat, daß man den Splitter aus dem Auge des Anderen zieht und seinen eigenen vergißt, — wenn ich dies bedenke, dann möchte ich auf einmal alles Denken an die Schwächen Anderer und alles Meinen darüber gänzlich darangeben. Ich habe den Versuch gemacht, konnte es aber nicht ganz dahin bringen, und Herr Overberg hat mich auf ganz andere Gedanken gebracht. Er sagte in der christlichen Lehre, es könne bisweilen Pflicht sein, ein Urtheil zu haben und auszusprechen. Ich kann mir das vorstellen. Wenn z. B. Jemand mich armen Sünder, verblendet im Verstande, zerrüttet im Willen, mich an die Gefahr erinnert, von meinen Feinden irregeführt zu werden, würde das nicht gut für mich sein? Und noch nützlicher würde dies sein, wenn alle Menschen wären, wie sie sein sollten, Ein Herz und Eine Seele, alle innigst in Gott vereinigt, Eins unter einander und mit Jesus, wie Jesus mit dem Vater Eins ist! Denket an mich Armen, daß ich immer würdiger werde, den heiligen Boden Gottes zu betreten. Gott mit uns!" (Daneben wieder ein Schwert.)

Seinen Brüdern, die auf der Reise in Italien sich befanden, schreibt er unter dem 9. August 1791: „Ich hoffe und

glaube ganz sicher, daß ihr auf der Reise nicht machen werdet, was man grand ton nennt (nicht den Großen spielt). Das Reisen hat seinen Nutzen; ich bin aber überzeugt, daß es sehr gefährlich ist. Wenn ich auch nur Einen Tag mich zerstreue, kann ich's merken. Vielleicht wird das bei Anderen nicht so sein. Aber was schaden kann, schadet nicht, besonders wenn eine gute Absicht zu Grunde liegt. Der Engel des Herrn wird nicht von euch weichen. Er wird euch immer ins Ohr rufen, was Tobias seinem Sohne sagte, als er reisen mußte. Das ganze 4. und 5. Capitel wird euch erbauen und hoffentlich nützen; leset doch, sobald ihr könnt, es ist Gottes Wort, wovon der Mensch auch lebt. Der Engel Gottes wird euch ins Ohr rufen; aber verbum Dei audire, intelligere, facere! Da sagt der h. Paulus: Ziehet unseren Herrn Jesum an und den alten Adam aus. Und wie das geschehen soll, sagt uns Jakob in der Weissagung, die er auf dem Sterbebette aussprach über seinen Sohn Juda: Juda, dich werden deine Brüder loben, deine Hand wohnt auf dem Nacken deiner Feinde (hier ist ein großer, mächtiger Stoßdegen gemalt). Jesus sagt: Verleugne dich selbst, trage dein Kreuz und folge mir nach. In solcher Weise wird das Gefährliche der Reise überwunden werden; unsere Feinde werden sich sehr betrügen, ja selbst uns veranlassen, jungen Löwen ähnlich zu werden, wie es dort in der Weissagung heißt, das soll ich werden und so soll ich werden; aber, meine lieben Brüder, was sind wir? Arm an Allem. Nicht wahr? Also:

Gib mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruh',
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thu'."

In sämmtlichen Briefen aus dem Jahre 1791 ist der Grundton: Demuth und Selbstverleugnung. Wir müssen uns dabei erinnern, daß Clemens August damals ein Jüngling

von 19 Jahren war, sich also in dem Alter befand, wo im gewöhnlichen Menschenleben gerade sprudelnder Uebermuth, Eitelkeit, Gefallsucht, Ehrgeiz, Genußsucht in üppigster Weise zum Vorschein kommen. Aus dem tiefen und reinen Grunde ging auch hervor seine Liebe zur Armuth. In einem Briefe vom 20. September 1791 schreibt er, daß Prof. Sprickmann so schwer geprüft werde durch Krankheiten, malt dann in dem Briefe ein Kreuz und zwei kräftige Stoßdegen und fährt fort: „Einer sprach, ich will dir folgen. Jesus aber sprach: Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen könnte. Dann sprach ein Anderer: Ich will dir folgen, Herr, aber erlaube mir, daß ich es zuerst Denen sage, die zu Hause sind. Jesus sprach: Niemand, der seine Hand an den Pflug gelegt hat und zurückzieht, ist des Himmelreiches fähig.

Es kann mir also Alles nichts helfen, wenn ich nicht die Armuth habe; denn die Armuth scheidet mich ja von allen Dingen, und dann erst kann die Liebe in mich kommen. Paulus sagt: Wenn du Alles hast und hast die Liebe nicht, so hilft Alles nicht. Ich wiederhole also nochmals meine Bitte: Betet doch für mich um die wahre Armuth im Geiste."

Also ascetische Ablöse von allen Außendingen der Welt war sein Gedanke und Ziel schon im Jünglingsalter, und wie treu hat er diesen Gedanken auf seinem ganzen Lebenswege verfolgt! Schon der Brief, den er zehn Tage später schreibt, gibt den Beweis dafür. Er schreibt dort an seinen Bruder Caspar Max scherzhaft einige Worte über die Jagd und sagt, er sei auch mal auf der Jagd gewesen, bricht aber dann schnell ab und sagt, er wolle, so gut er könne, etwas über den inneren Menschen schreiben.

„Der h. Paulus sagt: In Gott leben, weben und sind wir, das will nun, glaube ich, oft der Mensch nicht recht. Sein

verblendeter Verstand ist so verblendet und sein zerrütteter Wille so zerrüttet, daß er sich dagegen sperrt. Er kann es nicht hindern, daß Alles an ihm und in ihm aus Gott ist; aber damit unzufrieden verschließt er sein Herz, hat Augen, zu sehen, und sieht nicht, Ohren, zu hören, und hört nicht. Nun gebe doch Gott, daß in uns das Sperren immer mehr aufhört und wir immer lieber uns in die Arme Gottes werfen. Gott ist der einzige Gott; nun gebe Er doch, daß wir uns ganz nach Ihm allein sehnen; unser ganzer Leib und unsere ganze Seele sei in Ihm allein; all' unser Thun und Lassen, all' unser Denken, Sinnen, Wünschen, Begehren sei in Gott, abgeschieden von allen Dingen allein in Gott. Gott gebe Armuth im Geiste!" Dann malt er ein Kreuz, ein breites und spitzes Schwert auf Hieb und Stich, und schreibt daneben: „Den gefährlichsten Feind tragen wir mit uns herum."

Die Grundzüge der geistigen Armuth, nämlich Ablöse von den äußeren Dingen, von den Menschen, vom eigenen Ich waren schon dem 20jährigen Jüngling tief ins Herz geschrieben. Seine Ansprüche beschränkten sich auf die äußersten Lebensbedürfnisse nach den Worten des h. Paulus: „Wenn ich habe, wovon ich lebe und mich bekleide, so bin ich zufrieden." Clemens August kannte keinen weltlichen Comfort und hat dies in allen und den höchsten Stellungen des Lebens bewiesen. Seine häusliche Einrichtung bestand in Tisch, Stuhl, Ofen. Obwohl nicht Ordensmann, befolgte er den evangelischen Rath der Armuth in der Welt. Seine Lebensweise war die denkbar einfachste. Als er später im Amt sich befand, wurde monatlich von seiner Einnahme abgestrichen, was für den kleinen Haushalt und die einfachste bürgerliche Küche nöthig war, das übrige sofort an die verschiedenen Pfarrer der Stadt zur Vertheilung an die Armen geschickt. Als er im Jahre 1833 eine Zeitlang den Gedanken hatte, nach Burlo bei Darfeld überzusiedeln, stellte er eine genaue

Rechnung über seinen Haushalt auf und sagte, er wolle die Posten nicht zu niedrig ansetzen, um sich nicht selbst was weiß zu machen. Er berechnet dort die Kosten des Haushaltes für zwei Personen auf 360 Thaler. Er bemerkt nebenbei, die Haushälterin solle keine Staatsmamsell sein. Als Wohnung verlangt er nur Wohn- und Schlafzimmer, Stube für den Bedienten und eine Plunderkammer.

Clemens August liebte mit großer Liebe die ganze Welt, kannte aber nicht die irdische Anhänglichkeit an Fleisch und Blut. Er liebte die Freundschaft, ohne sich irdisch darin zu verlieren und den Blick auf höhere Ziele sich trüben zu lassen, — daher sein vollkommen reines und lauteres Leben. Er liebte seine Familie. Scherzhaft schreibt er im März 1792: „Ihr könnt nicht glauben, was ich euch lieb habe und wie ich nach euch verlange, und was ihr artige Kinder und junge Leute seid. O, o, o! was habe ich euch erschrecklich lieb, seitdem Sailer an Mama geschrieben hat. Ihr könnt es von Mama hören, wie er euch gelobt hat; abscheulich gut seid ihr. Aber nun im Ernst. Er sagt so was von euch; ich hoffe daß es wahr ist, nach der Regel, daß derjenige, welcher uns lobt, uns den Weg zeigen will, den man wandeln soll, und derjenige, welcher uns tadelt, den Weg zeigt, den man nicht wandeln soll. Ob es wahr ist, was Sailer sagt, müßt ihr selbst wissen. Indessen, was nicht ist, soll und muß werden. Laßt uns unsere Seelen, die Bilder Gottes, in unseren Händen tragen, auf dem Wege Christi zum Himmel, damit dasjenige, was in uns die Natur wirkte, als wir Kinder waren, jetzt Jesus Christus wirken möge, daß er uns anthue mit Muth und Stärke, durch männliches Handeln als Kinder zu handeln." Welch' erhabene Auffassung der Familienliebe! Daß bei solchen Grundsätzen von einem Stolz auf Familie, hohe Geburt, Stand, vornehme Bekanntschaften, Freundschaften, Connexionen und dem ganzen Getriebe, welches in der Welt eine so

große Rolle spielt, nicht die Rede sein kann, braucht kaum erwähnt zu werden und ist davon in dem ganzen Lebenslauf des Kirchenfürsten auch nicht die leiseste Spur zu finden.

Nächst der Armuth war die Einfalt seine liebste Freundin. Alles Gemachte, Gesuchte, Gespreizte war ihm in der Seele zuwider. Was Einfalt sei, meinte er, sei schon in kurzen Worten zu erklären; sie erscheine ihm, wie das Kindlein in den Armen der liebenden Mutter. Später schrieb er ein ausführliches Capitel über die Einfalt für die barmherzigen Schwestern. Die Liebe zur Einfalt bestimmte oft seine Ansichten über Personen, Zustände, Schriften und bietet uns Gelegenheit, ein Wort über seine Stellung zu sagen, die er zu der damaligen Literatur genommen hatte. Man könnte meinen, daß ein Mann, welcher so strenge ascetische Grundsätze hatte, aller Poesie bar und ledig gewesen sei. Die Literatur war ihm nicht unbekannt, gleichgültig; bei der Universalität seines Charakters, bei der Natur des Idealen, welche sich nicht in enge Schranken einschließen läßt, sondern ins Allgemeine geht und seinem ideellen Streben zu Grunde lag, war es unmöglich, der Literatur, welche damals eine so hohe Rolle spielte und die Welt thatsächlich beherrschte, gleichgültig gegenüber zu stehen. Clemens August kannte die Literatur und beurtheilte schon als Jüngling dieselbe nach höheren Gesichtspunkten.

Die Gedichte Stolbergs interessirten ihn, und dieser suchte die Gebrüder Droste auch für Klopstock zu gewinnen. Stolberg war ein großer Verehrer Klopstock's, und als die Brüder ihn in Eutin besuchten, leitete er das Gespräch auf Klopstock. Clemens August machte kein Hehl aus seiner Ansicht; die Vermengung der einfachen biblischen Geschichten und Wahrheiten mit willkürlichen Phantasiegebilden war ihm zuwider und verletzte sein einfaches Gefühl. Das war Stolberg nicht nach dem Sinn. Und als der Bruder Franz äußerte: „Wer Klopstock

einmal gesehen, kann sich nicht vorstellen, daß er ein Dichter sei, konnte Stolberg seine Gereiztheit nicht verbergen. Nicht viel besser erging es Stolberg mit andern Männern, auf welche er nach protestantischer Anschauung große Stücke hielt. An dem mystisch-pietistischen Lavater und seiner Physiognomik, die das Innere des Menschen vor Allem und hauptsächlich an der Nase erkennen wollte, konnte der natürliche, einfache Clemens August keinen Gefallen finden. Auch Gellert's Hausmanns-Christenthum, wie man es wohl genannt hat, konnte ihm nicht zusagen, wenngleich er diesen Männern immerhin seine Achtung nicht versagte. Dagegen war sein Liebling der Wandsbecker Bote, Asmus Claudius, und zwar wegen seiner Einfalt und Natürlichkeit, die in seinem ganzen Wesen, Leben und Schreiben sich kund gab.

Von Eutin aus schrieb Clemens August unter dem 4. Juni 1794: „Unser Vergnügen wird hier gestört durch den Hof, seine Leute und Tafeln. Von der hiesigen Bekanntschaft schreibe ich Nichts, von dem Wandsbecker Boten melde ich kurz, daß an Claudius mir hauptsächlich aufgefallen ist seine Einfachheit." — In einem weiteren Briefe aus Wandsbeck schreibt er: „Ich will dir schreiben, wie mir Claudius vorkommt und wie es mir mit ihm geht. Bekannt wird man mit ihm sogleich; aber was mir an ihm besonders gefällt und worin seine Einfalt und Kindlichkeit so recht hervortritt: — man hat viel von ihm gehört und kommt mit großen Ideen zu ihm, und dann wundert man sich, daß der gepriesene, berühmte Mann so gewöhnlich ist. Ich liebe die Kindlichkeit sehr. Käme ich mit Vorstellungen von Kindlichkeit zu Claudius, dann brauchte ich nicht suchen, um sie zu finden. Das einzige mögliche Kleid der wahren Kindlichkeit scheint mir die Gewöhnlichkeit zu sein, und diese dünkt mir Claudius ganz zu haben. Gerade dies: Im Aeußern Nichts — scheint mir von der Größe des Innern zu zeugen."

Clemens August erzählte später von dem Besuche, den sie bei Claudius gemacht: „Wir kamen zu seinem Hause, als ein Mann gerade beschäftigt war, Dünger aufzuladen. Wir kannten ihn nicht und sagten ihm: Wir wünschen den Herrn Claudius zu sprechen. Er sprang schnell vom Wagen, eilte ins Haus und erschien in einigen Augenblicken mit einem andern Rock an der Thür, — es war Claudius. Der Empfang war äußerst herzlich." Die Freundschaft, die sich hier anknüpfte, dauerte bis zum Tode des Dichters. Clemens August liebte seine Gedichte sehr, und wenn er später, als er bereits mitten im Kampfe stand, das Treiben seiner Gegner bezeichnen wollte, sprach er gern die schönen Verse von Claudius:

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel,
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen nicht zum Ziel.

Mit der Liebe zur Einfalt stand von selbst in inniger Verbindung seine Liebe zur Kindlichkeit, zu einem wahren Kindersinn. Man sollte glauben, daß in dem riesigen Körper und Geist etwas, was man Kindersinn nennt, gänzlich untergegangen sei. Im Juni 1792 schrieb er an seine Brüder: „Gott erhalte uns Alle gesund und leite unser Inneres, daß wir immer munterer und thätiger vom Schlafe aufstehen, und, wie frische Knaben, ganz ungeschwächt, von Oben gestärkt, im Lichte wandeln und den Vater preisen, der im Himmel ist." Dann citirt er die Stelle in der Schrift: „Und Jesus rief ein Kind herbei, stellte es in die Mitte und sagte: Wenn ihr nicht werdet, wie die Kindlein, so werdet ihr ins Himmelreich nicht eingehen."

Wiederum schreibt er an seinen Bruder Adolph: „Noch Etwas. Ich wünsche immer, Gott, der große Gott, und sein

Sohn, unser Herr Jesus Christus, der sich so nahe an uns herangemacht hat, leite uns arme Menschen auf dem Wege des Friedens, der Armuth und des wahren Kindersinnes." — Schon im Jahre 1791 drückt er in einem Briefe an seinen Bruder das Verlangen nach wahrem Kindersinn aus. Er schreibt: „Wir sind jetzt in Münster, bleiben ein paar Tage und dann hinaus. Wir freuen uns recht darauf. Doch das sind alles so Nachrichten, unser Aeußeres betreffend. Ich habe jetzt nur Einen heißen Wunsch: Gott lege uns Allen einen Wunsch nach Armuth, Kindersinn, Einfalt des Herzens und Geistes in die Seele, der glimmt und nicht aufhört, nicht rastet, bis er Flammen fängt, und Alles, das ihm widersteht, verbrennt. Gott belebe diesen Wunsch, daß er nicht augenblicklich wie kurze Zuckung, die auch ein todter Leib haben kann, sondern immerwährend lebend sei, über Berg und Thal mittelst jeder unserer Thaten zu Gott führe. Gott lehre uns beten. Petite et accipietis." (Darunter zwei Schwerter auf Hieb und Stich gemalt.)

Unter den hinterlassenen Briefschaften von Clemens August finden wir auch einen Brief Stolberg's, welchen er unter dem 17. September 1792 an die Fürstin Gallitzin über die Grazie schrieb: „Jedes Kind beinahe hat einen gewissen Grad von unwiderstehlicher Grazie, die mir daher zu kommen scheint, daß es seiner Unwissenheit wegen in all seinem Thun und Lassen so arglos und ganz zu Werke geht. Es wird nicht durch besondere starke Affecte oder durch Widerstand gegen dieselben getrieben oder gehemmt, — dies Alles gibt seinem Thun und Lassen einen Anstand, eine sichtbare Verhältnißmäßigkeit und vorzüglich eine Harmonie des Aeußeren mit dem Inneren, welche unwiderstehlich anzieht und mir das scheint, was man Grazie zu nennen pflegt. — Diese Grazie wächst bei dem Christen in demselben Maße, als sein Wille einfältiger wird, je mehr der Christ mit seinem Willen aus der wankenden Vielfältigkeit

der Zwecke und Absichten in die Einheit tritt, nur Eins beabsichtigt, nur Eins will. Mit dieser Richtung findet sich gleichzeitig auch jene Arglosigkeit ein, die dem Kindersinn eigen ist, da man bei der Aufmerksamkeit auf sich selbst zur Demuth und zum nachsichtigen Urtheil über Andere angeleitet wird, und diese Einfalt und Arglosigkeit nimmt mit dem Flicken und Lappen — er versteht darunter das stete Arbeiten an unserer verderbten und zerrissenen Natur — immer mehr zu, weil der Widerstand unserer Neigungen und Gewohnheiten und die Trennung, in der sie uns halten, abnimmt. Daher wird denn auch jene kindliche Freiheit immer mehr sichtbar, immer mehr das, was man Grazie nennt, bis sie endlich zum neuen, weißen Kleide verhilft, wo die kindliche Freiheit zur männlichen oder christlichen Freiheit überführt, in welcher der h. Paulus sich zeigt, da er ausruft: Ich lebe, aber nicht mehr Ich, sondern Christus lebt in mir. Zu dieser verhelfe uns Gott durch Jesum Christum. Amen." Die Gedanken von Clemens August und Stolberg treffen sich vollständig; das Streben und Verlangen nach wahrem Kindersinn und kindlicher Freiheit führte ihn zur männlichen und christlichen Freiheit und zur Ausführung der Werke, wofür die göttliche Vorsehung ihn auserseheu hatte.

Die Jugendzeit ging zur Neige; die philosophischen und theologischen Studien waren vollendet. Jetzt wurde nach Sitte der damaligen Zeit und nach dem Willen der Eltern eine größere Reise angetreten, um den Blick zu erweitern und außerhalb des elterlichen Hauses und des gewöhnlichen Kreises Land und Leute kennen zu lernen. Clemens August und sein Bruder Franz sollten zusammen reisen und Katerkamp sie begleiten. Unter dem 13. Juni 1796 schrieb die Mutter einen herzlichen Brief an Katerkamp: „Ich kann nicht umhin, da meine lieben Söhne Franz und Clemens im Begriff stehen, ihre Reise anzutreten, und Sie dieselben begleiten werden, Folgendes zu bemerken:

Sie haben das Vergnügen, daß Diejenigen, deren Erziehung Ihnen anvertraut war, jetzt Ihre Freunde sind, wodurch Sie ein doppeltes Recht auf ihre Folgsamkeit erworben haben. Ich empfehle Ihnen dieselben auf's angelegentlichste. Ich bin überzeugt, daß Sie bei denselben die Anhänglichkeit an Gottesfurcht und Religion unausgesetzt vermehren, auch nichts außer Acht lassen werden, was zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Ausbildung ihres Geistes und Körpers beitragen kann. Auch möchte ich zwei Punkte empfehlen, — daß sich nämlich meine lieben Söhne nicht unnöthigerweise großen Gefahren aussetzen, unter dem Vorwande, man müsse sich in Gefahren bewähren, und daß sie zweitens die weltliche Gesellschaft nicht gänzlich meiden, unter dem Vorwande, verdorben zu werden, oder daß in solchen Gesellschaften nichts Gutes zu erlernen sei; denn obschon ich die Gefahr recht wohl einsehe, glaube ich doch, daß junge Leute, welche feste Grundsätze haben, Nutzen daraus schöpfen können, indem sie Menschen kennen lernen und auf dieselben auch durch Wort und Beispiel wirken können. Bei dieser Gelegenheit halte ich mich verpflichtet, mit dem wärmsten Dank Ihnen das Zeugniß zu geben, daß das gottesfürchtige Betragen meiner Söhne, ihr Fleiß und ihre wissenschaftliche Ausbildung gewiß Ihrer zweckmäßigen Bemühung wesentlich mit zuzuschreiben ist. Es wird mir deshalb jede Gelegenheit, Ihnen, lieber Herr Katerkamp, angenehme Dienste erweisen zu können, willkommen sein, und glaube ich dies von jedem theilnehmenden Mitgliede meiner Familie sagen zu können. Der Segen des allmächtigen Gottes begleite Sie auf Ihren Wegen, beschütze Sie und meine Söhne in allen Gefahren des Leibes und der Seele und führe Sie glücklich in den Schooß der Ihrigen zurück. Dies sind die aufrichtigen Gesinnungen

Ihrer aufrichtigen Freundin und Dienerin

Droste ꝛc."

Das Reiseziel war Italien, Rom, Sicilien; der Weg führte durch die Schweiz. Die Route war genau von Stadt zu Stadt vorgeschrieben. Aus den Briefen, welche Clemens August während der Reise schrieb, stehen mir einige zu Gebote und theile ich dieselben mit, weil sie wiederum einen Beitrag zu seiner Charakteristik liefern. In einem Briefe aus Constanz vom 21. Juli 1796 erzählt er von einem Besuche bei Professor Sailer:

„Wir fuhren von München aus nach Ebersberg, einem zwei Stunden weit entfernten Dorfe zum Prof. Sailer, den ich ganz anders fand, als ich ihn mir vorgestellt, und den ich weit über meine Vorstellung fand. Sein Portrait gleicht blos, wenn er etwas verlegen ist; es hat nicht den Charakter seines Gesichtes, macht vielmehr, wenn nicht den entgegengesetzten, doch einen ganz anderen Eindruck. Das Portrait stellt fast das Bild eines schmeichelnden Hofschranzen dar, und nicht den durch Leiden, Verfolgung geprüften, ernsthaften, munteren und keineswegs kindischen Mann, der, durchdrungen von der Schwäche des Menschen, alterius onera libenter portat. Er wurde verfolgt und konnte deshalb in München nicht bleiben. Um Ruhe zu haben, ging er dorthin, wo er jetzt ist, und dankt Gott für seine Ruhe. Man muß nicht glauben, daß man im Umgang die Verfolgung an ihm merkt. Gar nicht. Kennt man die Umstände nicht genauer, durch den Umgang mit ihm lernt man sie nicht kennen. Voll Feuer ist er, aber sanft, nicht aufbrausend, heftig. Franz wird mehr von ihm schreiben. Er ist kein Kantianer. Er glaubt, daß Kant manches Gute an sich habe, daß dem liebenden, weisen, geprüften Manne die Lehren des Kant, wie Alles, zum Guten dienen werden, daß man aber von dieser Klasse der Lehrenden sehr Jene unterscheiden müsse, welche noch junge Leute sind, noch nicht fest, geprüft, begierig nach den neuen Paradoxen, geneigt, Kant's Philosophie mit allen ihren Consequenzen

hereinzufressen, und darauf müsse man nach seiner Meinung sehr scharf sehen; denn die Kantianer, von denen Kant noch immer der gemäßigteste sei, seien nicht zu überzeugen. Um junge Leute zu warnen, müsse man einen Satz Kant's, den die Kantianer ungezweifelt annehmen, aufstellen und dann zeigen, daß dieser Satz einem von der christlichen Religion ungezweifelt angenommenen Satze völlig widerspreche. Wer dann nicht blos Christ heißen und Deist sein, sondern wirklich Christ sein wolle, der könne Kant's Philosophie nicht annehmen. Dies wandte Sailer an auf die Lehre von der Erlösung, Gnade und dem h. Geiste. Ich habe meinen Spaß daran," so fährt Clemens August fort, „alle Urtheile der berühmten Männer über Kant zu sammeln. (Er zählt dann die Namen der Männer auf, deren Urtheil über Kant er schon gehört.) Ich werde fortfahren und es wird mich freuen, wenn ich's durchsetzen kann." Ganz wahrscheinlich besuchte er aus diesem Grunde auch Stattler, der in damaliger Zeit das Verdienst hatte, die Schwächen des Kantianismus und seine Unverträglichkeit mit der geoffenbarten Religion nachgewiesen zu haben.

Man sieht übrigens, daß bei Clemens August von Einseitigkeit, die man immer so gern ihm hat anhängen wollen, nicht Rede sein kann. Wie mit der schönen Literatur, so suchte er auch mit der Philosophie, welche am Ende des vorigen Jahrhundertes eine so großartige Rolle spielte, sich gründlich bekannt zu machen. Keineswegs war daher die Reise bloß Vergnügungsreise, sondern es wurden, wie auch die Mutter in ihrem Briefe gewünscht hatte, höhere Zwecke damit verbunden. Ueber die Gefahr der Philosophie für junge Leute war Clemens August schon sehr frühzeitig sich klar geworden. Im Jahre 1791 schrieb er an seine Brüder: „Nicht speculiren ist das Sicherste; durch Speculation verliert man das gerade Sehen; zudem verliert man die Achtung vor der Autorität Anderer und wird sich selbst

Autorität. Das beste Mittel, um gerade zu sehen, ist die Reinigung von dem innern Bösen. Ist der Nebel vor der Sonne, so kann man sie nicht sehen; ist das Unreine des Menschen vor dem Licht der Gnade, so kann der Mensch das Wahre nicht sehen; daher das beste Mittel: Reinige dich vom Bösen und thue das Gute. Der Friede Gottes sei mit euch!" Im Jahre 1792 schreibt er: „Der Mensch hat ein Bedürfniß, glücklich zu sein; aber was soll ich hoffen, ich habe ja Nichts, ich weiß ja Nichts. Der Mensch hat ein Bedürfniß, zu handeln, aber wie soll ich handeln? Die Philosophie sagt, daß sie die Vernunft nicht befriedigen, diese Fragen nicht lösen könne. Da kommt die Religion und sagt: Glaube nur, hoffe nur, liebe nur. Das geht so recht auf das Organ der Religion, die Demuth. Religion und Philosophie stehen gegeneinander, wie Demuth und Stolz. Für Jene das einzige Organ Demuth, für diese ewig Stolz. Credo Domine, adiuva incredulitatem meam."

Die Reiseroute führte durch die Schweiz. Sie hielten sich dort einige Zeit auf und besuchten zu Fuß die merkwürdigsten Orte. Der Eindruck, welchen die herrliche Natur auf ihn machte, blieb für das Leben in ihm frisch und lebendig. Sogar als Erzbischof von Köln äußerte er den Wunsch, an dem Anblick dieser wunderbaren Natur sich noch einmal erfreuen zu können. Mit verschiedenen vortrefflichen Männern in den Kantonen St. Gallen, Schwyz und Luzern wurde Freundschaft angeknüpft, die auch in späteren Jahren noch unterhalten wurde.

Beim Eintritt in Italien hatten die Reisenden mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Franzosen hatten alle Pässe besetzt; nur mit Mühe gelang es, durchzukommen. In Florenz interessirten Clemens August die Werke der italienischen Kunst; er hatte sich Kenntnisse auf diesem Gebiete erworben und selbst mit Oelmalen sich beschäftigt. Der geschichtliche Sinn, den Clemens

August von Natur hatte, war unter Katerkamp's Leitung, dem künftigen Kirchenhistoriker, vortrefflich genährt durch ein gründliches Studium der älteren und neueren Geschichte und fand reiche Nahrung in den zahlreichen Denkmälern Italiens. Endlich war Rom erreicht. Fürstenberg nebst seinem Bruder, dem Fürstbischof von Paderborn und Hildesheim, welche in Rom gekannt und hochgeehrt waren, hatten den Reisenden einen ehrenvollen Empfang bereitet. Pius VI. empfing die Brüder nicht als Fürst, sondern als Vater und Freund und erkannte in ihnen eine Hoffnung für die Kirche Deutschlands. Clemens August verweilte sieben Monate in Rom. Der Eindruck, den die ewige Stadt auf ihn gemacht, war unauslöschlich und begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Sein Glaube an die „Ewigkeit" dieser Stadt war unerschütterlich. Ein Jahr später, im Jahre 1798, wurde Pius VI. durch Napoleon mit Gewalt in die Gefangenschaft abgeführt und starb in der Fremde; bald darauf wurde auch Pius VII., schon ein hinfälliger Greis, nach Frankreich geschleppt. Oberst Radet sagte, er führe den letzten Papst weg. Man fragte später Clemens August, ob ihn nicht gebangt habe für Rom. Er erwiderte verwundert: „Ein solcher Gedanke ist mir nie in den Sinn gekommen." Die Kreise, in welchen Clemens August verkehrte, waren verschiedener Ansicht über Napoleon. Einige glaubten, Gott werde Napoleons, dieses außergewöhnlichen Mannes sich bedienen, um die Kirche zu erhöhen, wie es einst durch Karl den Großen geschehen war. Andere, und zu ihnen gehörte Clemens August, wollten von einer französischen Herrschaft nichts wissen und glaubten nicht an die Dauer seines Regimentes, sagten vielmehr: „Napoleon ist auf das schwarze Pferd gestiegen, jetzt ist es aus mit ihm." „Keiner von uns," sagte Clemens August, „zweifelte mehr daran, daß er, wenngleich auf dem Gipfel seiner Macht, bald fallen würde." Der Erfolg hat es bestätigt.

Nach der Rückkehr aus Italien empfing Clemens August im Jahre 1798 den 14. Mai von seinem Bruder Caspar Maximilian die h. Priesterweihe, nachdem er schon vor der Reise im Jahre 1795 den 19. Oktober die Subdiakonats- und im Jahre 1796 den 12. März die Diakonatsweihe empfangen hatte. Die Wahl des Standes hatte keine Schwierigkeiten bereitet; er hatte sich von Jugend auf für den Priesterstand bestimmt; seine ganze Jugend, sein frommes Leben, welches wir aus seinen Briefen kennen gelernt, war eine stete Vorbereitung auf diesen Stand. Seine Jugend kannte keine Krisen, kein Schwanken, kein Verirren, Versinken, kein Zweifeln und Bangen, — das Ziel war klar und wurde mit eiserner Festigkeit verfolgt. — Auf dem elterlichen Hause ruhte ein besonderer Segen Gottes. Außer Clemens August widmeten noch zwei Brüder sich dem geistlichen Stande. Caspar Maximilian, geboren 1770 den 3. Juli, empfing 1793 den 13. Juli die h. Priesterweihe, wurde 1795 zum Weihbischof ernannt, wohnte 1811 dem Concil zu Paris bei und war der Erste, welcher seine Stimme erhob für die Freilassung des Papstes, wurde im Jahre 1825 zum Bischof von Münster ernannt, feierte am 6. September 1845 sein fünfzigjähriges Bischofsjubiläum und starb am 3. August 1846. — Franz Otto, geb. im Jahre 1771, empfing zu Rom im Jahre 1797 die Subdiakonats- und nach der Rückkehr durch seinen Bruder Caspar Maximilian die Diakonatsweihe, wurde im Jahre 1800 Geheimrath des Kurfürsten Max Franz, wurde 1808 als Domcapitular zum Kaiser Napoleon nach Paris deputirt, gab im Jahre 1817 seine Schrift über „Kirche und Staat" heraus, war ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Geist und Kenntnisse und starb im Jahre 1826 allgemein geachtet und geliebt zu Münster.

Nachdem Clemens August die heil. Priesterweihe empfangen, war er als eifriger Priester zunächst thätig in der

Seelsorge, am Altar, auf der Kanzel, im Beichtstuhl und gewann sich überall die Liebe und Achtung der Gläubigen. Ehren und Würden hat er nie gesucht: keine Spur davon ist in seinem Leben vorhanden. Doch die göttliche Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Zeiten waren traurig. Clemens August sollte auf den Kampfplatz treten und dort sogar eine hervorragende Stellung einnehmen.

II.

Kirchliche Zustände in Deutschland.

Clemens August verlebte seine Jugend in einer Zeit, welche für die Kirche äußerst schwierig und sehr traurig, aber auch geeignet war, frühzeitig seinen Blick auf das Verhältniß zwischen Kirche und Staat zu lenken. Die Kirche in Deutschland stand zwei Machthabern gegenüber, welche die Grundsätze des Absolutismus auf die Kirche anzuwenden, die weltliche und geistliche Gewalt in Einer Hand zu vereinigen und die Kirche zur Dienerin des Staates herabzuwürdigen suchten. Der Eine war König Friedrich II., der Andere Kaiser Joseph II. Friedrich war ungläubig und kannte nur das, was man Staat nennt. Er wurde Freimaurer und stand dadurch der positiven geoffenbarten Religion feindlich gegenüber. Außerdem trat er zu den französischen Encyklopädisten, Voltaire, Diderot &c., in nahe Beziehung und glaubte, daß man nicht so sehr durch Gewalt als durch Verachtung und Spott die Wahrheiten des Christenthums beseitigen würde. Für die Vernichtung der Kirche sei es, meint er in einem Briefe an Voltaire, einstweilen gut, die geistlichen Güter einzuziehen und sämmtliche Klöster aufzuheben. Und als Voltaire sagte: Wo bleiben wir denn mit den Bischöfen? antwortete Friedrich: Das müssen wir später sehen. Joseph II. war oberflächlich, beschränkt, und glaubte, die katholische Kirche Oesterreich's reformiren zu müssen. Er wollte aufgeklärt erscheinen und zerschnitt in der unvernünftigsten Weise das katholische

Band, welches allein im Stande ist, die verschiedenen Länder und Nationen des Kaiserstaates zusammen zu halten. Es fehlte ihm der Blick nicht nur in religiöser, sondern auch in politischer Beziehung. Pius VI. hoffte durch einen persönlichen Besuch in Wien den Kaiser zu gewinnen, wurde aber in Wien von dem Minister Kaunitz im Schlafrock empfangen. Die Mission war vollständig mißlungen, wie man Pius vorausgesagt hatte.

Im Jahre 1789 brach die französische Revolution aus; falsche politische und religiöse Ideen machten ihren Rundgang durch die Welt, vergifteten Glauben und Moral und verpflanzten sich auch nach Deutschland. Als Dritter im Bunde mit Friedrich und Joseph trat Napoleon ein, der Welteroberer, welcher alle Reiche Europas, aber auch die Kirche erobern wollte. Im Jahre 1798 wurde Pius VI. gefangen nach Frankreich abgeführt und starb, 81 Jahre alt, in der Verbannung. Das neue Jahrhundert begann mit Kanonendonner. Die siegreiche Schlacht bei Marengo erhob Napoleon bereits auf den Gipfel seiner Macht. Oesterreich sah sich genöthigt, den Frieden von Luneville zu schließen. Alles beugte sich zu Napoleons Füßen, nur Pius VII. nicht. Er wollte und konnte den zahlreichen Forderungen Napoleons sich nicht fügen, wurde Nachts im Quirinal überfallen und mit dem Cardinal Pacca nach Frankreich abgeführt und verblieb im Exil zu Fontainebleau bis zum Jahre 1814.

Die äußere Lage der Kirche war schwierig; aber schlimmer waren die inneren Zustände, welche während dieser traurigen Zeit in den Ländern sich gebildet hatten. Wir beschränken uns auf Deutschland.

Der Staat kannte keine Rechte der Kirche, sondern nur Rechte des Staates. Wer die Macht hat, hat auch das Recht. Alles, was leibt und lebt, fällt in den Bereich des Staates. So lehrte der Absolutismus; denn, wie Friedrich v. Schlegel ganz richtig sagt, ist der vollendete Absolutismus nichts anderes, als

„die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Gewalt in Einer Hand". So lehrten auch die Philosophen damaliger Zeit, Fichte an der Spitze, und gaben dadurch dem Absolutismus die höhere, philosophische Weihe. Man fragt von selbst: „Wie stellten sich die Bischöfe, die berufenen Wächter und Beschützer der Kirche, dieser Zeitströmung gegenüber?" —

Wir haben leider nicht viel Erfreuliches darüber zu berichten. Der Absolutismus drang in das innerste Wesen der Kirche, bestimmte über den Gottesdienst, regierte in der Sakristei und bestimmte, wie viele Kerzen auf dem Altare brennen sollten. Die Bischöfe waren der Aufgabe der Zeit in großer Zahl nicht mehr gewachsen; sie wurden gewählt aus hohen fürstlichen Geschlechtern; der Adel der Geburt entschied, nicht Fähigkeit und Würde. Ebenso schlimm war es bestellt um die Domkapitel; sie waren mit Adligen besetzt, welche die Subdiakonatsweihe empfingen; wenige waren Priester. Die alten Fürstbisthümer und das Kurfürstenthum hatten sich überlebt; es bedurfte einer Erneuerung des gesammten Episkopates. Die rheinischen Kurfürsten spielten eine schmähliche Rolle; unter den österreichischen Bischöfen waren, wenn ich nicht irre, nur einige wenige, welche Bedenken erhoben gegen die unsinnigen Befehle des Kaisers. Der Blick war nach Wien gerichtet, nicht nach Rom. Cardinal Herzan erstarb zu Füßen des Kaisers, wie Wolsey vor Heinrich VIII. Die Bischöfe widerstanden nicht; aber sie gingen weiter und verlangten sogar nach der bureaukratischen Jacke des Absolutismus, fühlten sich wohl und warm darin. Von der fürstbischöflichen Würde war der Fürst geblieben, der Bischof verloren gegangen. Schon im Jahre 1763 hatte Hontheim, Bischof von Trier, unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius eine Schrift veröffentlicht, worin die katholische Lehre über den Primat Petri völlig umgestoßen wurde und zwar, wie im Titel ausdrücklich gesagt wurde, — um

die Protestanten wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen. Die Schrift erregte viel Aufsehen, verlief aber im Sand. —

Zwanzig Jahre waren verflossen und der zweite Versuch wurde gemacht, eine Ablösung von Rom zu Stande zu bringen. Die rheinischen Kurfürsten und der Erzbischof von Salzburg hielten im Jahre 1786 den Emser Congreß. Auch Münster war vertreten durch den Geheimrath Tautphäus, der zwar in der ersten Sitzung gegen die Grundsätze und Absichten des Congresses Bedenken äußerte, aber schon in der zweiten Sitzung gefangen war. Der Congreß lehnte sich an Hontheim; in 23 Artikeln wurde die katholische Lehre vom Primat völlig umgestoßen, die Erzbischöfe wurden zu kleinen Päpsten gemacht, welche dann ihre Landeskirchen unter die Botmäßigkeit der weltlichen Fürsten stellen sollten; ja die Fürsten wurden sogar aufgefordert, ihr Protectionsrecht in Anspruch zu nehmen. Der Gedanke einer deutschen Nationalkirche mit einem Primas an der Spitze schwebte in der Luft. Auch der Emser Congreß verlief im Sand und ist in der Geschichte blos noch als charakteristisches Merkmal der damaligen Zeit verzeichnet. Nur noch einige Jahre, und Gott ließ die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer zu, die Güter wurden eingezogen, der Fürst verschwand und der Bischof kam zum Vorschein. Daß damit die Fürsten, welche die Kirche beraubten, nicht zu entschuldigen sind, versteht sich von selbst. Das Wort des Propheten erfüllte sich: Reges sunt fures. Gott leitete aus dem Bösen Gutes hervor; es erfolgte nun allmählich die Erneuerung des Episkopates und der Domkapitel. Doch verlief noch eine Reihe von Jahren, ehe man durch den angeschütteten Boden auf festes Fundament gelangen konnte.

Die Wissenschaft war katholischerseits arg vernachlässigt und fast ausschließlich in die Hand der Protestanten übergegangen. Im Jahre 1773 war der Jesuitenorden aufgehoben, zum großen Schaden für die Wissenschaft sowohl als das reli=

giöse Leben. Die sog. Geistesheroen der damaligen Zeit waren Protestanten; sie regierten auf dem Gebiete der schönen Literatur und der Philosophie und waren auch die Geschichtsbaumeister der damaligen Zeit: denn die Geschichte war katholischerseits sehr vernachlässigt und konnte erst nach 50 Jahren wieder zu ihrem vollen Rechte gelangen; der Heide Göthe beherrschte in großartiger Weise die damalige Welt. Die philosophischen Systeme schossen wie Pilze aus der Erde. Der Königsberger Philosoph Kant war das große Gestirn des Tages; seine Schriften wurden über ganz Deutschland verbreitet. — Der Protestantismus war fast ganz dem Rationalismus verfallen und dieser fand den eifrigsten Beförderer an Friedrich II. Die Universitäten wurden mit ungläubigen Professoren besetzt. Bald wurden auch die katholischen Lehrer von dem Aufklärungsschwindel ergriffen und wetteiferten mit den Protestanten. Die katholische Wissenschaft sollte von den Auswüchsen gereinigt und im Geist des Protestantismus reformirt werden. Die große, herrliche Vorzeit der katholischen Philosophie und Theologie wurde vergessen. Junge Leute, welche die Universität besuchten, wurden völlig vergiftet und moralisch verdorben. Keineswegs traten die Bischöfe entschieden und geschlossen dieser Richtung entgegen, manche beförderten sogar dieselbe, griffen in das Ordensleben ein, verboten die Verbindung der Oberen mit Rom, hinderten, unterdrückten die religiösen Bruderschaften, wollten die überflüssige Pracht aus den Gotteshäusern entfernen, den Gottesdienst in protestantischer Weise vereinfachen, führten mit Gewalt den deutschen Gesang ein und zerstörten den alten Choralgesang, empfahlen wässerige poetische Gebetbücher, eiferten nebenbei auch gegen Heiligendienst, Muttergottes-Verehrung, Ablaß, gute Werke, empfahlen immer und immer wieder Toleranz gegen die Brüder, welche in einem oder anderen Punkt der Religion anders dächten, und hofften, allmählich durch ein verwässertes Christenthum die Vereinigung der Confessionen zu Stande zu bringen. Die

Priesterseminare waren in den meisten Diöcesen noch nicht eingeführt. Der Aufklärungsgeist theilte sich auch dem Clerus mit und brachte traurige Früchte. Das religiöse Volksleben litt schwer unter dieser Zeitrichtung; Kälte, Gleichgültigkeit im Glauben war die Folge, der Empfang der h. Sakramente nahm ab, die Predigten waren moralisch wässerig, die Prozessionen fanden keine Theilnahme, der Rosenkranz kam außer Gebrauch. Die Nachwehen dieser ganzen Zeitrichtung konnte man noch verspüren bis zum Kölner Ereigniß.

Clemens August durchlebte diese traurige Zeit. Sein Geburtsjahr fällt zusammen mit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu. In seine Jugendzeit fallen die Bestrebungen, die deutsche Kirche von Rom abzulösen. Er erlebte die Angriffe des Absolutismus gegen die Kirche und ihre Selbständigkeit, die Verirrungen der Philosophie und das Bestreben, Philosophie und Aesthetik an die Stelle der Religion zu setzen; er sah die protestantisirende Richtung in dem kirchlichen Leben. Er erlebte alles dieses, ohne von der falschen Zeitströmung ergriffen zu werden. Gott hatte den Mann, welcher ein Werkzeug in seiner Hand, ein Rüstzeug der Kirche Gottes werden sollte, bewahrt, wie seinen Augapfel, mit den Flügeln der Gnade ihn bedeckt, behütet und beschützt und ihn allmählich zu dem großen Werke der Erneuerung des gesammten katholischen Lebens vorbereitet und herangebildet. Zugleich aber wird es uns klar, wenn später auf dem Kampfplatz „fester Anschluß an Rom und Freiheit der Kirche" die Losung waren, unter welcher er kämpfte.

III.

Zustände im Hochstift Münster.

Man hat mitunter die Behauptung aufgestellt, das Münsterland, dieser stille Winkel im Nordwesten Deutschlands mit seinen öden Haiden, großen Wäldern, einsamen Bauernhöfen, seiner bescheidenen Residenzstadt, sei von der falschen Zeitströmung verschont geblieben. Das ist geschichtlich unwahr. Noch irriger ist die Meinung, daß Clemens August, wenn er nicht unter münsterischen Verhältnissen gelebt, vielleicht die gerade entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und von dem unkirchlichen Geiste sich habe fortreißen lassen. Gerade Clemens August gehörte mit zu den Männern, welche mit klarem Auge erkannten, daß im Münsterlande ein Geist sich zu entwickeln drohe, dem man entschieden entgegentreten müsse. Die Geistlichkeit war matt und kraftlos; die zahlreichen Klöster hatten die Cura völlig absorbirt; der richtige Pfarrverband war aufgelöst. Die Klöster waren zu einem großen Theile mehr oder minder von ihrer Bestimmung abgewichen; ich habe noch Zeitgenossen gekannt, welche keine erfreuliche Mittheilung darüber machten. Ein Priesterseminar existirte nicht, wenngleich drei Jahrhunderte verflossen waren seit dem Concil von Trient. Der Bauernstand hatte sehr gelitten unter dem siebenjährigen Krieg. Durch die nahe Beziehung des Münsterlandes zu Oesterreich waren die höheren Stände mit den josephinischen Grundsätzen bekannt geworden; von der anderen Seite drangen die voltärianischen Ideen ins Land. Die jungen Leute wurden auf den

schlechten Universitäten verdorben. Auch der Adel war zu einem nicht geringen Theile aus dem Geleise gewichen. Das gesammte religiöse Leben war lau und elend; das eigentlich katholische Bewußtsein hatte schwer gelitten.

Seit dem Jahre 1786 war Maximilian Franz Fürstbischof von Münster. Er war der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia und wird uns in der Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von Brück geschildert als ein leichtfertiger, unerfahrener, junger Mann, völlig abhängig vom österreichischen Kabinet, ganz einverstanden mit seinem kaiserlichen Bruder Joseph II., mit den Illuminaten und Kirchenfeinden. Er war zugleich Kurfürst von Köln und Nachfolger von Max Friedrich, welcher eine Akademie in Bonn errichtete, um dadurch die katholische Universität zu Köln zu zerstören und den neuen Lehren rascheren Eingang zu verschaffen. Max Franz erhob die Akademie zur Universität, ohne sich darum zu kümmern, daß die päpstliche Bestätigung verweigert war, und ernannte Spiegel, den Bruder des Domdechanten Spiegel in Münster, dem wir noch mehrfach begegnen werden, zum Curator der neuen Universität. Der Curator Spiegel gehörte dem Illuminatenorden an. Um den Professoren Zuhörer zu verschaffen, wurde den Studierenden befohlen, Bonn zu besuchen, wenn sie Anspruch auf Anstellung im Kurstaate machen wollten. Die ungläubigsten Menschen wurden als Lehrer berufen, unter Andern Eulogius Schneider, der die unzüchtigsten Gedichte schrieb und den crassesten Naturalismus lehrte.

Es ist daher selbstverständlich, daß der Fürstbischof von Münster auch sehr freundlich dem Emser Congreß gegenüberstand, seinen Geheimrath Tautphäus dahin deputirte, mit den 32 Artikeln, wie sein Bruder Joseph II., völlig einverstanden war. Man muß sich wundern, daß seine Gesinnungen nicht mehr zu Thaten im Münsterlande übergegangen sind, denn er

regierte von 1786 bis 1801; aber die Gegenrichtung hatte sich bereits zu stark entwickelt und der junge, leichtfertige, corpulente und behäbige Mann begegnete Männern, an welche er in seiner Wiener Oberflächlichkeit nicht reichen konnte. Max Franz bewies nur, daß die damaligen Zustände nicht fortdauern konnten und eine neue Ordnung der Dinge eintreten mußte.

Am 27. Juli 1801 starb unerwartet der Fürstbischof Max Franz zu Hetzendorf bei Wien, und dadurch waren die beiden Bischofssitze zu Münster und Köln erledigt. Napoleon war siegreich bei Marengo und abermals in der Schlacht bei Hohenlinden im Jahre 1800 den 3. Dezember; der Weg nach Wien stand ihm offen. Franz II. schloß in der Noth am 9. Februar 1801 den Frieden von Luneville und trat im Namen des Reiches das linke Rheinufer ab. Die Fürsten, welche Verluste hatten, sollten durch die Einziehung der geistlichen Güter entschädigt werden. Die Secularisation und die Vertheilung der Güter veranlaßte weitläufige Verhandlungen. Mitten in diese Verhandlungen fiel unerwartet der Tod des Bischofes Max Franz und vermehrte die Schwierigkeiten. Preußen verlor durch den Luneviller Frieden Cleve, Geldern, Mörs; kein Land war zur Entschädigung geeigneter, als das Hochstift Münster. Nicht nur wurden durch den Besitz des Hochstifts die zerstreuten preußischen Landestheile in Westfalen verbunden, sondern es lockten auch die zahlreichen geistlichen Güter, Besitzungen, Fonds, Klöster, Kassen, Stiftungen, welche sämmtlich dem Staatssäckel anheimfielen. Der Bischofssitz war erledigt, das Todesschwert schwebte über dem Hochstift, das Domkapitel war in Verlegenheit. Der Luneviller Vertrag war noch nicht ratificirt, die Secularisation der geistlichen Fürstenthümer nach langen Debatten im Prinzip angenommen, aber die Vertheilung an die einzelnen Fürsten noch nicht näher bestimmt. Es war eine Zeit der Schmach. Die deutschen Fürsten lagen an der Thür von Talleyrand, schmeichelten dem ver-

schmitzten Diplomaten, scheuten selbst Bestechung nicht, um bei dem Handel möglichst viel zu profitiren. Napoleon lachte über die Fürsten und hatte seine helle Freude an ihrer Begierlichkeit.

Das Domkapitel glaubte, durch die rasche Besetzung des bischöflichen Stuhles die Secularisation abwenden und das Hochstift retten zu können. Köln hatte dieselbe Absicht. Max Franz starb am 27. Juli 1801; schon am 18. August richtete der preußische Rath v. Dohm an die Kapitel von Köln und Münster im Auftrage der Regierung ein Schreiben, worin dieselben aufgefordert wurden, „die Wahl eines neuen Oberhirten einstweilen auszusetzen, die Einziehung mehrerer höheren und niederen Reichsstifte sei nach den Bestimmungen des Luneviller Friedens unvermeidlich, und dieses Loos könne auch Köln und Münster treffen, und würden durch die Wahl eines neuen Regenten dem Lande nur Kosten erwachsen. Der König, welcher allein schon aus nachbarlichen Rücksichten das Beste des Landes im Auge habe, ertheile deshalb den Domkapiteln diesen wohlgemeinten Rath und erwarte zuversichtlich, daß demselben ohne weitere Schwierigkeit entsprochen werde." Die Domkapitel von Münster und Köln dankten in ihrem Antwortschreiben für die zugesicherten huldreichen Gesinnungen, erklärten sich aber außer Stande, den Rath zu befolgen. Preußen brachte nunmehr die Sache an den Reichstag, aber die Verhandlungen hatten keinen Erfolg. Die Domkapitel bestanden auf ihrem Recht, einen Nachfolger wählen zu können und zu müssen, und verwiesen auf die mit dem heiligen Stuhl geschlossenen Concordate, auf die bestehenden Reichsgesetze und selbst auf die Bestimmungen des Luneviller Friedens. Preußen ruhte nicht und suchte nunmehr durch mündliche Unterhandlungen mit dem Domdechanten Grafen v. Spiegel ein günstigeres Resultat zu erzielen. Es ist merkwürdig, daß die Regierung schon damals den richtigen Mann sich ausersehen hatte. Die Unterhandlung hatte keinen Erfolg.

Schon am 9. September trat das Domkapitel zusammen und wählte den Erzherzog Victor Anton zum Fürstbischof von Münster. Die preußische Regierung war sehr verstimmt. Der König beauftragte den Bevollmächtigten v. Dohm, dem Kapitel sein allerhöchstes Mißfallen über die voreilige Wahl auszusprechen, außerdem zu erklären, daß Se. Majestät die Wahl nicht anerkennen werde. Gleichzeitig wurde ein Schreiben an das Kölner Domkapitel gerichtet, sich der Wahl, die noch nicht vorgenommen war, zu enthalten und dadurch seine patriotische Gesinnung und Ergebenheit gegen Se. Majestät zu bethätigen. Beide Kapitel antworteten in gebührender würdevoller, aber auch entschiedener und kräftiger Weise. Der Wiener Hof suchte zu beruhigen und erklärte in Berlin, die Wahl sei von keiner Bedeutung für die Secularisation. Victor Anton nahm zwar die Wahl an, erklärte aber, unter den dortigen schwierigen Verhältnissen die Regierung nicht antreten zu können. Der Rest des Jahres verlief zwischen Furcht und Hoffnung, bis im Juli 1802 die zuverlässige Nachricht anlangte, es sei für Preußen als Entschädigung für Cleve, Geldern und Mörs Münster und ein Theil des Hochstiftes bestimmt. Damit war die letzte Hoffnung auf Erhaltung des Hochstiftes verschwunden.

Noch ehe durch den Reichsdeputations-Hauptschluß die Bestimmungen des Lüneviller Friedens ratificirt waren, begann Preußen mit Einziehung der geistlichen Güter, und so schnell wurde vorgegangen, daß Napoleon in helles Lachen ausbrach, als er hörte, daß Preußen schon fertig sei, während die anderen Fürsten noch nicht angefangen hatten. Der Luneviller Vertrag wurde unter dem 23. Februar 1803 ratificirt, aber schon im Jahre 1802 rückte urplötzlich General Blücher an der Spitze preußischer Artillerie mit brennenden Lunten in Münster ein und postirte die Geschütze auf dem Markt vor dem Rathhaus. Todtenstille lag über der Stadt, die Läden waren geschlossen,

tiefe Trauer hatte sich Aller bemächtigt. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, wie ältere Leute mit Wehmuth von der Aufhebung des Hochstiftes und dem Einzug Blüchers erzählten. Diese Erscheinung wiederholte sich überall, wo die geistlichen Fürstenthümer aufgehoben wurden. Die Leute hingen mit außerordentlicher Liebe und Treue an ihren geistlichen Fürsten. Der Minister Stein äußerte sich sehr theilnehmend über die damalige Lage. Er meinte: „Die Leute lebten in dem Hochstift sehr glücklich. Die Abgaben waren unbedeutend, der Unterricht am Gymnasium und an der Universität war unentgeltlich, Arme gab es fast gar nicht, für Alter und Krankheit war durch Stiftungen gesorgt. Jetzt gehören sie einem großen Staatswesen an, ob sie glücklicher sein werden?" — — Blücher konnte sich in Münster nicht zurechtfinden. Er meinte, die Münsteraner würden nie ein preußisches Herz bekommen. Er war Freimaurer und besuchte fleißig während seines Aufenthaltes die Loge zu den drei Balken, welche im Jahre 1782 in Münster gegründet wurde. Der alte Haudegen war kein strenger Moralist. Ein Chronist damaliger Zeit, den ich noch gekannt, erzählte Dinge von dem Leben auf dem Schloß, die nicht sehr erbaulich waren.

Preußen gewann das Hochstift, traf aber mit einem rein katholischen Landestheil zusammen. Es begegneten sich Gegensätze, grundverschiedene Anschauungen. Kämpfe waren unausbleiblich. Die katholische Sache konnte großen Schaden leiden. Aber die göttliche Vorsehung hatte gnädig und gütig gesorgt. Ein Kreis hochbegabter Männer trat auf den Kampfplatz. Zu ihnen gehörte auch Clemens August.

IV.

Kämpfe. Der Gallitzin'sche Kreis.

Der Name Victor Anton lebte noch lange im Herzen und Munde des Volkes. Es liefen Weissagungen um, daß er kommen würde. Man beschrieb das Thor, durch welches er einziehen, das Pferd, das er reiten, das Kleid, das er tragen würde. Noch im Jahre 1815, als Clemens August nach Rom reisete, sagte man, er reise zum Wiener Congreß, um dort die Wiederherstellung des Hochstiftes durchzusetzen. Daß Mancherlei das Gemüth des Volkes hart verletzte, konnte nicht ausbleiben. Die geistlichen Güter wurden eingezogen, Entschädigungen geleistet, aber sehr karg bemessen. Was vom Staate genommen, wie viel entschädigt wurde, ist öfter ziffernmäßig zusammengestellt. Die Klöster, welche eine Zuflucht der Armen waren, manche fromme Stiftungen hörten auf, zu existiren. Die klösterlichen Gebäude wurden theils niedergelegt, theils für weltliche Zwecke verwandt. Die Dominikanerkirche wurde eine Montirungskammer für das Militär, die Aegidiikirche ein Heumagazin, die Franziskanerkirche ein Pferdestall, das Kloster eine Kaserne, das Kapuzinerkloster stand lange leer und es wohnte nur ein Polizeidiener darin; später wurde es niedergelegt. Die Aegidii-Pfarre sollte aufgelöst und mit der Dompfarre vereinigt werden; der Kirchenvorstand aber widersetzte sich, und die Pfarre blieb bestehen. Das reiche Benediktinerinnenkloster an der Aegidiistraße war ein Tummelplatz für die Kinder, später wurde dort die große Kaserne gebaut.

Alles dieses erregte unwillkürlich unangenehme, wehmüthige und auch unwillige Gefühle. Ein Chronist damaliger Zeit schreibt: „Im Mai 1804 mußten die Minoriten ihr Kloster verlassen. Die große, schöne Minoritenkirche wurde den Protestanten überwiesen. Altäre, Statuen ꝛc. wurden verkauft, Orgel aber und Kanzel mußten den Protestanten überlassen werden. Das den Minoriten gehörige Haus Nr. 147 wurde im Sommer 1804 für den protestantischen Prediger und das andere für den Schulrector eingerichtet, ersteres auch im Herbst von dem Prediger Blumenthal bezogen." Daß auch Mißgriffe, Tactlosigkeiten in der Beamtenwelt vorkamen, ist nicht zu bezweifeln und konnte auch von der Regierung nicht immer gehindert werden. Kurz, der keineswegs leichte Charakter des Münsterländers stand der neuen Regierung argwöhnisch, kritisirend, mißmuthig gegenüber.

Doch alles Genannte betraf zumeist äußere Sachen, die das Volksgemüth verletzten, aber den Kern der Sache noch nicht trafen. Es handelte sich unter den neuen Verhältnissen um die Grenzregulirung zwischen Kirche und Staat, um Rechte der Kirche und des Staates und namentlich um das Recht auf die Schule. Auf diesem Gebiete entwickelten sich ernste Kämpfe.

Die preußische Regierung trat mit protestantischen Anschauungen in die neu erworbenen Länder. Die Beamten betrachteten das Münsterland als ödes, wildes Land, das müsse urbar gemacht werden; die Ausdrücke, welche man von den Brüdern aus dem Osten hören mußte, waren geradezu toll und bisweilen zum Todtlachen. Das dritte Wort hieß „Bei uns zu Haus". Doch auch dies war Nebensache. Die maßgebenden Persönlichkeiten fußten, wie es nicht anders sein konnte, auf dem im Jahre 1797 erschienenen preußischen Landrecht, welches mit der katholischen Lehre von der göttlichen Stiftung der Kirche und der Theilung der Gewalt zwischen Kirche und Staat nicht

in Einklang zu bringen ist. „Der Staat ist nach dem Landrecht einzige Quelle aller Rechte. Die katholische Kirche ist Staatsanstalt, ihre Geistlichen sind Staatsdiener," das ist der Grundsatz, welcher sich durch die ganze preußische Gesetzgebung zieht und Richtschnur für die ganze Verwaltung ist. Wurde dieser Grundsatz consequent im Hochstift Münster durchgeführt, dann war es um den inneren Bestand der katholischen Kirche geschehen. Man lese im Landrecht die Paragraphen, welche angeben, wie weit die Befugnisse des Staates über die Kirche sich erstrecken.

Gott hatte in wunderbar gnädiger Weise für das Münsterland gesorgt. Während es an andern Orten durchweg auf katholischer Seite an Männern von Charakter und höherer Begabung fehlte, bildete sich in Münster ein Kreis der edelsten Geister, welche mit genialem Blick die Lage der Dinge durchschauten, Studien in allen Gebieten gemacht, mit Wissenschaft und der nöthigen Thatkraft ausgerüstet waren, um den falschen Principien der Zeit und den Zumuthungen des Staates entgegentreten zu können. An der Spitze dieses Kreises stand Fürstenberg.

Franz Freiherr von Fürstenberg-Herdringen wurde geboren am 7. August 1729, erhielt den ersten Unterricht von einem Hausgeistlichen, studierte zwei Jahre bei den Jesuiten zu Köln Philosophie, setzte sein Studium an der dortigen Universität fort und machte dann eine größere Reise durch Deutschland und Italien. An der Universität zu Salzburg studierte er römisches und kanonisches Recht, verlegte sich in Rom an der Sapienza auf geschichtliche und theologische Studien und vollendete seine Ausbildung durch ein zweijähriges Studium beider Rechte. Zurückgekehrt nach Münster empfing er die Subdiakonatsweihe und wurde Domcapitular an der Kathedrale. Da brach der siebenjährige Krieg aus. Wegen seiner Kenntniß der englischen und

französischen Sprache wurde er zum Unterhändler zwischen den kriegführenden Heeren gewählt, welche abwechselnd das Land besetzten. Dadurch wandte sich die Aufmerksamkeit des Fürstbischofes auf den jungen Domherrn; er ernannte ihn zum Minister des Landes und im Jahre 1770 zu seinem Generalvikar.

Seine erste Sorge war, die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geschlagen. Er förderte den Ackerbau, verbesserte die Wege, regulirte die Flüsse, hob die Leibeigenschaft auf und veränderte sie in Erbpacht, trug die Festungswälle Münsters ab und verwandelte sie in Promenaden, errichtete eine Versicherungsanstalt gegen Feuerschaden und eine Militärakademie und ließ eine Medizinalordnung ausarbeiten. Er war Staatsmann im eigentlichen Sinne des Wortes und, wenn man die Staatsmänner der damaligen Zeit sich näher ansieht, an Blick, Kraft, Begabung der hervorragendste, weil er nicht nur das materielle, sondern auch und vor Allem das geistige Wohl des Landes mit seltenem Scharfsinn ins Auge faßte und durch seine Schöpfungen dem Zeitalter zum Erstaunen voraneilte. Seine seltenen natürlichen Gaben, seine nach allen Richtungen vollendete Ausbildung, seine Energie und Ruhe zugleich befähigten ihn, Staatsmann im besten Sinne des Wortes, ja Fürst in einem großen Reiche zu sein.

In seinem Bestreben, für das geistige, religiöse und moralische Wohl des Landes haltbare Fundamente zu bauen, wurde er der Schöpfer des Unterrichtswesens im Hochstift. Er faßte das gesammte Schulwesen ins Auge, gab eine neue Schulordnung heraus, berief für die Elementarschule den berühmten Pädagogen Overberg, reformirte das Gymnasium, stiftete die Universität, errichtete das Priesterseminar und gab eine Reihe von Schriften heraus, welche auf alle Zweige des Unterrichts und der Erziehung sich beziehen und bis auf den heutigen Tag ihren Werth sich bewahrt haben.

Zu dem Kreise, welcher um Fürstenberg sich sammelte, gehörte Kistemaker, ein Gelehrter und Philologe ersten Ranges. Seine gründlichen Sprachkenntnisse führten ihn schon frühzeitig auf den Lehrstuhl der Philologie an der Universität. Zugleich war er Director der Paulinischen Bibliothek. Mit großem Eifer widmete er sich dem Studium der orientalischen Sprachen und dann nahm das Studium der h. Schrift und der h. Väter seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Er wurde auf dem Gebiete der Philologie und Theologie ein fruchtbarer Schriftsteller und gab über 30 Schriften heraus. Auch die neueren Sprachen waren ihm nicht fremd. Unter seinen zahlreichen Manuscripten fand man Erklärungen über Plato, Lucian, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Cicero, Tacitus und Sallust. Dem Kreise, welcher sich um Fürstenberg versammelte, schlossen sich an der geniale Katerkamp, welcher schon damals die große Bedeutung der historischen Studien erkannte und die Kirchengeschichte schrieb; der Mathematiker Zumkley, der feine und tiefe Philosoph Ueberwasser, die Brüder Caspar Maximilian, Franz und Clemens August v. Droste, der bedeutende Volksredner Kellermann, endlich auch Graf Friedrich Leopold v. Stolberg. Den Mittelpunkt des Kreises bildeten Fürstenberg und die Fürstin Amalia v. Gallitzin. Sie war eine Tochter des Grafen General-Feldmarschalls v. Schmettau, geboren zu Berlin im Jahre 1748, wurde vermählt mit dem russischen Fürsten Dimitri von Gallitzin, kam frühzeitig, schon in Berlin und später durch ihren Gemahl, mit dem ganzen Hofleben und zugleich mit den Encyklopädisten, namentlich Diderot, in Berührung. Sie empfand Ekel an dem Treiben der Welt, suchte nach Wahrheit und Frieden, studierte Plato, trat mit dem Philosophen Hemsterhuys in nahe Beziehung und siedelte endlich über nach Münster, wo sie im katholischen Glauben die Ruhe ihrer Seele fand. Die Fürstin war eine seltene, hochbegabte, reich von Gott begnadigte Frau, nahm

eine für die damalige Zeit sehr bedeutsame Stellung ein und hat mit ihrem klaren Geiste unstreitig an den Schöpfungen Fürstenberg's einen wesentlichen Antheil genommen. Der Fürstenberg'sche Kreis versammelte sich in der Wohnung der Fürstin auf der grünen Gasse und wurde daher der Gallitzin'sche Kreis, später auch familia sacra genannt.

Der Gallitzin'sche Kreis ist wiederholt, in jüngster Zeit auch von Dr. Galland geschildert. Wir geben daher hier nur eine allgemeine Charakteristik dieses Kreises. Er war nicht ein Salon in dem Sinne der damaligen Zeit. Salons unter Vorsitz einer angesehenen geistreichen Dame waren in Frankreich und namentlich in der Hauptstadt eine Art von Modesache. Sie hatten einen philosophisch-ästhetischen Charakter; man überbot sich im Geistreichen. Diplomaten, Gelehrte, Künstler, Musiker, Philosophen fanden sich dort zusammen, unterhielten sich angenehm, knüpften Verbindungen mit hochgestellten Personen an und tauschten zugleich das Kauderwelsch des mannigfachsten Unglaubens aus. In einem solchen Kreise unter dem Vorsitz einer Gräfin brachte auch Cavour seine Zeit zu, wenn er nicht Hazard spielte, und ließ dort die Aeußerung fallen, „ein so großes Werk wie die Einigung Italiens könne nicht ohne Verbrechen zu Stande kommen". In Deutschland spielten der Weimarische Kreis unter Göthe, in Berlin der Salon unter Jüdin Madame Hertz und Schleiermacher mit platonischen oder nicht platonischen Liebschaften und romantischen Abenteuern eine Rolle, von der nicht viel Rühmliches übrig geblieben ist, seitdem die historische Kritik unbarmherzig in die Winkel hineingeleuchtet hat.

Der Gallitzin'sche Kreis war nicht einer von den weltlichen Salons, wie die Fürstin sie hinreichend in der hohen Gesellschaft kennen und zugleich verabscheuen gelernt hatte. Er ruhte auf dem festen Fundament des Glaubens, war ausgerüstet mit einem Schatz von Kenntnissen auf allen Gebieten,

hatte sehr edle, hohe Ziele sich gestellt. Er war geistreich durch wahre Wissenschaft, angenehm durch die Mannigfaltigkeit der Talente und Charaktere, belehrend durch Austausch edler, hochbegabter Geister. Durch seine innere Güte geschah es, daß der Gallitzin'sche Kreis über die Grenzen des Hochstiftes hinaus bekannt, berühmt wurde und der heidnische Fürst Göthe dem Kreise die Ehre eines Besuchs zu Theil werden ließ. Göthe konnte sich dem sittlichen Eindruck nicht entziehen, welchen der Gallitzin'sche Kreis auf ihn machte, und äußerte sich über Fürstenberg, „diesen immer verständigen, edlen, ruhigen Mann": „Welch' sonderbare Stellung in der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe dem Fürstenthron! Als Vermittlung zwischen beiden Wohlthätigkeit, die mildere Wirkung einer ernsten Ascetik. Das Leben füllt sich aus mit Religionsübung und Wohlthun. Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung. Die Wohnung selbst und Alles, dessen man benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohnt. Eben dies gilt von Fürstenbergs häuslicher Umgebung, Alles sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend. Innerhalb dieses Elementes bewegt sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst. In einer solchen zarten Umgebung wäre es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein; im Gegentheil fühlte ich mich milder, als seit langer Zeit. Es hätte mir wohl kaum ein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach den schrecklichen Kriegsjahren endlich wieder fromme, menschliche Sitte auf mich einwirken ließ." — „Wir nahmen," sagt der Dichter, „treulichen Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden. Die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich zur nächsten Station begleiten, und setzte sich zu mir in den Wagen; der ihrige folgte. Die bedeutenden Punkte

der Lehre und des Lebens kamen abermals zur Sprache. Ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo; sie verharrte bei dem ihrigen. Jeder zog seines Weges nach Hause, sie mit dem Wunsche, mich, wo nicht hier, doch dort wiederzusehen." Göthe gedachte später noch oft seines Aufenthaltes in Münster und hat die Achtung vor dem Gallitzin'schen Kreise bis an sein Lebensende sich bewahrt.

In diesen Kreis, der um die Fürstin Gallitzin sich gesammelt und von der göttlichen Vorsehung bestimmt war, der falschen Zeitströmung einen Damm entgegenzustellen, wurde Clemens August frühzeitig eingeführt. Er war mit seinen Brüdern wie Kind im Hause der Fürstin. Seitdem aber Clemens August seine philosophischen und theologischen Studien an der hiesigen Universität vollendete und dann die Priesterweihe empfing, war er ständiges Mitglied des Kreises und nahm an den Versammlungen, Unterredungen, kurz an Allem Theil, was in diesen Kreisen verhandelt wurde. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Beziehungen zu der Fürstin, der stete Verkehr mit so edlen, gelehrten und hochbegabten Männern einen wohlthätigen Einfluß auf Clemens August geübt, seinen Gesichtskreis erweitert, seine Geisteskräfte gehoben, seine Kenntnisse bereichert, vor Einseitigkeit bewahrt und eine allseitige Lebensanschauung vermittelt und befördert haben. Man ist aber zu weit gegangen, wenn man behauptet, daß Clemens August seinen Charakter, dieses außergewöhnliche Merkmal eines von der Vorsehung ausersehenen Mannes, erst und recht eigentlich durch den Gallitzin'schen Kreis empfangen habe. Dies ist ein Irrthum. Eben so irrthümlich ist es, wenn man glaubt, Katerkamp habe diesen Charakter gebildet. Der Charakter des Kirchenfürsten war eine Gabe der göttlichen Gnade, ein festes in Metall gegossenes Merkmal dieses außergewöhnlichen Mannes. Mit dieser Gnade hat Clemens August von

erster Kindheit an treu mitgewirkt durch unausgesetzte, beharrliche und strenge Selbstüberwindung. Er hat zuerst das Schwert gegen sich selbst gezückt, um einst es ziehen zu können gegen feindliche Gewalten, welche die Kirche bedrohten. Clemens August war noch jung; aber schon standen Kampf und Sturm bevor. Fürstenberg war ein feiner Menschenkenner und sehr glücklich in der Auswahl von Personen. Er hatte sehr schnell Clemens August erkannt und seit der Priesterweihe sich ihm nahe und immer näher gestellt.

V.

Erster Zusammenstoß. Wecklein. Widerstand.

Der westfälische Friede hatte eine bestimmte Rechtsordnung zum Schutz der katholischen Kirchen und Schulen geschaffen und diese wurde auch eingehalten. Der Luneviller Friede stellte in dem Reichsdeputations-Hauptschluß dieselbe Ordnung fest und wurde bei Uebernahme des Landes durch die preußische Regierung ausdrücklich versprochen, daß die bestehenden Rechte gewissenhaft sollten respectirt werden. Fürstenberg und Clemens August waren der Regierung gegenüber stets Pessimisten; doch hatten sie nicht geahnt, was jetzt geschah. Urplötzlich bekam Fürstenberg als Curator der Universität im Frühjahr 1805, also drei Jahre nach der Besitznahme des Landes, ein Schreiben, der protestantische Professor Möller zu Duisburg sei als Consistorialrath und Professor der protestantischen Theologie bei der Universität Münster angestellt. Die Regierung begann damit, zunächst den rein katholischen Charakter der Universität zu brechen, wie dies bei anderen Universitäten längst geschehen war, während katholischerseits katholische Studierende gerade zu ungläubigen protestantischen Universitäten geschickt wurden, um sich dort in richtiger Weise aufklären zu lassen. Wir haben dieses Treiben bereits näher auseinandergesetzt, als Rede war von den kirchlichen Zuständen in Deutschland am Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhundertes.

Fürstenberg wurde tief erschüttert. Gesundheit und Kraft

litten bereits unter der Last der Jahre und den steten Schwierigkeiten mit der Regierung. Er antwortete kurz unter dem 1. Mai 1805:

„Meiner Pflicht gemäß erlaube ich mir anzumerken, daß gegenwärtiger Schulfonds der katholischen Religion gehört, und daß insonderheit hier niemals andere, als katholische Lehrer die Theologie gelehrt haben."

Diese bescheidene Aeußerung hatte seine Entlassung zur Folge. Er wurde als Curator der Universität abgesetzt. Die Verfügung des Ministeriums vom 29. Juni 1805 lautete dahin, „Fürstenberg werde wegen seines hohen Alters und wegen seiner Geschäfte als Generalvicar vom Curatorium der Universität, da dieses Amt wegen der bevorstehenden neuen Einrichtung der Universität mit mühsamer Arbeit verbunden sein dürfte, unter Bezeugung der höchsten Zufriedenheit dispensirt".

Fürstenberg theilte seine Entlassung den Dekanen der Facultäten mit und nahm von der Anstalt, die seine Schöpfung war, mit den Worten Abschied: „Unabänderlich bleiben meine Wünsche für die beständige Erhaltung dieser Universität, für das wahre Glück Aller, für Sittlichkeit, Religion, Wahrheit, welches jederzeit ihr Endzweck war, sowie meine vollkommene Hochschätzung und Anhänglichkeit an meine bisherigen Mitarbeiter, deren Gewogenheit und Freundschaft ich die Ehre habe, mich zu empfehlen."

Fürstenberg war 76 Jahre alt. Welchen Eindruck dieser Vorfall damals auf ihn selbst, auf seine Umgebung, auf Clemens August, auf die Bevölkerung machte, läßt sich ermessen. Die Universität war im Jahre 1773 gestiftet, Fürstenberg hatte die ganze Kraft seines Lebens diesem Institut gewidmet, viel Gutes dadurch gestiftet; sie bestand erst 32 Jahre, und der Stifter wurde abgesetzt.

Doch die Regierung ging weiter. Der katholische Studienfond der Universität wurde eingezogen. Der Minister Stein,

seit 1796 Oberpräsident sämmtlicher westfälischen Kammern, war bekanntlich ein rechtlicher, wohldenkender Mann, scheint sich aber mit Leichtigkeit über die Rechte des Bischofes hinweggesetzt und die Einziehung des Studienfonds als etwas Selbstverständliches angesehen zu haben. Nach Entfernung Fürstenberg's wurde eine Universitäts-Einrichtungs-Commission niedergesetzt, an deren Spitze der Oberpräsident Freiherr v. Vincke und der Dombechant Ferdinand August v. Spiegel standen. Spiegel war zu Fürstenberg, Clemens August und dem ganzen Gallitzin'schen Kreise in keine Beziehung getreten. Er hatte sich sofort nach Besitznahme des Hochstiftes der Regierung genähert und wurde durch Minister von Stein als ein Mann empfohlen, „der jede ihm angewiesene Stelle in ausgezeichneter Weise ausfüllen werde". Während der französischen Herrschaft war Spiegel sofort wieder der gehorsame Diener Napoleons und die Leute sagten, Spiegel lasse ganz nach dem Willen und Befehl der Franzosen „Te Deum" und „Strenger Richter" singen. Nach dem Sturz Napoleons war er schnell wieder preußischer Patriot. Um die Aufmerksamkeit des Staatskanzlers v. Hardenberg auf sich zu lenken, überreichte er ihm zwei Denkschriften über die kirchlichen Zustände Deutschlands. Ich kenne diese Denkschriften nicht; wenn aber Spiegel ein intimer Freund Wessenberg's und dieser ein Gesinnungsgenosse des Febronius, ein Nachbeter Josephs II. und Anbeter der Staatsgewalt war, so läßt sich daraus auf den Inhalt dieser Schriften schließen. Hardenberg übrigens schenkte Spiegel großes Vertrauen, zog ihn zu Rathe auf dem Wiener Congreß und beschäftigte ihn überhaupt in politisch-katholischen Fragen. Der Staat wußte Spiegel sehr zu schätzen, erhob ihn in den Grafenstand, ernannte ihn zum Mitglied des Staatsrathes und endlich zum Wirklichen Geheimrath. — Fragen wir nach der innern religiösen Gesinnung und Richtung Spiegels, so genügt es, zu wiederholen daß Wessenberg sein Freund war. Sämmtliche Anschauungen

und Anordnungen Wessenberg's fanden einen Beförderer und Vertheidiger in Spiegel. Der Bruder Spiegel's war Illuminat und unterstützte die Scandale des Unglaubens und der Unsittlichkeit an der Bonner Universität. Daß Spiegel selbst Illuminat oder Freimaurer war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit erweisen, wenngleich er zu den Freimaurern in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand. Spiegel war ergebener Staatsdiener, tüchtiger Beamter, Bureaukrat, Diplomat. Er war ein Mann von feinen gesellschaftlichen Formen, von großer Geschäftskenntniß, Arbeitskraft, Ordnung und Pünktlichkeit. Die Gottesdienstordnung, wie sie bis zum Bischof Johann Georg bestand, stammt von Spiegel. In seinen Privatbriefen war er sehr vorsichtig; er soll seine Privatcorrespondenz gewöhnlich verbrannt haben. In einem Briefe an Stein unterhält er sich ganz angenehm über syringa chinensis, in einem andern Briefe, der sich in der Sammlung von Pertz findet, schreibt er, „Stein möge wohl die Schwierigkeit seiner Lage ermessen, da er mit beiden Drosten zu kämpfen habe, welche beide wahrhaftig an das Feuer der Hölle glaubten." Kurz, Spiegel war viel und mancherlei, aber kein Charakter. Er stand daher im schroffsten Gegensatz dem Gallitzin'schen Kreise und namentlich Clemens August gegenüber, welcher ein abgesagter Feind jeder Diplomatie war und meinte, „die Diplomatie führe gewöhnlich zur Sünde." Volk und Clerus haben Spiegel nie Vertrauen geschenkt. Unter den wahren, bewußten Katholiken war Spiegel nomen famosum in curia romana. Dieses Stichwort war allgemein bekannt. Unter dem Volke gingen sogar Prophezeiungen um, wie es ihm am Ende ergehen würde. Den Abbruch der Jakobikirche auf dem Domplatz setzte man ihm auf die Rechnung, während ein hoher Staatsbeamter mir erzählte, Spiegel habe dadurch den Dom gerettet, den die tollen Franzosen in vollem Ernste niederlegen wollten, um einen großen freien Platz inmitten der Stadt zu

gewinnen. In dem gesammten Verhalten Spiegels läßt sich Manches erklären, wenn man bedenkt, daß es ihm an einer gründlich philosophischen und theologischen Durchbildung ganz und gar fehlte.

Fürstenberg war abgesetzt, der Studienfond eingezogen; aber es handelte sich darum, der katholischen Universität eine andere und zwar antikatholische Richtung zu geben. Dies sollte erreicht werden durch eine Vermischung des katholischen Lehrpersonals mit protestantischen Professoren. Möller aus Duisburg wurde als Professor der protestantischen Theologie an die Anstalt berufen. Fürstenberg hatte protestirt, Möller kam nach Münster, wurde aber nicht angestellt, er hat keine Vorlesung dort gehalten, blieb aber als Consistorialrath in Münster; als ich ihn gesehen, war er bereits ein alter Mann mit schneeweißen Haaren. Doch die Regierung ruhte nicht. Gern hätte man die Kantische Philosophie an der Universität eingeführt; aber sämmtliche Lehrer standen dieser Philosophie feindlich gegenüber. Im Gallitzinschen Kreise war Kant gründlich behandelt und war man längst zu der Einsicht gekommen, daß mit dieser Philosophie das positive Christenthum nicht bestehen könne. Wenn der feine und gründliche Philosoph Ueberwasser mit seiner gewohnten Klarheit und Ruhe die offenbaren Fehler und Irrthümer Kant's nachwies, dann war die Gesellschaft, namentlich aber Fürstenberg und Clemens August ganz Ohr. Wie der Letztere frühzeitig sich für Kant interessirte, haben wir bereits früher erwähnt. Kant ist in Münster nie zur Geltung gekommen, während im übrigen Deutschland sämmtliche höhere Bildungsanstalten angesteckt wurden. Das haben wir wiederum dem Kreise von Männern zu danken, welche sogleich im Anfang diesem Uebel einen festen Damm entgegenstellten.

Man kam daher auf den Gedanken, durch katholische, aber freigeistige und rationalistische Professoren zu erreichen, was

auf andere Weise nicht gelungen war. Es wurde aus Würzburg, dem warmen Nest des Illuminatenthumes, ein Mann, Namens Wecklein, an die Universität berufen. In einer alten Schrift, die ich gefunden, lese ich: „Wecklein, im Oktober 1805 von Spiegel berufen, war ein kleiner Schwabe mit gedrückter Stirn, lebhaften Augen, von Paulus in Heidelberg empfohlen, war erst zwei Jahre Priester, Kaplan auf dem Lande gewesen, und sollte jetzt Einleitung in die Dogmatik und Exegese des alten Testamentes lesen.“ Es wird hier ausdrücklich gesagt, daß Spiegel ihn berufen hatte. Daß Spiegel der eigentliche Urheber dieser Berufung war, läßt sich nicht beweisen. Jedenfalls hat er zugestimmt, so wie keine Spur davon vorhanden ist, daß er gegen die Einziehung des Studienfonds und die Absetzung Fürstenberg's sich ausgesprochen hätte. Wie konnte Spiegel der Berufung eines Mannes seine Zustimmung geben, der erst zwei Jahre Priester und von dem Erzrationalisten Paulus, dem eigentlichen Führer dieser Richtung, empfohlen war? Und diesem Manne sollte der Lehrstuhl für Dogmatik und alttestamentliche Exegese übergeben werden! Man sieht aus dieser einzigen Thatsache, daß Spiegel den Boden für richtige katholische Anschauungen völlig verloren hatte. Wecklein kam und fuhr sofort derartig plump herein, daß er unhaltbar wurde. Er kritisirte das alte Testament zu Grunde, leugnete alle Wunder ꝛc. Man staunte anfangs, faßte sich aber schnell. Es erhob sich ein Sturm. Die Studirenden empörten sich im Lehrsaal. Der Scandal stieg mit jedem Tage, die ganze Stadt nahm Antheil. Wecklein hatte ein Programm de liberaliori veteris testamenti interpretatione in Dortmund drucken lassen und vertheilte es unter den Theologen. Professor Kistemaker gab eine gründliche Widerlegung des Wecklein'schen Programms heraus. Einzelne Studierende hatten eine genaue Sammlung der Wecklein'schen Aussprüche sich angelegt. Zu diesen gehörte der spätere Pfarrer von

Lamberti, Belenherm, und der Landdechant Brede von Osterwick. Auch der Pfarrclerus griff ein und setzte in einer Schrift die falschen Lehren Weckleins und die daraus für die katholische Kirche zu besorgende Gefahr auseinander. Die Sache wurde auch auf der Kanzel behandelt; unter den Predigern zeichneten sich aus Pfarrer Berghaus von Lamberti, ein sehr würdiger Priester, und Kaplan Schlauthölter der Liebfrauenkirche, ein noch junger, sehr ausgezeichneter Kanzelredner.

Fürstenberg war als Curator der Universität abgesetzt, hatte daher keinen unmittelbaren Einfluß auf die Anstalt; aber er veranlaßte als Generalvicar, daß Belenherm und Brede zu Protokoll vernommen wurden, und als nun im April 1806 angezeigt war, daß Professor Wecklein im Sommersemester die hebräische Sprache und biblische Hermeneutik lehren, sowie die zwei ersten Bücher Moyses erklären würde, untersagte das Generalvicariat den Besuch der beiden Collegien des Professors Wecklein mit dem Zusatz, daß diejenigen, welche deßungeachtet die Collegien besuchen würden, zu den Weihen nicht könnten zugelassen werden.

Wie stellte sich die Regierung zu dem Vorfall? Es wurde von der Kriegs- und Domänenkammer wider alle Seelsorger und eine Menge Theologen eine Untersuchung angestellt, ob sie nicht durch ihre Predigten und Reden das Volk zu empören und den angeordneten öffentlichen Lehrer zu verunglimpfen versucht hätten. Die Untersuchung währte mehrere Monate; „man fand aber," sagt der Chronist, „bei allen Seelsorgern und Theologen nichts, als feste katholische Grundsätze und Moral." Eine Bestrafung konnte nicht erfolgen. Unter dem 30. April 1806 wurde den katholischen Professoren von der Domänenkammer bekannt gemacht, „daß das Generalvicariat durch Verbot der Vorlesungen in die Rechte des Königs eingegriffen habe," und ihm befohlen, „den Theologen bekannt zu machen, daß die Theologen die Colle-

gien unbedenklich besuchen könnten, ohne daß es ihnen bei der künftigen Weihung schaden solle". Der Staat maßte sich also an, zu entscheiden, welches die katholische Lehre sei, erklärte die Lehre Weckleins als die rechte, forderte die Studierenden auf, gegen die rechtmäßige bischöfliche Behörde sich zu erheben, bestimmte sogar über die Weihen, war Papst, Bischof, Professor, Alles in Einer Person. Das gesammte Verfahren läßt sich nur erklären durch gänzliche Unkenntniß der katholischen Kirche, protestantische Anschauungen und absolutistische Gelüste, welche im Anfang des 19. Jahrhunderts ihre letzte Blüthe trieben. Welchen Eindruck diese Vorgänge auf Fürstenberg und Clemens August machten, läßt sich denken; ihr Pessimismus wurde befestigt, verstärkt. Die Gefahr für die Kirche und das Münsterland war klar. Eine junge Kraft mußte an die Stelle Fürstenberg's treten, um mit Kraft und Entschiedenheit den Kampf zu führen.

Wir bemerken hinzu, daß an der Spitze der Untersuchungskommission standen der Kriegs- und Domänenrath Metting und der für das geistliche Fach angeordnete Rath Schmedding, welcher geborener Münsteraner war. Die Münsteraner konnten ihm dies nicht vergessen. Wir werden Schmedding noch wieder treffen in Sachen der gemischten Ehen und beim Kölner Ereigniß. Schmedding war übrigens gläubiger Katholik und hat, wie mir ein Mitglied der katholischen Abtheilung versicherte, manches Ueble von der katholischen Kirche abgewandt.

VI.

Sammelmann. Tod der Fürstin Amalia v. Gallitzin. Rücktritt Fürstenberg's.

Wecklein war nach solchen Vorgängen unhaltbar geworden. Er lebte noch eine Zeitlang in Münster und begab sich dann nach Aachen, wo er als Canonicus angestellt wurde. Ueber sein Ende ist mir nichts bekannt. Es handelte sich nunmehr um die Besetzung der Professur für Dogmatik und Exegese. Spiegel begünstigte den Minoriten Apollinaris Sammelmann. Unter den Klöstern Münsters war, wie ich von älteren Leuten gehört, die im Minoritenkloster verkehrt hatten, eben dieses Kloster am meisten verweltlicht. Ein Beweis dafür ist der Guardian Sammelmann. Er spielte den humanen Gelehrten, den aesthetisch gebildeten Mann, strich die Violine und wirkte im Orchester mit, besuchte Bälle, Theater, kurz, er war ein Ordensmann im Frack. Er war als Professor nicht so platt, als Wecklein, aber gefährlicher. Zwar verletzte er nicht geradezu das Dogma; für Lehren jedoch, welche durch den sensus communis ecclesiasticus ihre Sanction erhalten hatten, pflegte er das pro und contra aufzustellen, gab kein Endurtheil und betonte das contra. Zum Glück währte die Stellung Sammelmann's an der Universität nur ein Jahr. Man konnte kein Vertrauen zu ihm gewinnen. Wahrscheinlich wurde ihm selbst die Stellung unheimlich. Er bewarb sich um die erledigte Dechanten= und Pfarrstelle in Freckenhorst. In einem Briefe vom Jahre 1806 macht Clemens

August folgende Bemerkung: „Bei Erledigung der Dechanei und Pfarre Freckenhorst erhielt die Abtissin v. Ketteler die königliche Resolution, es eigne sich für diese Stelle vor den übrigen Mitbewerbern der frühere Guardian des Minoritenklosters in Münster, weil er unter Anderem eine vernünftige Toleranz besitze, die ihn zu einem Prediger für das dortige Damenstift qualificire, welches künftig Mitglieder aller drei Confessionen befassen, und der protestantische Theil keinen eigenen Prediger haben werde. Also ein Ordensmann und sogar Guardian wurde Vorsteher eines Damenstiftes mit drei Confessionen." Wie Clemens August zu diesem Künstler stand, ergibt sich hinreichend aus dieser Notiz.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Regierung trotz aller verunglückten Versuche neue Nummern genommen und denselben Faden gesponnen hätte, um einen anderen Geist in die Universität einzuführen, da erfolgte im Jahre 1806 die unglückliche Schlacht bei Jena und die Besetzung des Hochstiftes durch die Franzosen. In demselben Jahre wurde der Gallitzinsche Kreis von einem schweren Verluste betroffen. Am 27. April 1806 starb die Fürstin Amalie v. Gallitzin im 58. Jahre ihres Lebens eines erbaulichen, seligen Todes. Sie hatte gewünscht, in Angelmodde begraben zu sein. Dort ruht sie dicht an dem Kirchlein. Ein einfaches Kreuz schmückt ihr Grab, auf dessen Sockel die Worte eingeschrieben sind: „Ich achte Alles für Schaden gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi, und halte es für Koth, um Christus zu gewinnen. Phil. 3, 8." Fürstenberg, welcher 25 Jahre in einem so nahen Verhältnisse zu der Fürstin gestanden hatte, fühlte doppelt den Schmerz des Verlustes. Gott fügt es oft in seiner Weisheit und Liebe, daß der Mensch, welcher Gott wahrhaft treu gedient hat, im Laufe des Lebens allmählich von Allem abgelöst wird, was ihn noch an diese Erde bindet. Fürstenberg und der Gallitzinsche Kreis ertrugen den Verlust mit

christlicher Ergebung. Fürstenberg stand in seinem 77. Lebensjahre. Er konnte zurückblicken auf ein mühsames, sorgenvolles, thatenreiches Leben, welches der Ehre Gottes und dem wahren Wohle seiner Mitmenschen alle seine Gaben und Kräfte, sein ganzes Dasein gewidmet hatte. Der Gedanke, von den irdischen Geschäften sich zurückzuziehen und in der Einsamkeit auf die Ewigkeit sich vorzubereiten, hatte ihn schon länger beschäftigt und ist wahrscheinlich durch den Tod der Fürstin zum Entschluß geworden. Ueber die Wahl seines Nachfolgers ist Fürstenberg niemals zweifelhaft gewesen, seit Jahren war Clemens August sein Augenmerk gewesen. Er wußte recht wohl, daß es unter den verwickelten Verhältnissen der damaligen Zeit und den Kämpfen mit einer Regierung, welche einen geradezu feindlichen Standpunkt einnahm, eines Mannes bedurfte, welcher die Principien der Kirche kannte, sie in sein innerstes Leben aufgenommen hatte und zugleich mit einem Charakter ausgestattet war, auf welchen weder Lockung, noch Drohung oder Gewalt einen Einfluß ausüben konnten. Fürstenberg legte im Jahr 1807 sein Amt als Generalvicar nieder. Auf seine dringende Empfehlung wurde Clemens August zum General- und Capitelsvicar der Münsterischen Diöcese ernannt. Er war damals 34 Jahre alt; aber frühzeitig gereift durch ein wahrhaft inneres Leben und eigene Selbstüberwindung, gestählt im Kampf mit feindlichen Mächten, belehrt, bereichert durch Verkehr mit den edelsten, hochbegabten, gelehrten und frommen Männern. Gott hatte Clemens August für diese Stellung bestimmt, mit väterlicher Hand geleitet und erzogen. Es waren, wie Clemens August sich ausdrückt, „labyrinthische Zeiten." Der Papst in der Gefangenschaft, die Diöcese ohne Bischof, das Domkapitel ohne Macht und Kraft, ja mit feindlichen Elementen durchsetzt, Fürstenberg, der alte Führer und Rathgeber, an der Neige des Lebens, die Regierung mit vollem Bewußtsein und allen Machtmitteln des

Staates wie ein schweres Geschütz fortwährend gegen die Kirche gerichtet — — das waren allerdings labyrinthische Zeiten. Clemens August war bestimmt, Licht in das Dunkel dieses Labyrinthes zu bringen und zugleich das Salz zu werden in einer schal gewordenen Zeit. —

Fürstenberg lebte die letzten Jahre seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit. Die irdischen Geschäfte ruhten; das eine nothwendige Geschäft für die Ewigkeit trat in seine vollen Rechte ein. Wie die Fürstin und Overberg, führte er ein Tagebuch. Dort offenbart sich seine ganze innere Gesinnung. Die kleineren Fehler, mangelhafte Vorbereitung zum Gebet, Zerstreuung beim Breviergebet, Anwandlung zur Ungeduld ꝛc. sind vermerkt. Dann folgen Vorsätze, Gegenmittel, fromme Anmuthungen, Acte des Verlangens nach dem Himmel, Ergebung in Gottes h. Willen. So krönte Fürstenberg nach Stolbergs Ausspruch „mit Thaten der Seele" sein Leben. Er starb nach echt christlicher Vorbereitung am 16. September 1810 an Altersschwäche bei vollem Bewußtsein. Die Behauptung, Fürstenberg sei in der letzten Lebenszeit viel von religiösen Bedenklichkeiten heimgesucht und habe man daraus auf die Abnahme seiner geistigen Kräfte schließen können, ist nicht richtig. Es war die steigende, zarteste Gewissenhaftigkeit, die sich in seinem Verhalten kund gab. Sein Ende war sanft, gottergeben, ruhig, und seine Gesichtszüge waren durch den Tod nicht entstellt. Er ruht auf dem Gottesacker von Ueberwasser vor dem Kreuze. Seine Grabstätte wird bezeichnet durch einen einfachen Stein mit der Inschrift: „Hier liegt zu den Füßen des Gekreuzigten, seiner und unser Aller einzige Hoffnung — der Vater des Vaterlandes und der Armen Freund." Der Todtenzettel hatte folgenden Inhalt: „Herr, du hast mir fünf Talente gegeben, siehe ich habe fünf andere damit gewonnen. Matth. 24. Dies konnte nach menschlicher Einsicht Franz Freiherr v. Fürstenberg = Herdringen sagen.

Er war einer der großen Männer, deren jedes Jahrhundert nur wenige zählt. Groß als Gelehrter, als Staatsmann, als Mensch und Christ. Bemerkenswerth war sein Talent, mehr noch seine Treue im Gebrauch desselben. Verbreitung der Religion, der Tugend und Glückseligkeit, Verbesserung der höheren und niederen Schulen, Bildung guter Priester und Volkslehrer, Erziehung geschickter Rechtsgelehrten und Aerzte, Unterstützung der Armen, Wittwen und Waisen, — das war es, dem er Zeit, Kräfte und seine Einkünfte widmete, bis ihn der Herr zu sich rief und ihm sagte: „Du guter, getreuer Diener, weil du über Weniges getreu gewesen, will ich dich über Vieles setzen, gehe ein in die Freude deines Herrn." Auf dem Domplatz in Münster wurde ihm ein Denkmal gesetzt.

VII.

Clemens August Generalvicar. Die französische Zeit. Hermes. Spiegel als Bischof.

Im Jahre 1807 übernahm Clemens August die Geschäfte des Generalvicariats, zwar noch jung, 34 Jahre alt, aber, wie der Protestant Perthes, der ihn bei einem Besuche in Münster kennen gelernt hatte, ganz bezeichnend sich ausdrückt, „zur inneren Würde herangereift, voll Kraft und Feuer, einfach und sicher.“ Perthes hatte in der That die Eigenschaften des jungen Generalvikars erkannt. Unter den damaligen Verhältnissen war Reife, Würde, Kraft, Feuer, Einfachheit und vor Allem Sicherheit im Denken und Handeln mehr denn je erforderlich. Die inneren geistigen Kämpfe mit der Regierung waren noch nicht geschlossen und schon trat die gänzliche Aenderung der politischen Lage hinzu. Am 14. Oktober 1806 siegte Napoleon über die Preußen und Sachsen bei Jena und gleichzeitig über den Herzog von Braunschweig bei Auerstädt. Schon am 20. Oktober, am Kirchweihtage, verließ das preußische Militär Münster. Am folgenden Mittwoch Vormittags besetzte eine kleine Abtheilung französischer Chasseurs die Thore Münsters. Bald nachher kamen sehr viele Truppen an; es gab Tage, wo Münster 14,000 Mann Einquartierung hatte. Als Gouverneur wurde Loison geschickt, ein leichtfertiger, nicht sehr moralischer Franzose. Er errichtete ein Elitecorps, welches unter dem Grafen von Nordkirchen stand, bei Processionen und feierlichem Gottesdienst para=

dirte. Auffallend war es den Leuten, daß die Franzosen in der Kirche laut commandirten und trommelten. Manche Münsteraner glaubten, man würde vielleicht mit den Franzosen noch besser fertig, als mit den Preußen. Clemens August hat diese Ansicht nie getheilt; er rechnete mit Sicherheit auf den Fall Napoleons.

Wie die Franzosen verfuhren, zeigte sich bald. Das Decret Napoleons vom 14. November 1811 wurde von einem französischen General bekannt gemacht. Sämmtliche Klöster und Capitel, Collegiatstifte usw. wurden aufgehoben. Das Decret wurde mit großer Härte ausgeführt. Schon am 4. Januar 1812 waren sämmtliche Klöster und Klosterkirchen in Münster geräumt. Die Ausländer holten sich Päſſe und bekamen ein kleines Zehrgeld für die Reise, die Inländer suchten sich eine Wohnung und bezogen eine kleine Pension. Der Auszug der Clarissinnen, worunter schon sehr betagte Schwestern waren, soll einen außerordentlich traurigen Eindruck gemacht haben. Auch die lotharingischen Schwestern, welche sich dem Unterricht der Jugend widmeten, mußten weichen. Nur die barmherzigen Brüder im Clemenshospital durften bleiben, mußten aber den Habit ablegen. Die Kirchengeräthe, Meßgewänder ꝛc. wurden öffentlich verkauft. Der Chronist sagt: „Die Sachen flogen wie Schneeflocken umher; man glaubte sich versetzt in die Zeit der Wiedertäufer. Die Juden waren sehr thätig bei dem Handel." Als das Gouvernement sah, daß man an dem Schacher mit Meßgewändern großes Aergerniß nahm, wurde verbreitet, Napoleon habe dies nicht befohlen; er hätte viel lieber alle diese Sachen armen Kirchen geschenkt. Doch die Franzosen hatten noch viele andere Pläne. Wir haben bereits früher erwähnt, daß man beabsichtigte, den Dom abzubrechen, aber noch mehr, man wollte auch Aegidii- und Lambertikirche niederlegen. Aegidiikirche lag auf der Spitze des jetzigen Kasernenplatzes, der Rothen-

burg gegenüber. Den Lambertithurm wollte man auf eine neue französische Art abbrechen und dann auch die Kirche, um inmitten der Stadt einen großen, schönen Napoleonsplatz zu schaffen. Die Franziskaner Salzmann und Hanemann, als Prediger berühmt, blieben eine Zeitlang noch zurück, obschon sie Ausländer waren, und übernahmen die Predigt im Dom, mußten aber auf Befehl von Paris die Stadt verlassen. In demselben Jahre wurde die Jakobikirche auf dem Domplatz auf Abbruch dem Meistbietenden verkauft. Die Güter des Domcapitels und anderer Capitel wurden als Nationalgut verkauft. Präfecten und Maires wurden angestellt, endlich auch Municipalräthe; das Tribunal versammelte sich in der Kanzlei auf dem Domplatz. Vor der Kanzlei stand die Guillotine. Der Almanach wurde nach französischem Schnitt eingerichtet. Er enthielt nur sechs Feiertage für das ganze Jahr, nämlich außer den vier Hochzeiten noch Christi Himmelfahrt und Allerheiligen. Man kümmerte sich aber im Münsterlande um den neuen Kalender nicht und hielt die Feiertage, wie sonst. Die bei jeder Gelegenheit befohlenen Illuminationen wurden Allen zum Ekel. Den Pfarrern wurden die Tauf-, Sterbe- und Copulationsregister genommen und bei dem Tribunal erster Instanz niedergelegt. Das Militär exercierte auch an Sonn- und Festtagen auf dem Domplatz. Die Petrikirche wurde lange als Heumagazin benutzt. „Das Beste,“ sagt der Chronist, „unter der französischen Regierung war die Sicherheit der Wege und Landstraßen, wofür die Gensdarmen sorgten.“ Uebersieht man, was in kurzer Zeit von den Franzosen an kirchlichen Gebäuden zerstört wurde, so erstaunt man. Es wurden zerstört oder außer Gebrauch gesetzt die Kirche der Franziskaner, Kapuziner, Minoriten, der Fraterherren, der sog. alte Dom, die Jakobikirche, die Michaelis-, Nikolai- und Margarethenkapelle am Domplatz, die Antoniuskapelle am Mauritzthor, Ringen, Verspoel, Rosenthal, das Kloster der Lotharinger-

Schwestern, das Clarissenkloster, die Commenden zum h. Georg und Johannes, das Benedictinerinnenkloster in Aegidii, die Rathhauskapelle. Die Machthaber damaliger Zeit überboten sich im Zerstören. Manches schöne Kunstwerk, manches ehrwürdige Andenken ist in damaliger Zeit diesem Vandalismus zum Opfer gefallen.

Clemens August erlebte die ganze französische Zeit. Principienfragen über Rechte von Kirche und Staat ruhten. Es gab nur kaiserliche Machtbefehle. Das Gouvernement griff in die Lehre der katholischen Kirche nicht ein. Um Universität und Unterrichtsanstalten kümmerte man sich nicht. Falsche Lehren einzuführen, hatte man keine Zeit; denn man war noch mitten im Kriegsgetümmel. Was alles noch geschehen wäre, wenn die Franzosen sich festgesetzt hätten, weiß man nicht; denn das Revolutionsfieber mit dem ganzen Anhang von Unglauben und Heidenthum ruhte nicht. Die Universität erlebte in materieller Beziehung traurige Zeit. Derjenige Theil des Münsterlandes, in welchem die meisten zum Studienfonds gehörigen Güter lagen, insbesondere diejenigen, aus welchen das Gymnasium und die Universität ihre Einkünfte bezogen, fiel an das Großherzogthum Berg. Dadurch verloren die Lehrer fast ihr ganzes Einkommen; selbst das Kostgeld, welches für die gemeinschaftliche Oekonomie bezogen wurde, blieb aus. Zugleich war das Jesuitencollegium von Einquartierungen, Lazarethen und Widerwärtigkeiten aller Art vollgepfropft. Es gereicht dem damaligen Lehrerstande zu großer Ehre, daß sie ihre Lage christlich ertragen, ihre Stellen beibehalten und ihre Pflicht treu erfüllt haben. Die Studierenden und die ganze Stadt bewiesen ihnen die größte Theilnahme. Es wurden Sammlungen veranstaltet, Geschenke von den Schülern überreicht; auch Spiegel bemühte sich endlich beim französischen Ministerium, die sequestrirten Güter wieder für den

Studienfonds zu gewinnen. Die französische Behörde in Münster antwortete auf die Bitte der Lehrer um Auszahlung der Gehälter spöttisch und lakonisch, „sie möchten nur fleißig dociren."

Clemens August konnte in der französischen Zeit die Machtbefehle Napoleons nicht hindern, doch bewahrte er strenge den kirchlichen Standpunkt, wie er ihn der preußischen Behörde gegenüber behauptet hatte. Im Jahre 1808 schrieb er an die französische Verwaltungsbehörde, „er könne sich nicht als Unterbehörde ansehen und sich auch nicht einen Stil vorschreiben lassen, in welchem diese Stellung ausgedrückt werde." Inzwischen aber war in die Universität ein Element eingetreten, welches in dem Entwickelungsgang der Begebenheiten bis zum Kölner Ereigniß eine bedeutsame Rolle gespielt hat.

Am 29. März 1807 wurde Hermes als ordentlicher Professor der dogmatischen Theologie an der Münsterischen Universität angestellt. Wir müssen auf sein Leben und seine Lehre etwas näher eingehen.

Georg Hermes wurde im Jahre 1775 den 22. April zu Dreierwalde, einem Dörfchen in der Nähe von Rheine, geboren. Seine Eltern waren einfache fromme Ackersleute. Er zeichnete in der Dorfschule sich durch Talent, Fleiß und gutes Betragen aus. Der Ortspfarrer Baurichter regte daher nach Rücksprache mit den Eltern in ihm den Wunsch an, weiter zu studieren und sich dem geistlichen Stande zu widmen, und ertheilte ihm selbst den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache. Er besuchte dann das Gymnasium zu Rheine, welches von den Franziskanern vortrefflich geleitet wurde, und gehörte bald zu den vorzüglichsten Schülern. Sein Betragen war musterhaft, sein Fleiß ungewöhnlich. Im Jahre 1792 bezog er die Universität, um sich den philosophischen und theologischen Wissenschaften zu widmen. Den ausgezeichneten Lehrern, Ueberwasser, Kistemaker ꝛc.,

blieb er für sein ganzes Leben dankbar. Doch stiegen bereits Zweifel in ihm auf, ob nicht Philosophie und Theologie in anderer Weise müßten gelehrt werden. Das Bedürfniß, seinen eigenen Weg zu gehen, trat schon damals lebhaft in ihm hervor. Ueber die Dogmatik meinte er, daß man höchstens die Materialien für den Bau zusammengetragen, mit der Aufrichtung des Gebäudes nicht fertig geworden sei. Die Hefte der Moraltheologie, die er sauber abgeschrieben, benutzte er zum Anzünden der Pfeife. Die Kirchengeschichte wurde nach seiner Ansicht auch nicht richtig gelehrt, und die Exegese sei mit sprach- und sacherläuternden Anmerkungen nicht abgethan. Man sieht hier bereits alle Keime eines subjectiven Denkens, das unbekümmert um die ganze Vorzeit der Theologie sich eigene Bahnen brechen will. Nach Vollendung seiner Studien wurde er wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse und Fähigkeiten zum Gymnasiallehrer vorgeschlagen, wenngleich es seine Absicht war, sich der Seelsorge zu widmen. Seine Leistungen am Gymnasium waren in allen Fächern vorzüglich. Mit eisernem Fleiße hatte er aber auch seine philosophischen Studien fortgesetzt und sich sehr klare Anschauungen von den damaligen philosophischen Systemen, Kant, Fichte, Schelling, erworben. Als Sammelmann die Professur der Theologie niedergelegt und der alte Professor Forkenbeck ausgeschieden war, meldete sich Hermes für die vacante Stelle, erhielt aber abschlägigen Bescheid, „weil es nicht räthlich schien, einen Gymnasiallehrer, der zudem noch keine andere Universität besucht habe," mit dieser Stelle zu betrauen; doch blieb man aufmerksam auf Hermes und wurde er am 23. März 1807, also in demselben Jahre, wo Clemens August das Generalvicariat übernahm, als Professor der dogmatischen Theologie an der Universität angestellt. In der Denkschrift Essers über Hermes wird derselbe in folgender Weise geschildert:

„Hermes war ein großer, stattlicher Mann, fast sechs Fuß

hoch, von starkem Bau. Sein Kopf war ausgezeichnet schön zu nennen. Das Gesicht war in allen Theilen regelmäßig gebildet. Die Augen groß und dunkel, die Augenbrauen stark und schön gerundet, die Stirn hochgewölbt, aber sanft zurücklaufend, der Blick durchdringend, voll milden Feuers, die Nase stark und hochgebogen, der Mund wohlgeformt mit schmalen Lippen, das Kinn gespalten, das Haar sehr stark und fast schwarz, die Gesichtsfarbe blendend weiß und in der Jugend mit zartem Roth gemischt, der Gang gemessen und etwas schwerfällig, die Stimme ein milder, wohlklingender Tenor, die Sprache langsam und sehr bedächtig. Im Essen und Trinken sehr mäßig, in Gesellschaft und bei Gastmahlen fröhlich, doch nicht gern und selten dabei zugegen."

Seine Vorlesungen fanden ungetheilten Beifall. Jeder Student hatte zu jeder Stunde freien Zutritt zu ihm; die Repetitorien, welche er einführte, wurden zahlreich besucht. Dort konnte Jeder sich aussprechen, Bedenken vorbringen, Zweifel erheben, „weil," wie er sich ausdrückte, „jeder Gelehrte selbst erst alle Irrgänge der Zweifel durchwandern müsse, um Andere belehren zu können." Wir sehen auch hierin bereits die ersten Anklänge an das System, welches Hermes verfolgte.

Die Grundlage, auf welcher Hermes seine Dogmatik baute, war grundfalsch und ist kurz in seinen Worten bezeichnet: „Zweifle, so lange, als möglich, und entscheide nicht eher, als die Nothwendigkeit — des natürlichen Denkens — dich dazu zwingt." Das negative Element des Zweifels war die Grundlage, nackter Rationalismus der Charakter seines Systems; auf der ganzen Linie der katholischen Glaubenslehre waren sämmtliche Dogmen in Frage gestellt, der katholische Begriff des Glaubens als eines Fürwahrhaltens auf Autorität eines Anderen war vernichtet, das uralte katholische Prinzip Credo, ut intelligam verwandelt in Intelligo, ut credam, und auf dem Gebiete der

Dogmatik ein von aller Tradition und kirchlichen Lehre abweichender Weg eingeschlagen.

Hermes hat zu dem Gallitzin'schen Kreise nie in Beziehung gestanden. Clemens August ließ sich in dem hermesianischen System nicht verstricken, während viele andere und sehr ehrenwerthe Männer demselben sogar hartnäckig zugethan waren. Das erste Auftreten gegen die bischöfliche Behörde, als er seine Vorlesungen begann, war nicht correct. Clemens August hatte ihm aufgetragen, die Dogmatik nach altem Herkommen in lateinischer Sprache vorzutragen. Hermes weigerte sich und beklagte sich bei der Regierung, die ihn in Schutz nahm. Wie die Regierung, so war auch Spiegel Hermes immer zugethan. — Schlimmeres aber geschah später. Napoleon hatte das alte, rechtmäßige Domcapitel aufgehoben und ohne Berechtigung ein neues ernannt, außerdem aber durch Decret vom 14. April 1813 den Domdechanten Spiegel zum Bischof von Münster ernannt. Spiegel nahm das Anerbieten Napoleons an ohne päpstliche Genehmigung. Das Gouvernement verlangte von Clemens August, daß er sein Amt als Generalvicar niederlege, und fügte seinen Befehlen die schärfsten Drohungen bei. Clemens August gerieth in die größte Verlegenheit und fürchtete, wenn er sich dem Kaiser, Spiegel und dem Domcapitel widersetze, so würde Schisma in der Diöcese entstehen. Der Bruder Franz schrieb unter dem 6. August 1813: „Der h. Geist muß durchhelfen. Gott bewahre uns vor Unsicherheit in der Administration mit ihren schrecklichen Folgen, Zwiespalt und Schisma." Von verschiedenen Seiten wurden Gutachten eingeholt über den Fall. Die Moralisten und Canonisten an der Universität und namentlich P. Flörens zuckten die Achseln. Die Freunde von Hermes ersuchten ihn, ein Gutachten auszuarbeiten. Hermes ging ungern an die Arbeit, denn er begab sich auf das Gebiet des canonischen Rechtes, welches ihm fremd war. Es handelte sich wesentlich

darum, ob das von Napoleon gewaltsam eingerichtete Domcapitel canonische Gültigkeit habe, Spiegel zum Bischof wählen könne, und ob dann die Vollmachten, welche Clemens August vom alten rechtmäßigen Domcapitel erhalten hatte, und die Quinquennal-Facultäten auf Spiegel könnten übertragen werden. Der Bruder von Clemens August, Franz, verneinte diese Fragen, Hermes bejahte sie. Merkwürdigerweise hatte er über alle diese Punkte in früheren Unterredungen das Gegentheil behauptet. Es ist vielfach behauptet, Hermes habe so gehandelt aus Freundschaft gegen Spiegel, und dieser habe ihn sogar zu dem Gutachten aufgefordert; doch läßt sich dies nicht beweisen.

Die Sache an sich lag klar. Napoleon ernannte Spiegel zum Bischof von Münster und hatte kein Recht dazu. Spiegel wurde nach Paris citirt, machte Einwendungen, Napoleon aber sagte, er werde selbst mit Rom wegen der Bestätigung verhandeln. Spiegel nahm an, ohne die Bestätigung in Händen zu haben. Auch ist nicht bekannt geworden, daß Napoleon um die Bestätigung sich bemüht hat. Das Domcapitel wählte Spiegel und hatte keine Berechtigung dazu, weil es gewaltsam von Napoleon eingeführt war; die päpstliche Genehmigung fehlte und daher alle Berechtigung zu capitularischen Handlungen. Die französische Behörde drängte Clemens August von Tag zu Tag stärker und fügte ihren Befehlen die heftigsten Drohungen bei. Clemens August war rechtmäßig von dem Capitel als Capitular und Generalvicar gewählt. Weder konnte er ohne Erlaubniß Roms sein Amt niederlegen, noch konnte das illegitime Capitel ihn absetzen. Clemens August befürchtete, wenn er dem Machthaber Napoleon, dem neuen Bischof, dem Domcapitel sich widersetzte, die schlimmsten Folgen für das Bisthum, ja ein vollständiges Schisma, wie auch sein Bruder Franz dieselben Befürchtungen hatte. Er dachte daher auf einen Mittelweg, blieb Generalvicar und übertrug seine Vollmachten mit den Quinquennal-

Facultäten auf Spiegel. Spiegel war demnach Substitut von Clemens August, er selbst aber nur die Figur eines Generalvicars. Die Diöcese hatte also zwei Generalvicare. Das Capitel und die französische Behörde gingen auf diesen Vorschlag ein.

Das Ganze war eine diplomatische Halbheit; was aber vor Allem fehlte, das war die päpstliche Erlaubniß und Bestätigung. Clemens August hatte das erste und auch das letzte Mal den Weg der Diplomatie betreten. Wir glauben, daß keine Begebenheit seines Lebens so schwer ihm auf der Seele gelegen, als der Vorfall von 1813.

Sobald Pius VII. aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, reiste Clemens August nach Rom. Es war im September 1814. In den ersten Tagen des November 1813 war Münster von den Franzosen befreit. Clemens August hatte Bericht über die Lage der Münsterischen Kirche an das Oberhaupt Papst Pius erstattet, sofort also den richtigen Anschluß wieder gefunden. Doch hielt er es für zweckmäßig, persönlich vor dem h. Vater zu erscheinen. Er wurde sehr gütig und freundlich aufgenommen; doch wurde Alles, was in Münster geschehen war, für null und nichtig erklärt, die Substitution aber, wodurch Clemens August seine Vollmachten und die Quinquennal-Facultäten an Spiegel übertragen, ernst, aber sanft, ihm verwiesen mit den Worten: „Intelleximus, te communi, qua circumdati sumus, ut Pauli verbis tecum loquamur, infirmitati succubuisse.“ (Wir haben eingesehen, daß du, um mit den Worten des h. Paulus zu sprechen, der allgemeinen Schwäche, womit wir umgeben sind, unterlegen bist.) Er wurde sodann beauftragt, Alles zu widerrufen, was geschehen war, die Diöcese davon in Kenntniß zu setzen und das Generalvicariat in seinem ganzen Umfange wieder zu übernehmen. Clemens August fiel in eine schwere Krankheit und kehrte erst im März 1815 nach Münster zurück.

Schon am 31. März richtete er an den Dombechanten Freiherrn v. Spiegel folgendes Schreiben:

„Das wirkliche Münsterische Domcapitel, worauf bei Erledigung des bischöflichen Stuhles die zeitliche Gewalt übergegangen war, ernannte zuerst den verstorbenen Freiherrn von Fürstenberg, und als dieser wegen Alters sein Amt niedergelegt hat, mich auf die gesetzmäßige Art zum Generalvicar der Münsterischen Diöcese.

Selbst dieses wirkliche Münsterische Domcapitel hätte nach den notorischen rechtlichen Grundsätzen die mir übertragene geistliche Gewalt weder ganz noch zum Theil willkürlich zurücknehmen, und hätte, da es mich einmal zum Generalvicar angeordnet hatte, keinen zweiten Generalvicar bestellen können, wenn man auch, wie man nach dem Conc. Trid. nicht kann, ehe es mir die geistliche Gewalt übertrug, zwei Generalvicare bestellt und beiden zusammen die geistliche Gewalt übertragen hätte.

Der Umstand, daß das Münsterland in weltlicher Hinsicht vom französischen Gouvernement abhängig wurde, war für die Münsterische Diöcese sehr gleichgültig, da in Rücksicht der Münsterischen Kirche auf keinen Fall die geringste Aenderung ohne Dazwischenkunft der obersten Kirchengewalt den Grundsätzen der katholischen Kirche gemäß stattfinden konnte. Desungeachtet ließ das französische Gouvernement das wirkliche Münsterische Domcapitel auseinander sprengen, ordnete nach seiner Willkür ein neues sogenanntes Domcapitel an, und ging so weit, daß es Ew. Hochwürden zum Bischof ernannte, obschon es dazu kein Recht hatte, und wußte es außerdem zu bewirken, daß das neue Domcapitel Ew. Hochwürden für einen zweiten Generalvicar erklärte, der die Ausübung der geistlichen Gewalt in der Diöcese besorgen sollte.

Abgesehen davon, daß Ew. Hochw., wenngleich Sie die Ernennung zum Bischof angenommen hatten, in keiner Art die Administration der Diöcese führen durften; abgesehen davon, daß das wirkliche Domcapitel nicht zwei Generalvicare anordnen und noch viel weniger neben mir einen zweiten Generalvicar bestellen konnte, war das, was das neue Capitel that, völlig ohne irgend eine Wirkung, indem dieses Geschöpf des französischen Gouverne-

ments keine geistliche Gewalt hatte und auch nicht übertragen konnte.

Ew. Hochwürden sind die Drohungen bekannt, deren sich das Gouvernement bediente, und ich ließ mich dadurch, um nicht Unheil über die Diöcese und das Lippe-Departement zu bringen, verleiten, daß ich Sie substituirte, damit Sie einstweilen verfahren könnten.

Nur die angedrohte Gewalt konnte es sein, welche mich zu der Substitution bewog, und ich mußte daher jetzt, wo ich diese Gewalt nicht mehr zu fürchten habe, zum Widerruf schreiten. Ew. Hochwürden muß ich aber nunmehr zugleich das offene Geständniß ablegen, daß ich damals mich geirrt habe und ich, welche Gewalt auch gebraucht wäre, dennoch niemals zu jener Substitution mich durfte verleiten lassen.

Ich widerrufe daher hiemit feierlichst die Ihnen ertheilte Substitution nach ihrem ganzen Umfang, sowie die Gewalt zur Ausübung der Quinquennal-Facultäten. Ich erkläre dabei, daß von diesem Augenblicke an nichts Gültiges in Hinsicht der geistlichen Verwaltung der Diöcese vorgenommen werden kann, und ersuche Sie, nicht nur das Schriftstück über die Quinquennal-Facultäten, sondern auch sämmtliche auf die Administration der Diöcese bezüglichen Papiere alsbald mir zugehen zu lassen.

Clemens August Freiherr Droste zu Vischering,
Vicarius capituli generalis in spiritualibus."

Es wurde außerdem das päpstliche Breve vom 4. October 1814 veröffentlicht, worin dem Generalvicar Droste anbefohlen wurde, seine an Spiegel übertragenen Facultäten öffentlich zu widerrufen, das Generalvicariat in eigener Person zu verwalten, das Domcapitel, wie es von Napoleon eingesetzt war, aufzulösen, das frühere wiederherzustellen und sämmtliche Capitulare, welche damals dem Capitel angehörten, einzuberufen.

Clemens August richtete dann unter dem 31. März 1815 an die Pfarrer der Diöcese folgendes Circularschreiben:

„Es wird hiermit allen Pfarren und Vicecuraten der Diöcese bekannt gemacht, daß ich unter dem heutigen Datum die

unter dem 13. August verfügte Substitution des von dem französischen Gouvernement ernannten Bischofes, Freiherrn v. Spiegel, um seinen Jurisdictions-Handlungen Gültigkeit zu verschaffen, mit allen von mir verliehenen Facultäten widerrufen habe, mithin von nun an sämmtliche zum Generalvicariat gehörenden Geschäfte als der von dem Domcapitel gesetzlich eingesetzte Generalvicar des Capitels selbst wieder wahrnehme."

Die ganze Diöcesangeistlichkeit mit Ausnahme von drei Priestern trat entschieden auf Seite von Clemens August. Die Geschäfte der Verwaltung liefen vortrefflich. Clemens August suchte eine bestimmte, feste Ordnung herzustellen; er richtete den Geschäftsgang ein, ordnete die Registratur und ließ eine Untersuchung anstellen über unerledigte Sachen; es fanden sich deren 180.

Die Regierung war von dem Hergang und endlichen Verlauf der Sache nicht sehr erbaut. Die Reise, welche Clemens August nach Rom machte, um dort die verwickelte Angelegenheit endgültig entscheiden zu lassen, hatte verstimmt. Man hätte ohne Zweifel Spiegel gern als Bischof von Münster gesehen. Wie ernst von der Regierung die Sache genommen wurde, geht schon daraus hervor, daß Clemens August die Pension, welche allen Mitgliedern des alten Domcapitels zugesagt war, sollte entzogen werden. Auf Wink von Berlin wurde jedoch davon abgesehen. Auch wollte man die Veröffentlichung des päpstlichen Breves von 4. October 1814 verbieten. Allgemein wurde der Ausbruch eines erbitterten Kampfes gegen Clemens August befürchtet. So stand die Sache, als plötzlich von Berlin der Befehl erging, dem päpstlichen Breve das Exequatur zu ertheilen und der Verwaltung des rechtmäßigen Generalvicariats kein Hinderniß in den Weg zu legen. Das Verfahren der Regierung war richtig und sehr vernünftig. Der politische Horizont war noch sehr dunkel. Jetzt gegen Rom auftreten, Clemens August ab- und Spiegel als Bischof durchsetzen, das waren kühne Wage-

stücke, deren Ausgang unstreitig mit einer Niederlage der Regierung geendet hätte. Wir glauben, daß Minister Stein, der in stiller Zurückgezogenheit zu Cappenberg in der Nähe Münsters lebte und dort für Manchen ein lästiger Beobachter war, zur gütlichen Beilegung der Sache beigetragen hat. Er kannte die Münsterischen Verhältnisse und Persönlichkeiten und wird Mittel und Wege gefunden haben, dem König Friedrich Wilhelm III. über die Gesammtlage den richtigen Aufschluß zu geben. Eine Katastrophe wurde vermieden, aber die Kämpfe blieben auch in den folgenden Jahren nicht aus.

VIII.

Fortgesetzte Kämpfe. Das Reformationsfest. Die Religionsfreiheit der Katholiken.

Clemens August hatte die Geschäfte des Generalvicariates nach ihrem ganzen Umfang wieder aufgenommen. Die Grundsätze, nach denen er verfahren mußte, hatten durch die letzten Ereignisse an Kraft, Klarheit und Festigkeit gewonnen. Jede Abbröckelung des katholischen Rechtes schien ihm unerlaubt, jede Concession gefährlich, das Principiis obsta war ihm der Leitstern seiner Handlungsweise. Die Regierung hielt ihrerseits an den Grundsätzen fest, welche aus den Begriffen vom absoluten Staat und der protestantischen Auffassung von Kirche und Staat hervorgingen. Namentlich aber mußten die Schule, welche vom ersten Beginn so scharf von der Regierung ins Auge gefaßt war, und die Rechte, welche auf diesem Gebiete Kirche und Staat für sich in Anspruch nehmen, von selbst zu Conflicten führen.

Im Jahre 1817 erließ Clemens August ein eindringliches Schreiben an die Pfarrgeistlichkeit der Diöcese, in welchem die Pflichten des Priesters für die Schule auseinandergesetzt und die gewissenhafte Erfüllung derselben eingeschärft wurde. Es kamen in dem Schreiben der regelmäßige Besuch der Schule, pünktliche Abhaltung der christlichen Lehre, Beaufsichtigung der Schule, Prüfung der Kinder zur Sprache, und wurde zugleich den Pfarrern zur Pflicht gemacht, halbjährig Bericht über die Schule, über Kinder und Lehrer, zu erstatten. Clemens August

hielt in dieser Beziehung durchaus an der Tradition der Diöcese, an den Bestimmungen, welche bereits Bernhard v. Galen getroffen, an den Synodaldecreten, in welchen wiederholt und immer wieder aufs Neue die Pflicht der Geistlichen für die Schule eingeschärft wird, und an der Schulordnung Fürstenberg's unerschütterlich fest.

Im Jahre 1818 veranlaßte ein an sich unbedeutender Gegenstand zu einer unangenehmen Correspondenz zwischen der Regierung und dem Generalvicariat. Die Regierung hatte das Generalvicariat beauftragt, die Vermählung der Princeß Friederike von der Kanzel zu verkündigen. Clemens August weigerte sich, dies zu veranlassen, „weil er sich von einer weltlichen Behörde nicht könne beauftragen lassen, da es keinen Fall geben könne, wo die weltliche Obrigkeit die geistliche Obrigkeit als solche beauftragen könne; das Recht, zu beauftragen, könne die weltliche Obrigkeit nur in Bezug auf Solche haben, welche dieser Obrigkeit untergeordnet seien, und dies treffe bei der katholischen Kirche nicht zu".

Die Regierung antwortete ausführlich, nannte das Schreiben, welches Clemens August an den Oberpräsidenten v. Vincke gerichtet, einen ungebührlichen Verstoß gegen die dem regierenden Hause gebührende Ehrfurcht. Zur Vermeidung ernstlichen Einsehens habe das Generalvicariat, wenn der Oberpräsident von seinem Recht, in Angelegenheiten iuris majestatici circa sacra Weisungen und Aufforderungen zu erlassen, Gebrauch mache, die gebührende Rücksicht zu nehmen.

Clemens August antwortete und nannte in dem Schreiben den Stil der Regierung, die immer von „auffordern" spreche, da die bischöfliche Behörde nicht untergeordnet sei, nicht passend, sondern unschicklich; er werde in Zukunft, wenn der Stil sich nicht ändere, solche Schreiben der Regierung nicht beantworten.

Wegen der respectswidrigen Ausdrücke wurde Clemens

August zu 5 Thaler und abermals, als er den Bericht, zu welchem die Regierung ihn aufgefordert hatte, nicht einsandte, zu 10 Thaler Strafe verurtheilt.

Ein heftiger Kampf entwickelte sich, als es sich handelte um die Schule, um die Organisation einer Schulaufsicht und die Anstellung der Lehrer. Der Kampf um diese Punkte begann unter preußischer Regierung bereits im Anfang des Jahrhundertes, schlummerte bisweilen, entbrannte aber wieder, wurde mit ganzer Kraft geführt im Culturkampf und schloß einstweilen ab mit dem Schulaufsichtsgesetz vom Jahre 1872, wonach die Schule als Eigenthum des Staates betrachtet wird und Alle, welche an der Schule arbeiten, als Staatsdiener angesehen werden. Ein Jahrhundert ist vergangen, und auf dem Gebiete der Schule ist der Friede zwischen Kirche und Staat noch nicht geschlossen. Es ist interessant, zu sehen, wie Clemens August schon damals dieselben Grundsätze vertheidigte und schützte, welche während des Culturkampfes die Grundlage für den Schulkampf bildeten. Wer glaubt, es sei im Bisthum Münster eine Schulinspection nicht vorhanden gewesen, befindet sich im Irrthum. Die Inspection war Sache des Archidiakonen, einer besonders eingesetzten Schulkommission und des Ortspfarrers. Alle diese Punkte erwähnt die Schulordnung von Fürstenberg. Doch dieses genügte der Regierung nicht. Es wurden die Consistorien gebildet, welche das gesammte Schulwesen leiten, die bischöfliche Behörde als dem Consistorium untergeordnet und die Geistlichen, wenn sie Schulinspectoren wären, als Staatsdiener betrachten sollten. Clemens August protestirte gegen diese Anordnung und Auffassung und erließ unter dem 8. April 1817 ein Circular an die Geistlichkeit, worin dieselbe aufgefordert wurde, „daß sie von keiner Behörde als der geistlichen zu weltlichen Geschäften sich sollten Aufträge ertheilen lassen, auch Lehrer, Organisten, Küster nicht eher als solche anzuerkennen seien,

als sie Weisung von der geistlichen Behörde erhalten hätten." Er bestritt die Competenz des Consistoriums, über geistliche Angelegenheiten zu bestimmen, und hob namentlich hervor, daß die katholischen Geistlichen nicht sollten als „Prediger" bezeichnet werden. Er verlangt, daß die Schulinspectoren von der geistlichen Obrigkeit angestellt werden, überhaupt, daß, wie es versprochen sei, der status quo von 1803 aufrecht erhalten werde, hebt namentlich hervor, wie auf den Gymnasien die Religion müsse gepflegt werden, verlangt bei Anstellung der Professoren Mitwirkung der geistlichen Behörde, geht dann über zur Universität und bezeichnet die Aufgabe derselben nach dem ausgezeichneten Breve des Papstes Clemens und dem Diplom des Kaisers Ferdinand II. Es trete, so bemerkt Clemens August weiter, das Bestreben der Regierung hervor, die Leitung des gesammten Schulwesens von der Trivialschule bis zur Universität in ihre Hand zu bringen. Die Kirche müsse an ihrem Standpunkt um so fester halten, da man eine Vermischung der katholischen und protestantischen Bevölkerung beabsichtige, die katholischen Soldaten zur Theilnahme an dem protestantischen Gottesdienst nöthige, die gemischten Ehen durch die protestantischen Beamten befördere und die Regierung oft genug ihre Geringschätzung der geistlichen Obrigkeit kund gebe und dadurch zur Beförderung der Zuchtlosigkeit beitrage. Er verlangt, daß sämmtliche Verfügungen der Regierung, welche an die Geistlichen gerichtet seien, zuvor der bischöflichen Behörde vorgelegt würden. Er veranlaßte sodann selbst die Visitation der Schulen. Schließlich bemerkt er, noch nie sei es der geistlichen Behörde in den Sinn gekommen, Schreiben an die Geistlichkeit zu richten, worin weltliche Anordnungen des Staates getadelt würden.

Die Regierung verwarf in dem Schreiben vom 5. März 1819 alle Forderungen des Generalvicariates, verwies auf das

Allgemeine Landrecht und auf die Strafbestimmungen für Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, welche auf Gefängniß, Zuchthaus bis zu zwei Jahren lauten und verlangte Zurücknahme des Schreibens vom 8. April 1818.

Clemens August nahm das Schreiben nicht zurück, erklärte vielmehr, nach den Grundsätzen der katholischen Kirche gehandelt zu haben und sich zu stützen auf den Reichsdeputationsbeschluß vom Jahre 1803, worin das Schulwesen im eminenten Sinne als res ecclesiastica betrachtet werde. Er werde, da er pflichtmäßig als katholische Kirchenobrigkeit gehandelt, mit Gottes Hülfe Alles thun, um den ihm anvertrauten Glaubensschatz und die Unabhängigkeit der Kirche Gottes zu bewahren, sowie er in bürgerlichen Angelegenheiten als Unterthan ein Beispiel des Gehorsams zu geben sich bemühen werde. — Die Strafbestimmung wurde gegen Clemens August nicht ausgeführt; die Regierung arbeitete weiter nach ihren Grundsätzen.

Mitten in diese Kämpfe um die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und das Schulwesen, welche nirgend in Deutschland mit so klarer Erkenntniß und so festem Willen geführt wurden, als durch Clemens August im Bisthum Münster, — fiel das Reformationsfest, welches ganz Deutschland in Bewegung setzte und in Münster acht Tage lang gefeiert wurde. Das Fest wurde noch dadurch gehoben, daß unter Friedrich Wilhelm III. die Union der Lutheraner und Reformirten nicht ohne Gewaltmaßregeln zu Stande gekommen und die sogenannte „evangelische Bundeskirche" gegründet war. Das Fest bedeutete nichts anderes, als den Sieg des Protestantismus in Deutschland über die katholische Kirche. Nach Meinung der Protestanten war die katholische Kirche ein altes, morsches Gebäude, welches auf Abbruch konnte verkauft werden. Das Fest war die Canonisation Luthers und der Katharina Bora, eine Verhimmelung dieser Persönlichkeiten, wie sie großartiger selbst bei Luther's

Lebzeiten nicht stattgefunden hatte. Zudem regnete es im buchstäblichen Sinne dieses Wortes Geschichtslügen und Schmähungen der tollsten Art gegen die katholische Kirche, ihre Eigenschaften und Persönlichkeiten. Es war eine Prügelei auf dem Rücken der Katholiken. Daß es von Seiten der Regierung politisch klug war, dieses ganze Gebahren zu unterstützen, wird Niemand behaupten können. Es waren erst zwei Jahre verflossen, seit Katholiken und Protestanten einmüthig und mit Begeisterung gegen Napoleon und für Deutschland gekämpft hatten. Doch der Mensch hat ein schwaches Gedächtniß und vergißt nichts leichter, als die Geschichte. Lieferte doch wieder der Culturkampf nach dem Jahre 1870 den Beleg dafür. Man wird bei solchen Vorgängen lebhaft erinnert an den Dichter aus der Gleim'schen Periode, welcher in scherzhafter Weise sang:

Männer, die Geschichte
Sei euch zum Unterrichte.
Folgt ihr dem bloßen Scheine,
Zerbrech' euch Zeus die Beine.

Die damalige protestantische Literatur ist ein Arsenal von Verunglimpfungen der katholischen Kirche. Der Verfasser, welcher später diese Periode der deutschen Geschichte schreiben will, wird Mühe haben, durch diesen Wust der Literatur sich hindurchzuarbeiten. Nur diese Hoch- und Springfluth der protestantischen Wasser war die Ursache, daß die Katholiken anfingen, sich auf sich selber zu besinnen. Man hatte immer Toleranz gepredigt, und nur von den Katholiken wurde sie geübt. Man hatte sorgfältig alles vom Katholicismus abgeschnitten, was den Protestanten mißfallen könnte, um dadurch eine Annäherung herbeizuführen. Man hatte immer, wie Görres sagt, und immer gefragt: „Was sagen die Herren Protestanten dazu?" — Die Schriften, Flugblätter, Zeitungen der Protestanten riefen Gegenschriften hervor; der geistige Kampf zwischen Protestantis-

mus und Katholicismus hatte begonnen und entwickelte sich zwar langsam, aber sicher und fest bis zu der Höhe, auf welcher er gegenwärtig sich befindet. Auch das religiöse Leben, welches, man darf sagen, unter allen Ständen sehr lau und kalt geworden war, fing an sich zu heben; doch gehörte noch der ganze Zeitraum bis zum Kölner Ereigniß dazu, ehe das praktische katholische Leben zu seiner vollen Blüthe sich entfalten konnte. Das Verlangen einer wahren Parität, einer festen Ordnung der katholischen Verhältnisse, Errichtung von Diöcesen und Bischofssitzen, besonders in Rheinland und Westfalen, wurde immer dringender und die Regierungen konnten dieser allgemeinen katholischen Strömung sich nicht entziehen. Schon im Jahre 1819 erschien der große Görres mit dem ganzen Feuer seiner Jugendkraft auf dem Plan. „Kein deutscher Mann," wie Werner mit Recht in seiner Geschichte der katholischen Theologie schreibt, „vereinigte so viele Erkenntnißgebiete in seinem Geiste; die Kräfte aber, mit welchen er sie umfaßte, ragen ans Riesige hinan; mit einem tief dringenden Ahnungsvermögen war der Wuchertrieb einer unerschöpflich spielenden Phantasie vereint, beide aber durch die Zucht eines ihnen an Kraft gleichen Verstandes geregelt und geleitet." Seine im Jahre 1819 erschienene Schrift „Deutschland und die Revolution" redete Fürsten und Völkern ins Gewissen. Die Schrift wurde in Preußen beschlagnahmt, fand aber deßungeachtet eine allgemeine Verbreitung. Der Gefangenschaft hatte Görres sich nur durch schnelle Flucht nach Straßburg entzogen.

Auch Clemens August griff in den Kampf ein und gab die Schrift heraus: „Ueber die Religionsfreiheit der Katholiken". An die Spitze setzte er das Motto von Stolberg: „So wie das unserer vernünftigen und edlen Natur tief eingelegte Bedürfniß der Freiheit sich gekränkt fühlt durch jede politische Gewalt, wenn sie nicht gegründet ist auf dem Gesetz, so

auch und noch viel mehr widerstrebt es jeder in geistlichen Verhältnissen waltenden Autorität, wenn sie nicht auf göttlicher Autorität beruht." „Von allen Seiten," so hebt Clemens August an, „werden Anstalten gemacht zur Jubelfeier der Protestanten. Ich bediene mich der Benennung Protestanten, weil ich keine kürzere kenne. Das Wort evangelisch gebrauche ich nicht, weil dies die Nebenbedeutung haben könnte, als wären Wir nicht evangelisch, welches jedoch recht sehr zu sein wir behaupten. Die Protestanten scheinen bei dieser Feier den Jubel im völligen Genuß ihrer Religionsfreiheit laut ausdrücken zu wollen. Wer wollte ihnen dies verübeln? Aber was wäre natürlicher, als daß auch wir Katholiken bei dieser Gelegenheit ein allgemeines Fest hielten, jubelnd und Gott dankend, daß wir im Jahre 1817 noch glauben, was Jene glaubten, welche im Jahre 33 einhellig in der Lehre der Apostel verharrten, und den göttlichen Stifter der Kirche mit Sehnsucht der Liebe bittend, die von unserer Kirche getrennten Brüder und Schwestern in den Schooß der liebenden Mutter zurückzuführen. Wir werden keine öffentlichen Feste halten; man wird uns aber der Unbescheidenheit nicht zeihen können, wenn wir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Lage der katholischen Kirche in Deutschland richten und auch unsere Religionsfreiheit zur Sprache bringen."

Der Verfasser geht dann zur Sache selbst über, bespricht die Kirche als göttliche Stiftung, die Einsetzung des Primates der Bischöfe und Priester, die Gewaltthaten, welche gegen die Religionsfreiheit der Katholiken verübt seien durch Unterdrückung der Klöster und den daraus entstehenden Priestermangel, die Einziehung der geistlichen Güter, die daraus hervorgehende Armuth der Kirche und Abhängigkeit vom Staat, verlangt Antheil der Kirche an den Lehr- und Bildungsanstalten und fordert,

daß die Kirche bei Anstellung der Lehrer an den Elementarschulen den Hauptantheil habe, bei Anstellung der Gymnasiallehrer theils ausschließlich, theils vorzüglichen Antheil nehme, daß die Anstellung der Lehrer der Theologie, Ueberwachung der Theologen und die Aufsicht über das Seminar ausschließlich Sache der geistlichen Obrigkeit sei. Das Schriftchen ist ein kurz gefaßtes Compendium über die Rechte und Stellung der Kirche dem Staate gegenüber, und ist in einfacher, wahrhaft überzeugender Sprache und zugleich mit christlicher Liebe gegen Andersglaubende geschrieben.

IX.

Aufhebung der Münsterischen Universität. Clemens August verbietet den Theologen den Besuch der Bonner Universität. Stolberg's Tod.

Die Frage über die Münsterische Universität war noch nicht zur Entscheidung gelangt. Sie ruhte während der französischen Occupation, wurde aber sofort im Jahre 1815 wieder aufgenommen. Sein oder Nichtsein war die Frage. Die Versuche, der katholischen Universität einen andern Geist einzupflanzen, eine ungläubige Philosophie, den Rationalismus, die Freigeisterei und eine protestantische Richtung einzuführen, waren mißlungen. Man verspürte keine Neigung, abermals Versuche zu machen. Auch war es sehr fraglich, ob es gelingen würde, eine paritätische Hochschule zu errichten und die Lehrstühle gemischt mit Katholiken und Protestanten zu besetzen; denn man hatte nicht vergessen, mit welcher Entschiedenheit die protestantische Professur des Consistorialrathes Möller von Fürstenberg abgewiesen war. Von Clemens August konnte man mit Gewißheit einen noch schärferen Protest erwarten. Die Münsteraner hatten damals allgemein den Verdacht, daß die Regierung keine katholische Universität wolle, und prophezeiten, die Universität würde nicht bestehen bleiben. Damit war im Grunde genommen der Punkt getroffen.

In einem Ministerialschreiben vom 20. Mai 1815, gez. von Schuckmann, finden wir eine sehr bezeichnende Aeußerung.

Schuckmann war ein scharfer, ostpreußischer, echt bureaukratischer Beamter aus der alten Schule, in den Grundsätzen des allgemeinen preußischen Landrechts erzogen, in religiöser Beziehung Rationalist. In seinem Verhalten gegen die katholische Kirche wurde er von politischen Klugheitsgründen geleitet. Von dem katholischen Wesen und Leben hatte er keine Ahnung; was er von der katholischen Kirche wußte, hatte er fast ausschließlich aus Wessenberg's Schriften sich angeeignet. Vielleicht hat Nikolovius, sein Mitarbeiter im Ministerium, ein gläubiger Protestant, der zugleich durch den Umgang mit Stolberg und durch seinen Aufenthalt in Münster eine richtigere Anschauung von der katholischen Kirche sich verschafft hatte, wohlthätig auf Schuckmann eingewirkt, und verhindert, daß er nicht unkluger Weise zu schroffe Seiten gegen die Katholiken hervortreten ließ. Schuckmann schrieb unter dem bereits genannten Datum an den Oberpräsidenten v. Vincke: „Ein Curatorium von solchen Gerechtsamen, wie die der Münsterischen Universität, sei mit der in den Gesetzen des Staates vorgeschriebenen Universitäts-Verfassung nicht vereinbar und auch nicht heilsam. Die Nichtanerkennung dieser Behörde müsse schon jetzt deutlich ausgesprochen und den Curatoren bekannt gemacht werden; auch solle man die Acten an sich nehmen, im Uebrigen für die geleisteten Dienste danken. Freilich sei einstweilen für Ordnung zu sorgen, da die Lehranstalt für die dortige Gegend bedeutend sei. Die Frage, ob die Universität zu reformiren oder an einen andern Ort zu verlegen sei, könne im Augenblick nicht entschieden werden. Würde man Spiegel an die Spitze des Curatoriums stellen, so würden wieder unangenehme Zwistigkeiten mit der Geistlichkeit entstehen. Es frage sich daher, ob man nicht Professor Kistemaker, der ein Gelehrter von anerkanntem Rufe sei, zum Rector ernennen, sodann provisorisch einen akademischen Senat aus allen Professores publicis et ordinariis bilden solle, der die interna verwalte,

die externa und oeconomica aber durch einen Commissar des Ministeriums verwalten lasse."

Was hat der Oberpräsident v. Vincke geantwortet? Die Wahl Vinckes zum Oberpräsidenten war eine glückliche zu nennen. Von Geburt Westfale kannte er die Eigenthümlichkeiten des Landes. Zudem war er von Natur populär, eher klein als groß, etwas gebückt und trug gewöhnlich eine Soldatenmütze mit breitem, rothem Rand. Das Verhältniß auf dem Schloß mit dem alten General Horn war gemüthlich, Horn selbst bei den Bürgern beliebt. Es gab damals unter den Soldaten originelle, urwüchsige Gestalten. Am 24. März 1823 feierte der alte General sein 50jähriges Ehestands- und sein 53jähriges Dienstjubiläum. Alle Straßen waren mit Sand bestreut. Als er begraben wurde, war ganz Münster auf den Beinen. Ich war auch dabei. Bei den üblichen Schüssen sprang vor meinen Augen einem Husaren das Pferd über die Hecke des Kirchhofes; Pferd und Reiter blieben unversehrt. Vincke war Protestant, aber gerecht; höchstens hat man ihm vorgeworfen, daß er als Markaner die Mark zu sehr begünstigt. Auch in Bezug auf die Universität war er anfangs gerecht. Minister Stein und Vincke wünschten die Erhaltung der Universität und sprachen sich offen darüber aus. Als vernünftige Männer hatten sie die Vortrefflichkeit der Anstalt in der Nähe aus eigener Anschauung kennen gelernt. Vincke berichtete daher günstig über die Anstalt an das Ministerium. „Ich halte," so schreibt er, „mich verpflichtet, die Angelegenheit der hohen Schule zu Münster, und daß dieselbe zu ihrer endlichen Organisation gelangen möge, der speciellen Aufmerksamkeit und Verwendung Ew. Excellenz angelegentlichst zu empfehlen. Auch in ihrer bisherigen, allerdings unvollkommenen Gestalt hat die Universität bei geringen Mitteln unstreitig viel geleistet. Die Defecte der äußeren Form haben mir allerdings, da ich als Protestant mit der Verfassung katho-

lischer Universitäten wenig bekannt bin, besonders auffallen müssen. Ich muß dafür halten, daß die höhere Bestimmung, es bei dieser Form bis zur Organisation zu belassen, unter den dermaligen Umständen durchaus angemessen ist. Es hat mir nie beifallen können, die Verdienste der Anstalt herabzusetzen. Ich muß vielmehr deren Fortdauer in verbesserter Gestalt recht sehr wünschen."

In dem Antwortschreiben Vinckes an Schuckmann vom 21. Mai 1815 ist die Sprache schon eine andere. Er hebt kleinliche Punkte hervor, um die Universität in Schatten zu setzen. „Die Professoren hätten mit wenigen Ausnahmen nicht den Doctorgrad, es fehle an den äußeren Kennzeichen der Universität; ein Universitätssiegel existire nicht, das alte Klostersiegel sei beibehalten." Dann aber protestirt er entschieden gegen die Wahl Kistemakers zum Rector der Universität und erklärte: „Kistemaker hat stets als hartnäckiger Gegner der preußischen Regierung, als eifriger Päpstler und unbegrenzter Zelot in religiöser Beziehung sich erwiesen. Seine Abhandlung über den Primat Petri hat ihm noch neuerlich päpstlichen Dank für die Aufrechthaltung der päpstlichen Macht eingebracht. Daher stelle ich gehorsamst anheim, statt seiner den Dombechant v. Spiegel, welcher bisher diesem Wesen zur allgemeinen Zufriedenheit und seit November 1813 schon allein mit Würde, Umsicht und Thätigkeit vorgestanden und lauteres Verdienst darum sich erworben hat, und welcher mit der Geistlichkeit nie in Zwistigkeit verwickelt war, zu beauftragen, noch ferner dieses Geschäft bis zur Organisation fortzuführen. Die ganze Universität ist eine mit den Gesetzen des Staates unvereinbare Anomalie." Der Gedanke, daß diese Anomalie müsse beseitigt werden, bekam die Oberhand. Der andere Gedanke, die Münsterische Universität nach preußischer und protestantischer Anschauung zu reformiren, trat

fortan in den Hintergrund. Der Beschluß reifte, die Münsterische Universität aufzuheben.

Durch die königliche Cabinetsordre vom 16. Mai 1818 erfolgte die Aufhebung der Münsterischen Universität und gleichzeitig der katholischen Universitäten zu Paderborn, Duisburg Erfurt und Aachen. Münster behielt eine Anstalt zur Ausbildung von Geistlichen für die Münsterische Diöcese mit einem philosophischen und theologischen Cursus unter dem Namen „Akademie zu Münster". Mit derselben wurde eine medizinisch-chirurgische Anstalt verbunden. Für Paderborn wurde die Erhaltung des Gymnasiums und Seminars bestimmt. Es wurde also mit den katholischen Anstalten gründlich aufgeräumt. An die Stelle der untergegangenen Anstalten trat die neue paritätische Hochschule in Bonn. Dort bestand schon, wie unsere Leser sich erinnern werden, eine Anstalt, die von dem Fürstbischof Max Franz zur Universität erhoben wurde, mit dem Illuminaten v. Spiegel als Curator an der Spitze und mit allen Ausartungen auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitte. Um eine freie, philosophische und protestantische Richtung in die Hochschule zu bringen, war allerdings Bonn der geeignete Ort. Bonn war keine Bischofsstadt, und so hatte man auch nicht den Bischof als lästigen Beobachter in unmittelbarer Nähe. In einem Schreiben vom 25. Februar 1823 sagt der Minister, „er finde es nicht angemessen, die Akademie zu Münster in eine unmittelbare Verbindung mit der bischöflichen Behörde zu bringen. Die Lectionsverzeichnisse seien der bischöflichen Behörde vom Oberpräsidenten vorab einzureichen; Aeußerungen darüber sowie sonstige Desiderien habe der Bischof dem Oberpräsidenten mitzutheilen. Der Facultät aber solle eröffnet werden, daß jede die Facultät und das Lehramt betreffende Mittheilung der bischöflichen Behörde in jedem einzelnen Falle mit dem Gutachten der Facultät dem Oberpräsidenten einzureichen

sei, und deren Bekanntmachung so lange unterbleiben solle, bis die Facultät vom Ministerium näher beschieden sei." Doch wurde in den Statuten festgesetzt, daß der Bischof berechtigt sei, einen Lehrer, gegen dessen Lehre oder Wandel etwas einzuwenden sei, auszuschließen, sowie bei Anstellung eines Lehrers an der philosophischen Facultät der Bischof zu befragen sei, ob er gegen die Rechtgläubigkeit oder Sittlichkeit des Lehrers etwas zu erinnern habe. Wie dieses Statut später befolgt wurde, ist hinreichend bekannt. Auch geben die Statuten dem Bischof das Recht, den Promotionen in der theologischen Facultät, sowie andern Feierlichkeiten der Akademie beizuwohnen.

Die Münsterische Universität wurde im Jahre 1773 von Fürstenberg gegründet und wirkte segensreich bis zum Jahre 1818, also 45 Jahre. Wie seitdem bis zum Jahre 1880 die Akademie sich entwickelt hat; wie im Culturkampf durch einige ungläubige Professoren in Verbindung mit dem Curator der Akademie, dem Oberpräsidenten v. Kühlwetter, dieselbe in eine Simultananstalt verwandelt, mit protestantischen und ungläubigen Lehrern besetzt wurde, ist bekannt und in den „Erinnerungen eines alten Münsteraners" mit allen Einzelheiten genau erzählt worden.

Durch die Einrichtung der Bonner Universität gerieth Clemens August abermals in einen schweren Conflict mit der Regierung. Seit dem Jahre 1816 hatte Hermes eifrig an seiner „philosophischen Einleitung in die Dogmatik" gearbeitet, ja die Nächte zu Hülfe genommen. Oft rief erst die Morgenglocke zur Ruhe. Im Jahre 1818 war sie vollendet. Um der Bonner Universität Ansehen und Ruf zu verschaffen, suchte man namhafte Gelehrte und hatte sein Augenmerk auch auf Hermes gerichtet. Hermes hatte seine philosophische Einleitung dem Ministerium eingesandt, und bedeutete dies, wie man auch die Sache fassen möge, die Einholung eines Gutachtens von der weltlichen Behörde. Das Ministerium nahm diese Aufmerksamkeit von

Seiten eines geistlichen Professors sehr huldvoll auf, dankte in den verbindlichsten Ausdrücken und sprach sich anerkennend über das Werk aus. Dagegen hatte Hermes seine geistliche Behörde gänzlich übergangen und die Approbation des Generalvicars nicht eingeholt. Er entschuldigte sich später damit, daß die philosophische Einleitung den eigentlichen Glaubensgehalt der Dogmatik noch nicht betreffe. Was geschehen wäre, wenn Hermes die Approbation bei Clemens August nachgesucht, ist in hohem Grade fraglich, da der Generalvicar, Kistemaker und Katerkamp dem hermesischen System schon damals sehr zurückhaltend und mißtrauisch gegenüberstanden. Hermes wurde im Jahre 1819 als Professor der Dogmatik an die Universität Bonn berufen und begann Ostern 1820 seine Vorlesungen. Schon damals beklagte sich Hermes, daß man ihn von Münster aus in Bonn verdächtigt habe. Beweise dafür habe ich nicht finden können; doch fingen bereits verschiedene Zeitschriften an, das Werk zu besprechen und Irrthümer in demselben nachzuweisen.

Hermes hatte in Münster viele Anhänger. Es ließ sich vermuthen, daß auch Münsterische Theologen Bonn besuchen würden, vielleicht waren schon einzelne dahin abgegangen. Dies veranlaßte Clemens August, ein Schreiben zu erlassen, worin er den Theologen den Besuch anderer Universitäten außer Münster verbot und erklärte, daß er die Ungehorsamen zu den Weihen nicht zulassen werde. Der Oberpräsident v. Vincke erklärte diese Verfügung für wirkungslos, weil sie ohne Wissen und Genehmigung des Curatoriums erlassen sei, und berichtete an das Ministerium. Der Minister der geistlichen Angelegenheiten forderte den Generalvicar auf, das Verbot zurückzunehmen, widrigenfalls eine angemessene Ahndung erfolgen würde. Clemens August hielt jedoch das Verbot aufrecht, bezeichnete das Benehmen des Oberpräsidenten als durchaus unpassend und widerlegte eingehend das ministerielle Schreiben, bemerkte jedoch zugleich, daß er seine

Erwiderung nur zur Steuer der Wahrheit und nicht zur Entschuldigung seines Benehmens verfaßt habe, da er in Religionsangelegenheiten nur vor einer höheren geistlichen Obrigkeit sich zu rechtfertigen habe, auch weit entfernt sei, sich entschuldigen zu wollen, da er überzeugt sei, pflichtmäßig gehandelt zu haben. Dann erklärte er dem Minister freimüthig, daß er zu Lehranstalten kein Vertrauen haben könne, wo die katholische Kirche nur geduldet wäre, alle und auch die Professoren der katholischen Theologie von einer protestantischen Obrigkeit angestellt würden und die ganze theologische Lehranstalt außer Verband mit der Kirche sei. Das Recht ihm streitig machen, den Besuch einer theologischen Lehranstalt zu erlauben oder zu verbieten, sei arger Religionszwang, den auch das allgemeine Landrecht nicht beschönigen könne. Die Pflicht der geistlichen Obrigkeit sei es, über die Reinheit des Glaubens zu wachen, zumal in einer Zeit, wo eine babylonische Begriffsverwirrung herrsche, Unsinn für Wahrheit ausgeben werde, Lüge und Verleumdung der katholischen Kirche mit voller Freiheit auftreten könnten. Die Regierung möge sich nicht durch die Vertreter des modernen Unglaubens täuschen lassen; dieselben wollten nur die Kirchengewalt lähmen, um dem Unglauben zum Siege zu verhelfen. Die Wachsamkeit der Kirche sei um so nothwendiger, da die katholische Kirche Deutschlands in Folge der Secularisation in eine so traurige Lage gekommen sei. Sie sei nicht nur ihres Vermögens beraubt, sondern auch in ihren Rechten auf das Empfindlichste gekränkt. Selbst an dem Wenigen, was der Reichsregreß zu ihren Gunsten verfügt habe, sei eben das Wesentlichste unerfüllt geblieben. Seit dem Jahre 1803 sei noch keine Domkirche dotirt und die Diöcesen hätten blos durch Schuld der Regierungen noch keine Bischöfe. Wie aber die Bestimmung des § 63 unberücksichtigt bleibe, das zeige die Militärpflicht der Geistlichen und Schullehrer; das offenbare sich darin, daß einem

protestantischen Consistorium das ganze Schulwesen und sogar die katholische Theologie solle unterworfen sein, das gäben kund die Verordnungen über den freien Verkehr mit Rom, über Anstellung der Geistlichen, über gemischte Ehen, Ordnungsstrafen rc. Das Verfahren gegen die katholische Kirche richte sich nicht nach dem status quo von 1803, sondern nach protestantischen Grundsätzen. Die Grundsätze eines protestantischen Ministeriums und eines katholischen Kirchenobern seien verschieden. Um dem immerwährenden Zwiespalt zuvorzukommen, gebe es kein Mittel, als an dem status quo von 1803 festzuhalten, und in Erfüllung zu bringen, was den Katholiken versprochen sei. So lange dies nicht geschehe, sei die katholische Kirche in ihren Fundamenten bedroht. Seien die philosophischen und theologischen Facultäten, wie das Ministerium äußere, nicht dem Generalvicar, sondern dem Oberpräsidenten und dem amtlichen Curatorium untergeordnet, so sei dadurch der wesentlichste Zweig der Kirchengewalt, nämlich die Aufsicht über die katholische Glaubens- und Sittenlehre, von dem katholischen Bischof auf das protestantische Curatorium übergegangen." Nach einer abermaligen kurzen Erklärung, daß er nur nach Pflicht und Gewissen gehandelt habe und sein Verbot, die Universität Bonn zu besuchen, nicht zurücknehmen dürfe, schließt er sein Schreiben mit den Worten: „Uebrigens muß es Ew. Excellenz aus früheren Verhandlnngen bekannt sein, daß ich mich nicht durch Drohungen von dem pflichtmäßigen Benehmen ablenken lasse; was aber die Folgen betrifft, so werde ich diese, da ich nur nach Pflicht und Gewissen gehandelt, nicht zu verantworten haben."

Das Ministerium antwortete auf dieses Schreiben nicht, sondern suspendirte auf Grund einer Cabinetsordre die theologischen Vorlesungen und der Oberpräsident veröffentlichte unter dem 20. April 1820 diese ministerielle Verordnung, und fügte als Schlußwort hinzu: „Das von der geistlichen Behörde er-

lassene Verbot ist als aufgehoben zu betrachten und der Besuch einer anderen Lehranstalt wird nicht von nachtheiligen Folgen für die Studierenden sein. Der Staat wird die erforderlichen Vorkehrungen treffen, daß ihr äußeres Wohl gegen jede unrechtmäßige Verletzung geschützt wird, und getrost der Weg der Bildung kann angetreten werden, welchen sie selbst und die Angehörigen für angemessen erachten." Die Suspension der theologischen Vorlesungen dauerte ein Semester. Clemens August hatte die Vorlesungen in das Priesterseminar verlegt.

Es war der letzte Kampf, den Clemens August als Generalvicar zu bestehen hatte. Während des Kampfes starb Stolberg, — ein harter, schwerer Verlust. Der eine Zweig nach dem andern löste sich von dem herrlichen Gallitzin'schen Baume.

Friedrich Leopold Graf Stolberg stammte aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands und wurde am 7. November 1750 in dem holsteinischen Landstädtchen Bramstedt von protestantischen Eltern geboren. Er studierte auf den Universitäten zu Halle und Göttingen, gehörte hier dem Hainbunde an und war einer der bedeutendsten Dichter der damaligen Zeit. Auf einer Reise, die er im Jahre 1791 mit seiner Gemahlin durch Italien und Sicilien machte, traf er mit den Grafen Caspar, Max und Adolph von Droste-Vischering zusammen. Rom machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Bei einem Besuche in Münster wurde er mit dem Gallitzin'schen Kreise bekannt; die Fürstin und der fromme Overberg konnten nicht ohne anregenden Einfluß auf ihn bleiben. Das fortgesetzte Studium der Kirchenväter, Augustinus, Chrysostomus, Bernhardus, der h. Theresia, Taulers und des Thomas von Kempen führten ihn der Wahrheit immer näher. Am Pfingstfeste den 1. Juni 1800 legte er in der Hauscapelle der Fürstin v. Gallitzin mit seiner Gemahlin, Sophie von Redern, das katholische Glaubensbekenntniß ab. Am 22. August verzichtete er zu Eutin feierlich auf

alle seine Aemter und siedelte mit seiner Familie über nach Münster. Sämmtliche Kinder, mit Ausnahme der ältesten Tochter, folgten dem Beispiel der Eltern. Welches Aufsehen dieser Schritt Stolberg's in ganz Deutschland machte, wie unwürdig seine früheren Freunde sich gegen ihn benommen, ist bekannt. Seine Muße verwandte er zu literarischen Arbeiten, wovon die „Geschichte der Religion Jesu Christi" in 15 Bänden die bedeutendste ist. Die erste Anregung zu diesem großartig angelegten Werke gab Clemens August, welcher eine „Geschichte der Menschheit in ihrer Beziehung zur göttlichen Vorsehung" für ein Bedürfniß der Zeit hielt. Wir sehen, wie Clemens August schon damals mit klarem, scharfen Blick den Werth der historischen Wissenschaft erkannte. Von derselben Ansicht war Katerkamp durchdrungen. Auch auf die Kirchengeschichte Katerkamp's ist Clemens August nicht ohne Einfluß geblieben. Stolberg führte seine Geschichte bis zum Concil von Ephesus und dem Tode des h. Augustinus und schloß mit dem 15. Bande. Den 1. Band schrieb er auf Lütkenbeck, der Besitzung des Grafen Droste-Vischering. Außer anderen kleinen Schriften verfaßte er das Büchlein von der göttlichen Liebe, welches mit Recht sein „Schwanengesang" genannt wird. Nach kurzer Krankheit verschied er, männlich gefaßt, in erbaulicher Weise im Jahre 1819 den 5. Dezember. Er liegt begraben ganz einsam in Stockämpen nahe bei Halle. Ein Hain von Buchen und Tannen umgibt das Grab; ein Kirchlein ist in der Nähe gebaut und später auch ein Hospital, welches von den Clemens-Schwestern bedient wird. Mit Recht sagt Katerkamp, daß kaum irgendwo so viel Gutes gewirkt ist, als durch Stolberg in den höheren, durch Overberg in den mittleren und unteren Kreisen der Gesellschaft.

X.

Das Concordat und seine Folgen.

Clemens August hatte bisher unerschütterlich und mit eisernem Willen seinen Standpunkt festgehalten und — gesiegt. Er pflegte zu sagen: Ein guter Vorsatz sei im menschlichen Leben viel werth; ein Vorsatz sei aber nur gut, wenn er steif sei. Der Vorsatz, nur nach seinem Gewissen und den Kirchengesetzen zu handeln, bewahrte ihn vor Schwäche, Irrthum und jeder unwahren, zweideutigen Diplomatie. Der ewige Refrain war: „Ich handle nach meinem Gewissen und den bestehenden Kirchengesetzen. Wollt ihr etwas Anderes, so wendet euch nach Rom. Ich werde Alles thun, was mein rechtmäßiges geistliches Oberhaupt mir vorschreibt." Die Festigkeit des Münsterischen Generalvicars, sein fester Anschluß an Rom blieb nicht ohne Einfluß auf den gesammten Episkopat Deutschlands. Der Generalvicar Fonk in Aachen schloß sich in ehrenwerther Weise ganz an Clemens August und seine Grundsätze. Die Staatsmänner sahen klar ein, daß die sog. Nationalkirche, welche die Aufklärer noch immer im Sinne hatten, ein Phantasiegebilde sei; dagegen hatten sie den Gedanken nicht aufgegeben, ähnlich der evangelischen Landeskirche eine katholische Landeskirche zu etabliren und diese dann in protestantischer Weise zu regieren. Bei allen Staatsmännern aber dämmerte allmählich die Einsicht auf, daß zur Regelung der religiösen Verhältnisse in Preußen, namentlich aber in Rheinland und Westfalen etwas geschehen müsse und dies nur

geschehen könne durch eine Vereinbarung mit Rom. Der Minister Hardenberg hatte frühzeitig diesen Gedanken klar aufgefaßt. Der Oberpräsident v. Vincke fordert in seinem Bericht an Hardenberg vom 16. Juni 1816 zum Abschluß eines Concordates mit den Worten auf: „Die große Mehrzahl jenseits der Weser ist der katholischen Confession zugethan, und darin allerdings ein Hinderniß ihrer Aneignung begründet, welches die allersorgsamste Sorgfalt erfordert. Es ist vor Allem dringend, die Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhle fest zu bestimmen und besonders auf die Bildung einer tüchtigen Pfarrgeistlichkeit durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten thätig Bedacht zu nehmen. In katholischen Ländern wird die Gesinnung und Anhänglichkeit der Geistlichen die des Volkes bestimmen; ist jene gewonnen, so wird es auch mit dieser weniger schwierig sein.“ Im Januar des Jahres 1818 richteten die Minister des Aeußeren und des Cultus eine Denkschrift an König Friedrich Wilhelm III., worin sie die kirchlichen Zustände in den westlichen Provinzen schildern und offen aussprechen: „Die Versprechen, die diesen Provinzen durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 gemacht sind, die neue Diöceseneintheilung, Einrichtung der Domcapitel, Dotation der Bischofssitze, sind nicht erfolgt. Die bischöflichen Stühle sind unbesetzt, die Grenzen der Diöcesen willkürlich zerrissen, die Domcapitel erloschen. Die rheinisch-westfälischen Lande befinden sich in dem Zustande einer Verwaisung, welcher den nachtheiligsten Einfluß auf die sittliche und religiöse Cultur der Bewohner haben muß.“ Sie erinnern dann an die Versprechen, welche gegeben seien im Jahre 1815, an die Nähe Frankreichs, an die Stellung Preußens, welches berufen sei, das innere Wohl Deutschlands durch ein erleuchtetes Beispiel fester, kirchlicher Einrichtungen zu befördern. In demselben Jahre sagt der Cultusminister v. Alten-

stein und erklärt geradezu, „daß, wenn man die Unterthanen nicht aufgeben wolle, man für ihre Religion sorgen müsse.“ Niebuhr, welcher damals preußischer Gesandter in Rom war, führt in seiner Denkschrift vom Jahre 1819 ganz dieselbe Sprache.*) Und nun fiel in das ganze Arsenal von Berathungen, Gedanken, Vorschlägen, ich möchte sagen, wie ein glühendes Meteor die Schrift von Joseph v. Görres „Deutschland und die Revolution“ hinein, welche den Fürsten und Regierungen in der ungeschminktesten Weise alles Unrecht vor Augen führte, das sie ausgeführt, und einen wahren Brand in den Gemüthern anstiftete. Alle Umstände wirkten zusammen, um endlich zu Verhandlungen mit Rom über Schließung eines Concordates überzugehen. Die Verhandlungen in ihren Einzelheiten, die Charaktere der Staatsmänner und ihre Ansichten ꝛc., sind sehr interessant, gehören jedoch nicht in diese Schrift. Schließlich reisete Staatsminister Hardenberg selbst nach Rom und in 8 Tagen hatte man sich geeinigt. Er selbst äußerte sich später, daß er nach seinen in Rom gemachten Erfahrungen, nie einen Hof gefunden habe, mit dem leichter zu unterhandeln sei, als mit dem römischen; nur Eines müsse man mitbringen, nämlich redliche Gesinnung; ohne diese werde man nicht fertig. Am 13. August 1821 verkündete Pius VII. die mit Preußen getroffene Uebereinkunft in einem geheimen Consistorium und die Bulle de salute animarum wurde um dieselbe Zeit von dem Gesandten Niebuhr nach Berlin geschickt. Durch diese Vereinbarung wurden für Preußen zwei Erzbisthümer, Köln und Gnesen-Posen, und sechs Bisthümer errichtet resp. wiederhergestellt. Auch der Metropolitanverband wurde erneuert und stehen demnach Münster, Paderborn und Trier unter der Metropole Köln. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde der volle Inhalt ihrer Gerechtsame,

*) Vergl. Brück, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland.

Ehren, Vorzüge und Freiheiten zugesichert. Die Domcapitel wurden neu errichtet; dieselben sollten außer den wirklichen Capitularen auch eine Anzahl von Ehrendomherren haben. Die Dompropstei und die in den ungleichen Monaten vacant werdenden Stellen sollten vom Papst, die Domdechanei und die in den graden Monaten frei gewordenen Stellen von den Bischöfen vergeben werden. Bei Erledigung der bischöflichen Stühle haben die Domcapitel das Recht der Wahl. Jedes Bisthum soll ein geistliches Seminar haben. Die festgesetzten Dotationen für die Bischöfe und Capitel sollen durch Uebertragung von Grundstücken und Waldungen geschehen rc. Der König ertheilte seine Einwilligung zu dem geschlossenen Concordat und dann erfolgte die Publication der Bulle. Der h. Vater war sehr erfreut über den Abschluß dieser Uebereinkunft und rechnet, wie Niebuhr schreibt, fest darauf, „daß wir ehrlich Wort halten werden".

Die Regelung der Verhältnisse ging nun sehr rasch von Statten. Ferdinand Freiherr von Lüninck wurde zum Bischof von Münster erwählt und am 7. Juli 1821 inthronisirt. Im August 1823 war auch das neue Domcapitel eingerichtet und in demselben Monat starb Pius VII. Es wird für Manche interessant sein, den damaligen Bestand des Domcapitels zu erfahren. Es waren von den Mttgliedern des alten Domcapitels noch vorhanden: 1. der Domdechant Ferdinand August v. Spiegel Freiherr zum Desenberg; 2. Vicedominus Heinrich Johann v. Droste-Hülshoff; 3. Franz Egon Freiherr v. Fürstenberg-Herdringen; 4. Wilhelm v. Ketteler zu Harkotten, subcustos maior; 5. Burchard Paul Graf v. Merveldt zu Westerwinkel; 6. Friedrich von Burscheid zu Burgbroel; 7. Maximilian Friedrich Freiherr v. Weichs; 8. Werner August v. Elverfeldt zu Stein und Dahlhausen; 9. Wilhelm Anton von der Lippe zu Wintrup; 10. Maximilian Friedrich von Elverfeldt zu Werries;

11. Lewin Johann Wilhelm Freiherr v. Wenge; 12. Karl Friedrich von Spule; 13. Franz Otto Freiherr Droste zu Vischering; 14. Caspar Maximilian Freiherr Droste-Vischering; 15. Clemens August Freiherr Droste-Vischering; 16. Clemens August von Korff zu Harkotten; 17. Caspar Anton von Böselager zu Heeßen; 18. Friedrich Wilhelm von Böselager zu Eggermühlen; 19. Karl von Merode zu Merveldt; 20. Friedrich von Metternich zu Wehrden; 21. Ferdinand Goswin von Böselager zu Eggermühlen; 22. Clemens Karl von Twickel. — Von ihnen waren Priester Clemens August, Caspar Maximilian Droste zu Vischering, Spiegel, Hülshoff. Franz Otto hatte nur die Diakonatsweihe empfangen. Sämmtliche genannte Domcapitulare wurden nunmehr aufgefordert, zu erklären, ob sie in das neue Capitel eintreten oder gegen Zusicherung einer Pension abdanken wollten. Es traten ein Droste-Hülshoff als Dompropst und der Weihbischof Caspar Maximilian als Domdechant. Alle übrigen dankten ab, theils weil sie die vom Papst gestellten Bedingungen nicht erfüllen konnten oder wollten, theils aus anderen Gründen. Der Papst hatte die doppelte Bedingung an die Aufnahme in das neue Capiel gestellt, „daß nämlich diejenigen, welche noch nicht Priester seien, die Priesterweihe innerhalb dreier Monate empfangen und der Domkirche zu Münster stricte Residenz angeloben sollten". Mitglieder des neuen Capitels wurden: 1. Dompropst von Droste-Hülshoff; 2. Domdechant Caspar Maximilian; 3. Provicar Jodocus Hermann v. Zurmühlen; 4. diese Stelle blieb einstweilen noch unbesetzt, weil man immer noch hoffte, daß der demüthige Overberg, welcher abgelehnt hatte, in das Capitel einzutreten, sich nachträglich für den Eintritt entscheiden werde; 5. Professor Johann Heinrich Kistemaker; 6. Dechant von St. Martini, Johann Heinrich Brockmann; 7. Subregens und Consistorialrath Arnold Melchers; 8. Excanonicus zu Minden, Joseph Suer; 9. Pro-

fessor Theodor Katerkamp; 10. Professor Gerhard Groethues. Da Overberg durchaus nicht zu bewegen war, in das Capitel einzutreten, so wurde ihm die Stelle eines Ehrendomherrn angeboten, welche er annahm. Außer ihm wurden die Pfarrer Franz Darup in Senden und Peter Spenrath in Xanten zu Ehrendomherren ernannt. — Mit dem Aufhören der Fürstbisthümer war auch die Einrichtung der alten Capitel aus der Geschichte ausgeschieden. — Die Bischofswahlen nahmen eine andere Gestalt an, und dies war, wie auch Cardinal Pacca hervorhebt, eine gute Folge der Secularisation. Es muthet merkwürdig an, wenn man hört, wie die Kaiserin Maria Theresia nach der Wahl von Max Franz sich kindlich freute, daß ihr jüngster Sohn, der behäbige corpulente Herr, so gut versorgt sei. Man wird unwillkürlich erinnert an die Mutter der Söhne Zebedäi und die Antwort, welche der Heiland gab.

Im Jahre 1823 wurde Kellermann, damals Pfarrer in Ludgeri, zum Domprediger berufen und war 30 Jahre in religiöser Beziehung der Mittelpunkt des Münsterischen Volkslebens. Er war der Mann des allgemeinen Vertrauens. Mit Recht konnte im Jahre 1838 Görres in seinem Athanasius den Münsteranern zurufen: „Gehet zu Kellermann's Predigten; wenn ihr überwintert habet, wird große Nachfrage nach euch sein." Die Dompredigt an Sonntagen Nachmittags 4 Uhr war eine großartige Volksversammlung um Kellermann's Kanzel, in welcher alle Stände vertreten waren, namentlich aber die arbeitende Klasse. Sonntags zum Dom, das gehörte zur Tagesordnung der Arbeiter, Handwerker und Dienstboten.

Am 11. Juni 1825 consecrirte der Weihbischof Caspar Maximilian den Münsterischen Domdechanten Ferdinand August von Spiegel zum Erzbischof von Köln. Die Regierung hatte Spiegel gewünscht, den sie hinreichend in verschiedenen Angelegenheiten hatte kennen gelernt; sie hoffte, gerade durch den

Metropoliten von Köln ihre Zwecke am sichersten erreichen zu können. In Rom kannte man Spiegel sehr genau aus den mannigfachen Vorgängen im Bisthum Münster, und Clemens August war ja genöthigt, im Jahre 1815 über Personen und Zustände des Bisthums Bericht zu erstatten. Spiegel gab bestimmte Erklärungen ab, und Rom beruhigte sich dabei. In der Bulle de salute animarum war gefordert, daß man bei Bischofswahlen auf Männer Bedacht nehmen solle, welche der Staatsregierung genehm und gefällig wären. Rom kam daher der Regierung bereitwillig entgegen. Daß Spiegel gewünscht, gestrebt oder gar sich beworben habe, Erzbischof von Köln zu werden, läßt sich meines Wissens nicht erweisen. Zeitgenossen behaupten, daß er mit innerem Widerstreben nach Köln gegangen und daß dieser Schritt, wie er sich gegen einen Vertrauten aussprach, ihm das Herz gebrochen. Er hatte die Kämpfe im Bisthum Münster miterlebt, vielleicht das scharfe Verfahren von Clemens August im Stillen nicht gut geheißen, und dennoch mußte er schließlich immer wieder sagen, daß Clemens August recht geschaut und richtig gehandelt. Wie die Bestimmungen des Concordates ausgeführt wurden, lehrte schon die nächste Zukunft. Der Gedanke, parallel laufend mit der protestantischen Landeskirche eine katholische Landeskirche zu errichten, diese unter die protestantische Regierung zu stellen und nach protestantischen Grundsätzen zu regieren, wurde auch in den Rheinlanden durchgeführt. „Unglaublich stark," so schrieb später Spiegel, nachdem er die Verhältnisse in Köln kennen gelernt, „ist der Kampf gegen den Katholizismus bei den allerhöchsten und höchsten Behörden in Berlin ... Intoleranz, ich möchte sagen Groll gegen alles Katholische bestimmt in den Rheinlanden die Verwaltungsbehörde, welche aus Protestanten zusammengesetzt ist ... Altenstein fordert vom Bischof, unterwürfig sich den Superintendenten gleich zu stellen und zwar in sacris bei Kirchenämtern und kirchlichen

Verrichtungen. Die katholische Kirchenfreiheit soll vernichtet werden." Welch' eine Aufgabe für Spiegel, Erzbischof von Köln zu sein bei seinem so geschmeidigen, diplomatisirenden Charakter! Wie traurig es ihm ergangen ist, hat der weitere Verlauf der Begebenheiten gezeigt. – Clemens August hatte stets und allen Bischöfen voraus die Tage richtig erkannt, die Richtschnur angegeben, nach welcher man verfahren müsse, um die Freiheit und Selbstständigkeit der katholischen Kirche in Deutschland aufrecht zu erhalten. Das ist sein unsterbliches Verdienst.

Am 12. Juni 1825 wurde im Dom zu Münster ein 13stündiges Gebet für die Wahl eines neuen Bischofes gehalten. Am 15. fand die Wahl statt. Es wurde gewählt Caspar Maximilian, Dombechant, Freiherr von Droste-Vischering. Der königliche Bevollmächtigte Graf von Merveldt genehmigte die Wahl, Domcapitular Brockmann verkündete sie der Geistlichkeit und dem versammelten Volke. — Clemens August zog sich in die Einsamkeit zurück, um seine ganze Kraft und Liebe einem Institut der Liebe zu widmen. Es war ein mildes Friedenswerk nach hartem Krieg. Er hatte das Generalvicariat niedergelegt, die Stelle eines Dombechanten, welche ihm angeboten war, abgelehnt. Er war wieder Klausner.

XI.

Die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern.

Wir sahen Clemens August bisher nur im Kampf. Wir bewunderten das scharfe, fernblickende Auge, das mächtige Schwert, wie er es oft als Jüngling in seinen Briefen gemalt, den glänzenden Panzer der Wahrheit und Gerechtigkeit, den blanken Schild des lautersten Charakters. Und war der Kampf zu Ende, so zog er sich jedesmal wieder zurück in seine Citadelle, die alte Curie am Domplatz, welche jetzt verschwunden und in ein Provinzialgebäude verwandelt ist. Nur eine alte ehrwürdige Weide ist geblieben als letzte Trümmer dieser historischen Stelle. Sie wird altersschwach und immer zahlreicher werden alljährlich die dürren Spitzen, welche trübe aus der alten Krone hinausblicken. Dort in der Citadelle wohnte er auf einigen großen in einander laufenden Zimmern, deren ganze Ausstattung bestand in Tisch, Stuhl, Ofen und einem alten Kanapee. Man sah ihn Morgens in der Frühe gegen 6 Uhr auf dem alten Chor im Dom oder auf einsamen Spaziergängen. Drei Freunde, die ihn nie verließen, nahm er mit sich in die Einsamkeit, Thomas von Kempen, Scupuli, Tauler. Mit diesen im Bund beobachtete er nach dem Rath des Heilandes das Wetter, ob's Sturm oder Stille brachte. Mit der Welt hatte er keinen Verkehr, auch nicht mit seinen adeligen Standesgenossen. Ehrenämter und Würden hat er nie gewünscht. Auch habe ich keine Spur, keine Aeußerung entdecken können, daß er auf den Adel seiner Geburt ein Ge-

wicht gelegt. Beides war anders bei Fürstenberg. Dieser wünschte und erwartete, daß er zum Bischof erwählt würde. Seine Ansicht vom Adel, daß derselbe eine besondere, von Gott geschaffene Selection aus dem Menschengeschlechte sei, war Irrthum. Die Welt hat Clemens August sehr verschieden beurtheilt, das katholische Volk hat sich nie in ihm getäuscht. Die höheren Regionen sahen in ihm den starren Hierarchen. Die Welt nannte ihn Sonderling, hart, eigensinnig, herzlos. Und dennach hatte dieser große Mann, welcher stolz der ganzen Welt gegenüber zu stehen schien, das Gemüth eines Kindes und ein Herz, warm und glühend für die ganze, namentlich aber die arme, leidende Menschheit. Wir haben aus seinen Jugendbriefen die Gesinnungen kennen gelernt, von welchen sein ganzes Seelenleben durchdrungen war: den festen, eisernen Willen, sich selbst zu überwinden und das Schwert, mit welchem er später kämpfen sollte, zuerst gegen sich selbst zu zücken; — seine Liebe zur Demuth, Einfalt, Kindlichkeit; seine Milde in Beurtheilung Anderer; — seine Wahrheit, Geradheit, Aufrichtigkeit; — sein völlig lauteres Leben, das keine Krisen und Verirrungen gekannt hat; sein festes Vertrauen auf die Gnade Gottes, ohne welche Nichts zu Stande kommen könne, und daher seine stete Beziehung zu Gott und die göttliche Hülfe, die feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Macht des Gebetes, seine Liebe zum Gebet; — seine große Liebe zur Armuth, jener Armuth, die sich freiwillig ablöst von den Dingen der Welt, von Fleisch und Blut und dem eigenen Ich. Man kann in Wahrheit sagen: Clemens August war kein Ordensmann, hatte nicht die Ordensgelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt, und dennoch hat er gelebt im Sinn und Geist des Ordenslebens. Mit diesen Eigenschaften ausgestattet war Clemens August befähigt, eine Genossenschaft zu gründen, welche mitten in der Welt stehend in hellen Zügen die drei Worte *Armuth, Gehorsam, Keuschheit* sich

ins Herz geschrieben hatte — die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern. Sie ist das Denkmal der Liebe, welches der große, edle Mann im Bisthum Münster für alle künftigen Zeiten sich gesetzt hat. Um die Bedeutung des Institutes zu erkennen, ist es nothwendig, die damalige Lage ins Auge zu fassen.

An Wohlthätigkeitssinn fehlte es im alten Hochstift nicht. Es gab zahlreiche Armenstiftungen. Die Fonds, worüber gegenwärtig die Stadt verfügt, stammen zum großen Theil aus der guten, alten Zeit und sind bei der gänzlichen Veränderung der socialen Lage eine sehr willkommene Beihülfe. Mittel waren vorhanden; es fehlte an der richtigen Verwerthung. Namentlich aber waren die Kranken übel berathen; es fehlte eine organisirte Krankenpflege. Die Anfänge waren bereits im vorigen Jahrhundert gemacht. Der Fürstbischof Clemens August gründete das Hospital, welches nach seinem Namen Clemens-Hospital genannt wurde und mit einem schönen Kirchlein verbunden ist. Zur Pflege für männliche Kranke berief er die barmherzigen Brüder. Ein Noviziat bestand hier nicht, die Brüder wurden aus Baiern geschickt. „Diesem Umstande," sagt Clemens August, „schreibe ich es zum Theile zu, daß im Kloster nicht Alles in Ordnung war. Ich hatte mir daher, als ich während der Erledigung des bischöflichen Stuhles Generalvicar war, Alles verschafft, was nöthig war, um sowohl das Kloster zu reformiren, als auch ein Noviziat zu errichten." Das Decret aber, wodurch sämmtliche Klöster aufgehoben wurden, traf auch die barmherzigen Brüder, und dadurch war das Hospital einstweilen nutzlos geworden.

Auch die medizinische Behandlung der Kranken war äußerst mangelhaft. Wie bekannt, lag im Anfang dieses Jahrhundertes die Medizin und namentlich die Chirurgie recht sehr in den Windeln. Die Zahl der Aerzte war klein, desto größer aber das Heer von Quacksalbern und sogenannten Feldscherern, welche

nach damals üblicher Weise fleißig Aderlaß besorgten, Zähne auszogen, Pflaster aller Art legten und unter der Hand Recepte schrieben, die geradezu haarsträubend waren. Was die Krankenpflege betrifft, so war diese namentlich auf dem Lande übel bestellt. Arme Kranke, alte Dienstboten waren oft in recht übler Lage. Es hatte dies namentlich seinen Grund in den mangelhaften Schlafstätten. Das engste und schlechteste Plätzchen des Hauses blieb für die Schlafstube. Man benutzte sehr häufig die sogenannten Durke, schmale, gewöhnlich an der Diele belegene enge Holzverschläge, im Sommer zu warm, im Winter zu kalt, ohne gehörige Ventilation und kaum so groß, daß man sich darin drehen konnte. Fürstenberg erkannte diese Uebelstände recht wohl und war der Erste in Deutschland, welcher durch den berühmten Arzt Hoffmann eine Medizinalordnung ausarbeiten ließ. An der medizinischen Facultät waren außer diesem noch thätig v. Druffel, der zugleich einen hohen Grad allgemeiner Bildung besaß, und Bodde, der sich in seinen medizinischen Prinzipien an Boerhave schloß. Beide habe ich noch gekannt. Aber das schöne Hospital, die Medizinalordnung, einige gute Aerzte, alles dieses reichte nicht hin, um die Uebelstände in der Krankenpflege, namentlich für die unteren und armen Klassen, zu beseitigen. Es fehlte eine organisirte Krankenpflege. Niemand erkannte dies besser, als Clemens August. Er schreibt darüber in seinem Werk über die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern:

„Im Jahre 1617 hielt der h. Vincenz v. Paul zu Chatillon eine Predigt, die ganz von dem Feuer der Liebe durchdrungen war. Dort empfahl er eine in der Nähe wohnende arme Familie, deren Kinder und Gesinde krank waren und an dem Nöthigsten Mangel litten. Sogleich nach der Predigt begab sich eine Menge der Zuhörer zu dem Hause und beschaffte Nahrungsmittel aller Art. Dies gute Benehmen der Einwohner

veranlaßte den h. Vincenz, sich mit einigen Frauen zu besprechen, wie in ähnlichen Fällen zu helfen und einige Ordnung in dieser Hülfeleistung zu schaffen sei. Er entwarf deshalb einige Vorschriften, bestimmte die verschiedenen Amtsverrichtungen für die einzelnen Frauen und schrieb vor, monatlich an ihn zu berichten. Dieselbe Einrichtung empfahl er überall, wo Missionen gehalten wurden. Im Jahre 1629 entstand ein solcher Verein in Paris. An die Spitze desselben stellte er die Frau des Herrn le Gras, welche sich nach dem Tode ihres Mannes ganz den Werken der Nächstenliebe gewidmet hatte. In Paris war das Mutterhaus für diese Vereine und le Gras die Vorsteherin, welche nunmehr auch anfing, die einzelnen Vereine zu besuchen. So entstand die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern in Frankreich, für welche im Jahre 1655 der h. Vincenz bestimmte Regeln entwarf und Anweisungen gab über die evangelischen Räthe der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, über die wesentlichen Eigenschaften einer barmherzigen Schwester. Im Jahre 1721 hatte diese Genossenschaft bereits 290 Niederlassungen, die über ganz Frankreich, nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern verbreitet waren, sogar nach Holland und Polen sich ausdehnten und 1500 Mitglieder zählten, die unter dem Mutterhaus in Paris standen."

„Wenn mich," so fährt Clemens August fort, „mein Gedächtniß nicht täuscht, so war es im Jahre 1804 oder 1805, als sich in mir durch die Lebensbeschreibung des h. Vincenz von Paul der Wunsch regte, es möchte nach dem Vorbild dieses Heiligen auch hier eine Krankenanstalt gegründet werden. Einige gottesfürchtige Mädchen zeigten sich bereit, der Krankenpflege sich zu widmen, aber Zweierlei fehlte: Geld und eine Vorsteherin. Für Beides hat Gott auf wunderbare und sogar alle Erwartung übersteigende Art gesorgt. Ich redete irgendwo von einer solchen Anstalt, und sofort wurde mir ein Capital angeboten,

dessen Zinsen hinreichend waren, wenigstens fünf Pflegerinnen zu unterhalten und auch die sonstigen Ausgaben zu bestreiten. Jetzt wurde die Sache genauer erwogen und mit Herrn Overberg Rath genommen."

Wir unterbrechen für einen Augenblick die Erzählung und bemerken: Als Clemens August den Gedanken faßte, die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern zu gründen, war er 32 Jahre alt, ein schönes Zeichen für die innere ascetische Reife seines Charakters. Sein Rathgeber ist der fromme, heiligmäßige Overberg, der zugleich vollkommen demüthige Mann, den man nicht bewegen konnte, in das Domcapitel einzutreten, zugleich der große Pädagog, der gewiß sichere Winke geben konnte für die ascetische Einrichtung der Anstalt und die Erziehung der Schwestern, Clemens August und Overberg haben der Genossenschaft die Seele eingehaucht und zugleich den Thau himmlischen Segens auf die Arbeit der barmherzigen Schwestern herabgefleht.

„Die Geldmittel," so fährt Clemens August fort, „waren vorhanden; aber die Vorsteherin und die Mutter? Da kam die Marie Alberti, Tochter eines Predigers in Hamburg, welche schon früher zur Kirche zurückgekehrt war und sich bis dahin der Malerkunst gewidmet hatte, sehr gebildet und gottesfürchtig war, nach Münster. Sie befand sich auf der Reise nach Paris, um sich dort der Krankenpflege zu widmen. Ich stellte ihr vor, ob sie nicht hier sich diesem Berufe widmen wolle. Sie nahm das Anerbieten an. Da es zu kostbar gewesen wäre, nebst den Schwestern auch noch Kranke zu unterhalten, so wurde beschlossen, zunächst nur die Kranken in ihren Wohnungen zu pflegen. Es wurde ein kleines Haus gemiethet, und die ersten Schwestern, fünf an der Zahl, traten am 1. November 1808 zu einer Genossenschaft zusammen. Ich ernannte die Marie Alberti zur Mutter, und so begann die Krankenpflege in den

Wohnungen der Kranken und dauerte fort bis zum Jahre 1811. Die barmherzigen Schwestern haben in diesem Zeitraum manchen Trost in die Krankenstuben gebracht, aber vorzüglich heilsam bewies sich ihre Wirksamkeit bei der Ruhr- und Typhus-Epidemie, welche in erschreckender Weise in den Jahren 1810 und 1811 die sämmtlichen Lazarethe angesteckt hatte. Ein Chronist damaliger Zeit sagt: „Grauenvoll war der Anblick der unglücklichen Opfer des russischen Feldzuges. Große Massen von Flüchtlingen drängten sich aus der Gegend von Hamburg und dem Königreich Westfalen heran, und so gehörte die Straße nach Nobiskrug zu den beliebten Promenaden. Die französische Armee war aus Menschen aller Nationen zusammengesetzt. Man wurde oft von den Soldaten auf der Straße gefragt: Ist dies der Weg nach Moskau? Die Hospitäler waren überfüllt, der Typhus brach in verheerender Weise aus und verbreitete sich auch in mehrere Stadttheile. Die Pflege in den Hospitälern war sehr mangelhaft. Das Gouvernement zahlte für den Mann täglich zwei Francs, aber das Geld ging durch die Hände so vieler Commissäre und Unternehmer, daß dem Kranken kaum ein halber Franc zu Gute kam. Die Sterblichkeit war furchtbar, die Todten wurden auf offenen Karren nach Ueberwasser-Kirchhof gefahren und dort in große Gruben eingescharrt. Bisweilen fiel von den überfüllten Karren eine Leiche herab. Die katholischen Geistlichen zeichneten sich durch Muth und Ausdauer im Besuche der Kranken und Sterbenden aus. Clemens August ging mit seinem Beispiel Allen voran. Der protestantische Prediger wagte sich nicht in die Lazarethe und schickte einen Küster, der dem Trunk ergeben war und aus einer Düte das Abendmahl ertheilte, so daß es in den Lazarethen zu höchst unangenehmen Auftritten kam."

Sämmtliche barmherzige Schwestern wurden von dem Fieber angesteckt; auch Clemens August erkrankte schwer. Alle genasen,

mit Ausnahme der Marie Alberti, welche am 1. Februar 1811 abberufen wurde. Ihre Heilung war wohl nicht möglich, da sie bereits 11 Jahre an einem unheilbaren Leberübel gelitten hatte. Das Letzte, was Clemens August ihr sagte, war: „Des Herrn Wille geschehe!" und ihre Antwort: „Wenn ich das nicht mehr sagen kann, müssen Sie es mir vorsagen." An die Stelle der Marie Alberti trat Freifräulein Wilhelmine von Höfflinger, welche Stiftsdame des Damenstifts Nottuln war.

Durch die Thätigkeit in den Lazarethen war die junge Genossenschaft in höheren und niederen Kreisen allgemein bekannt geworden; ihr Ansehen war gestiegen. Durch ihre Aufopferung aber, ihre Geschicklichkeit und Liebe hatte sie die Herzen erobert.

Im Jahre 1818 begann die neu eingerichtete städtische Armencommission ihre Thätigkeit. Ein Chronist damaliger Zeit, welcher selbst dieser Commission angehörte, berichtet im Einzelnen über die Thätigkeit derselben. Lassen wir ihn daher selbst reden:

„An der Spitze der städtischen Armencommission stand der Oberpräsident v. Vincke. Man setzte voraus, daß derselbe nur beigetreten sei, um der Versammlung mehr äußere Geltung zu verschaffen. Dies war aber nicht der Fall; vielmehr betheiligte er sich namentlich im ersten Jahre lebhaft an den Geschäften. Präsident der Armencommission war der Domdechant v. Spiegel. Dieser wußte seinem Amte mit so viel Gewandtheit und Würde vorzustehen, die Fähigkeiten und Geschicklichkeiten der einzelnen Mitglieder so klar zu erkennen und in Anspruch zu nehmen, daß außerordentlich Vieles und Gedeihliches geleistet wurde. Unter den Mitteln, die er anwandte, waren freundliche Einladungen zur Tafel nicht das letzte. Gewöhnlich hatte er zweimal in der Woche Gäste. Die Armenmittel der Stadt sind sehr bedeutend und haben die Stadt seither von der Nothwen-

digkeit einer Armensteuer befreit. Unter anderen Stiftungen verwaltet die Armencommission auch den Fond, aus welchem die Spitäler und Armenhäuser unterhalten werden.

Unter den Hospitälern war das Clemens-Hospital, welches von dem Bischof Clemens August gegründet und ausgestattet war, das wichtigste. Die Baulichkeiten waren nicht vollendet, aber doch sehr bedeutend und im großen Stile ausgeführt. Die barmherzigen Brüder, denen die Anstalt übergeben war, wurden aus Baiern geschickt, hatten aber nicht gut gewirthschaftet und in den Kriegsjahren einen großen Theil des Vermögens aufgezehrt, ein anderer Theil war in der Wiener Bank angelegt und trug fast gar keine Zinsen. Das Kloster war im Jahre 1811 aufgehoben, wurde aber bald der städtischen Behörde als Krankenhaus zurückgegeben. Die Brüder waren allmählich ausgestorben, die Utensilien bei Seite geschafft, die Gebäude verfallen. Die Wirthschaft und Krankenpflege besorgte der protestantische Apotheker Bredow, welcher mit seiner Frau in der Anstalt wohnte. Als ich das Hospital zum ersten Male besuchte, gelangte ich aus einem Nebenhause über eine umgefallene Gartenmauer, gleichsam durch eine Bresche dahin. Von Kranken fand ich nur zwei krätzige Handwerksburschen. Ein paar Strohsäcke, einige wollene Decken und Betttücher waren das ganze Inventar des Krankenzimmers; von Matratzen war keine einzige vorhanden. Die erste Sorge mußte auf Anschaffung von Bettsachen gerichtet sein. Die Domelemosyne gab dazu 600 Thaler; ebensoviel wurde anderweitig besorgt. Dann ward auf die geeignete Bedienung der Kranken Bedacht genommen, ein Wärter und eine Wärterin wurden einstweilen angestellt. Indeß ergab sich bald, wie mangelhaft eine solche bezahlte Pflege sei. Zudem war der alte Apotheker Bredow schwindsüchtig und seine Frau nichts weniger als geeignet für die Pflege in einem Krankenhause. Eine völlig neue Einrichtung war unerläßlich.

In dieser Noth fiel mein Blick auf die barmherzigen Schwestern, welche unter Leitung von Clemens August die Kranken in der Stadt pflegten und in den Lazarethen bereits so musterhaft sich bewährt hatten. Doch war zu erwarten, daß die Aufnahme der Schwestern in das Clemens-Hospital großen Schwierigkeiten begegnen würde. Dies konnte nur geschehen mit Genehmigung der Königlichen Regierung; von dieser aber war vorauszusehen, daß jeder auch nur entfernte Anschein einer klösterlichen Einrichtung ihr ein Gräuel sein würde. Außerdem trat hinzu das nichts weniger als freundliche Verhältniß zwischen dem Generalvicar Clemens August und dem Oberpräsidenten v. Vincke. Endlich war ein Mitglied des Ausschusses, Professor Bodde, ein erklärter Feind aller kirchlichen Anstalten. Durch alle diese Schwierigkeiten aber ließ ich mich nicht zurückschrecken. Ohne irgend Jemand etwas davon zu sagen, stellte ich die Bedingungen zusammen, unter welchen nach meiner Meinung eine Aufnahme der barmherzigen Schwestern stattfinden könne, ohne einen Conflict der geistlichen und weltlichen Behörde herbeizuführen. Ich stellte in 5 Punkten einen höchst einfachen Contract auf. Das vollständige Concept nahm nur einen halben Bogen ein. Ich ging damit zum Generalvicar. Clemens August las den Contract aufmerksam und sagte dann: „Ich würde gern darauf eingehen und halte die Sache für sehr gut; aber Sie wissen ja, wie ich mit dem Oberpräsidenten stehe. Wie können Sie denken, daß dieser eine Genossenschaft zulassen wird, die unter meiner Leitung steht? Wenn er nur meinen Namen hört, wird er hoch aufspringen." Ich antwortete, das Verhältnis sei mir bekannt, würde mich aber nicht abhalten lassen, den Plan weiter zu verfolgen, wenn er zustimme. Der Generalvicar versicherte dies wiederholt, und ich ging darauf zum Oberpräsidenten, schilderte die Verhältnisse des Hospitals, theilte ihm den Plan

mit, die Pflege den barmherzigen Schwestern zu übergeben, und legte den Contract vor. Er las aufmerksam und sagte dann: „Die barmherzigen Schwestern sind mir wohl bekannt, ich habe sie auch in Trier und Coblenz gesehen, die Krankenpflege ist vortrefflich; aber die hiesigen barmherzigen Schwestern stehen ja unter dem Herrn v. Droste, und Sie kennen ja dessen Eigensinn. Wie können Sie glauben, daß derselbe die Schwestern einer Anstalt übergeben wird, welche zu mir als Präsident der Regierung und Mitglied der Armencommission in mehrfacher Beziehung steht? Daran ist gar nicht zu denken.“ Ich erwiderte, dies könne mich nicht abhalten, wenn ich nur gewiß wäre, daß der Oberpräsident seine Einwilligung gebe. Er versicherte dies wiederholt; allenfalls könne man eine Kündigungsfrist von einem Jahre festsetzen. — Ich ging darauf zum Domdechanten Spiegel. Dieser antwortete: „Sie wissen, was ich über die Krankenpflege denke und wie sehr ich die barmherzigen Schwestern schätze, auch bin ich mit dem Contract einverstanden, halte aber Ihren Plan für ganz unausführbar. Sie wissen, wie Herr v. Droste und der Oberpräsident zu einander stehen. Es braucht nur der Eine Ja zu sagen, dann sagt schon der Andere blos deshalb Nein. Nie wird es Ihnen gelingen, die beiden unter Einen Hut zu bringen. Wenn die Zeit kommt, müssen wir sehen uns auf andere Weise zu helfen.“ Im Jahre 1819 starb der alte Apotheker Bredow. Die Armencommission nahm nun mit Freuden den Plan auf, die Krankenpflege im Hospital den barmherzigen Schwestern zu übergeben.

Inzwischen verreiste der Oberpräsident. Die Armencommission beschloß, die Angelegenheit der Königlichen Regierung zur Genehmigung vorzulegen. Die Regierung bekämpfte auf's Aeußerste den Plan. Professor Bodde, der selbst Mitglied der Armencommission war, gab ein Separatvotum ab, man wolle Nonnen einführen, denselben ein Viertheil des ganzen Gebäudes

und zwar den schönsten Theil einräumen. Dies sei den preußischen Gesetzen zuwider und könne daher durchaus nicht stattfinden. Dagegen wurde erwidert, die Schwestern seien keine Nonnen, leisteten keine Gelübde, könnten jederzeit austreten, ihnen sollten nur 5 nach Norden gelegene Zimmer eingeräumt werden ꝛc. Der Streit wurde immer heftiger; da traf glücklicherweise der Oberpräsident wieder ein. Er veranlaßte eine Versammlung von Mitgliedern der Armencommission und der Regierung, worin die gemachten Einreden an Ort und Stelle geprüft und als unstatthaft anerkannt wurden. Am 1. Mai 1820 zogen die drei ersten Schwestern in das Hospital ein. Bald vermehrte sich ihre Zahl. Der Ruf der Anstalt unter der vortrefflichen Leitung der Oberin von Höfflinger verbreitete sich. Nicht nur männliche, sondern auch weibliche Kranke wurden aufgenommen. Das Inventar wurde vervollständigt; Ordnung und Reinlichkeit herrschten im Hospital. Ein zwischen dem früheren Clarissenkloster und dem Garten des Clemens-Hospitales gelegenes thurmartiges Gebäude wurde zum Aufenthalt von 6 Irren eingerichtet. Auch die Pflege dieser Unglücklichen übernahmen die barmherzigen Schwestern. Es wurde auch Bedacht genommen auf einen geistlichen Rector der Hospitalkirche, welcher als Pfarrer fungiren und den Kranken als Seelsorger beistehen sollte.

Eines besonderen Umstandes muß ich noch erwähnen, weil er einen Beweis gab von der außerordentlichen Festigkeit und Aufopferung, welche den Generalvicar Clemens August so vielfach auszeichnete. Bei der Einrichtung des Clemens-Hospitals war auch Rücksicht genommen auf eine Anstalt für Unheilbare, welche in dem früheren Clarissenkloster sollten untergebracht werden. Eines Tages kam nun der Generalvicar zu mir und sagte, um die geistlichen Angelegenheiten der Anstalt zu ordnen und in guten Gang zu bringen, sei es unerläßlich, daß er selbst die

Ausführung leite und daher in einer derselben seine Wohnung nehme; ich möge ihm deshalb ein geeignetes Local anweisen. Ich sagte ihm, so sehr ich seinem Wunsche zustimmen müsse, sei es doch unmöglich, demselben zu entsprechen. Alle Räumlichkeiten der Anstalt seien so sehr in Anspruch genommen, daß irgend eine geeignete Wohnung sich nicht finden ließe. Er beharrte indeß bei seinem Willen und sagte, er wolle über 14 Tage wieder kommen. Er kam, und ich mußte erklären, daß ich genau nachgesehen und keine Wohnung für ihn habe finden können. Damit er sich aber überzeugen könne, wie gewissenhaft ich verfahren sei, wolle ich ihm die einzigen Stuben nennen, welche unbesetzt seien, er möge aber nicht meinen, daß ich sie ihm anbieten wolle, — es seien die beiden Gelasse im Clarissenkloster, wo früher der Pförtner gewohnt habe. Er wollte sie sehen, — es waren zwei kleine Stübchen, zu welchen man auf einer schmalen Treppe gelangte, etwa 10 Fuß lang und breit, und so niedrig, daß man mit der Hand fast an die Decke reichen konnte; ein kleiner Alkoven stieß an das eine Zimmer. „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen," sagte er und zog ein. Das Opfer war um so größer, da sein Gesundheitszustand eine hohe, geräumige Wohnung fast gebieterisch verlangte. Er wohnte auf den elenden Stübchen fast zwei Jahre; die barmherzigen Schwestern besorgten ihm den Tisch, und zwar keinen anderen, als sie selbst hatten. Die Stübchen sind gegenwärtig noch vorhanden. Als er glaubte, daß Alles in Ordnung sei, kehrte er in seine Curie am Domplatz zurück."

Clemens August war von öffentlichen Aemtern erledigt. Im Jahre 1820 hatte er seine Stelle als Generalvicar niedergelegt, bei Errichtung des Domcapitels das Amt des Domdechanten abgelehnt. Er widmete sich fortan der weiteren Ausbildung der jungen Genossenschaft, welche er gegründet, und benutzte die Muße für einige schriftstellerische Arbeiten. Im

Jahre 1832 erschien sein Werk „über die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern“, welches die kurze Geschichte der Genossenschaft und eine Anweisung für das innere und äußere Leben der Schwestern enthält. Clemens August ist nicht voreilig mit diesem Werke hervorgetreten. Er hatte zunächst Erfahrungen gesammelt, um ganz bestimmte und gediegene Anweisungen geben zu können. Er stellte für das innere ascetische Leben der Schwestern Grundsätze fest, welche mit der werkthätigen Liebe der Genossenschaft verträglich waren und ihren Hauptzweck nicht störten oder beeinträchtigten. Gelübde werden nicht abgelegt, dagegen verpflichten sich die Schwestern bei der Aufnahme, daß sie die drei evangelischen Räthe der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams befolgen wollen. Die Wiederholung dieser Erklärung geschieht alljährlich am Feste Allerheiligen. „Man hat vorgezogen,“ sagt Clemens August, „Alles auf den festen Willen zu bauen, diesen aber eisenfest zu machen.“ Er verbreitet sich über sämmtliche Eigenschaften und Tugenden einer barmherzigen Schwester. Die praktischen Anweisungen für das Verhalten der Schwestern unter den verschiedensten Verhältnissen erstrecken sich bis auf die geringsten Kleinigkeiten und geben Zeugniß von der gesunden Psychologie des Stifters, seiner großen Menschenkenntniß und Erfahrung. Man staunt, wie der Mann, welcher den höchsten Ständen angehörte, durch seine Stellung auf große, hohe Ideen bisher angewiesen, im eigentlichen Volksleben nicht aufgewachsen war, über Haushalt, Kleidung &c. praktische und völlig zutreffende Anweisungen geben konnte. Was aber dieser Schrift ihren besonderen Werth gibt, das ist der Geist einer gesunden und zugleich innigen Frömmigkeit, welcher das Ganze durchweht. Die von Clemens August gestiftete Genossenschaft der barmherzigen Schwestern gehört zu denjenigen, welche nicht ge-

ändert, nicht reformirt sind. Die Regeln, welche Clemens August vorgeschrieben, bestehen noch heute und haben in allen Fällen, unter den verschiedensten Verhältnissen sich bewährt. —

Clemens August schrieb außerdem „einen Versuch zur Erleichterung des inneren Gebetes, theils zum Lesen, theils zum Betrachten bestimmt". Er arbeitete daran mehrere Jahre und suchte immer noch zu verbessern. Am Schluß der Vorrede sagt er demüthig und sehr schön: „Gott, der mit Erbarmung ansieht, wie der schwache Schmetterling seine zarten, weichen Flügelchen bewegt, um sich zu erheben, läßt sie durch die Sonne bescheinen, daß sie hart und gestärkt werden. Wie hier auf Erden Luft und Licht das Element für unseren Leib sind, so ist die Sehnsucht nach Gott und dem Himmel das Element für Herz und Seele." Das Buch war namentlich für die barmherzigen Schwestern bestimmt. Es enthält Erwägungen über den Wandel vor Gott, über das Eine Nothwendige, über die Freundschaft, über das Vater unser, über das Leiden des Herrn, über das heilige Meßopfer, Betrachtungen für jeden Tag des Monates, zeichnet sich aus durch Kraft und Tiefe der Gedanken und bildet einen Gegensatz gegen die zum größten Theil sehr verschwommene Gebetbuch-Literatur der damaligen Zeit. — Auch erschien später eine Auswahl von Predigten, in welchen wir, wie in den übrigen Schriften, den Geist des Verfassers, seine Frömmigkeit, Innigkeit und Kraft wiedererkennen.

Clemens August hatte der Genossenschaft ein festes Fundament gebaut, eine klare Richtung gegeben und einen Samen in dieselbe gelegt, aus welchem ein fruchtbarer, segenspendender Baum sich entwickeln konnte. Der Zeitpunkt ist nahe, wo sie das hundertste Jahr ihres Bestehens feiern kann. Sie zählt gegenwärtig in und außerhalb der Diöcese 75 Niederlassungen mit etwa 700 Schwestern; in Münster allein ist sie thätig im

Clemens-Hospital, in der Hülflosen-Anstalt, in der Strafanstalt, im Garnison-Lazareth, in der Provinzial-Augenklinik, in der Irrenanstalt Marienthal, in der orthopädischen Heilanstalt. Mögen die Schwestern jedes Wort, das Clemens August zu ihnen gesprochen, jede Anweisung, die er gegeben, jede Einrichtung, die er getroffen, wie Gold bewahren, dann wird ihr Bestehen für die Zukunft gesichert sein.

XII.

Overberg. Franz Otto Droste Vischering. Der Hermesianismus. Die gemischten Ehen.

Clemens August lebte zurückgezogen in seiner Einsiedelei. Ringsum wurde es immer einsamer. Nur Wenige vom Gallitzinschen Kreise lebten noch. Der Eine nach dem andern hatte Abschied genommen. Im November des Jahres 1826 starb Overberg, das sanfte, still glühende Licht, welches unbewußt eine wohlthuende, heilige Wärme über die sacra familia verbreitete. Er war ein Mann der Vorsehung. Seine Arbeit an den Grundlagen des wahren Menschenwohles verbreitete Segen nicht nur über das Münsterland, sondern wirkte fruchtbringend über die Grenzen hinaus auf weite Kreise und ferne Zeiten. Die beiden Pfeiler, auf welchen das wahre Wohl eines Landes ruht, Erziehung des Volkes, Bildung des Clerus, waren sein Augenmerk. Die Pädagogik der damaligen Zeit war von dem demüthigen, unscheinbaren Manne überflügelt. Als Pädagoge ersten Ranges wird der Name Overberg sicher in den Annalen des Unterrichts- und Erziehungswesens für alle Zeiten verzeichnet sein. Sein heiligmäßiger Wandel war die Sonne des Hochstiftes. Er war der Mann des allgemeinen Vertrauens. Wo er auf der Straße erschien, in seinem einfachen Seminaristen-Mäntelchen, da grüßte Alles. Die Kinder drängten sich heran, ihm die Hand zu reichen. Man nannte nie seinen Titel, er hieß „Herr Overberg". Und wirklich war er der „Herr der Herzen". Auch

in seinen Schriften hat er auf dem Titelblatt nie seinen Titel genannt, er war Consistorialrath, Regens, Ehrendomherr; doch nannte er sich nur: Lehrer der Normalschule. Er war der geistliche Führer der Fürstin Gallitzin, ihr Beistand im Tode. Clemens August hatte ihn zum Beichtvater gewählt. Ein Wink von Overberg genügte, um den harten Stahl des Charakters zu schmeidigen, wenn er zu spröde wurde. Seine zahlreichen Schriften, der Katechismus, die biblische Geschichte, das Religionshandbuch, die Anweisung für Lehrer haben unendlich viel Gutes gewirkt. Die Schule kann und sollte von ihm noch heute lernen. Als er starb, war eine Lücke entstanden, die nicht wieder ausgefüllt wurde. Münster und das Land trauerten. Die Leiche war im Priesterseminar auf dem Vorzimmer des Regens ausgestellt. Alles drängte sich, noch einmal den guten Mann zu sehen. Ich erinnere mich, wie wir Knaben in der Zwischenpause um 10 Uhr zum Seminar gelaufen sind. Das Begräbniß, welches an einem Sonntage stattfand, war das Großartigste, was ich gesehen habe. Ganz Münster gab das Trauergeleit. Er liegt auf dem Ueberwasser=Kirchhof begraben. Im Quadrum des alten Seminars wurde ihm ein einfaches Denkmal gesetzt, ein Obelisk, welcher 400 Thaler kostete. Ein neues Denkmal, welches Overberg selbst darstellt, soll auf dem Ueberwasser=Kirchplatz, dem neuen Seminar gegenüber errichtet werden. Overberg erreichte das Alter von 72 Jahren, nachdem er bereits längere Jahre an mancherlei Gebrechen des Alters schwer gelitten hatte. Ernstere Kränklichkeiten begannen schon im Jahre 1818, also im 64. Lebensjahre, hielten ihn aber nicht ab, den Cursus in der Normalschule zu halten. Er litt an einer sehr schmerzhaften Fußkrankheit, die ihn Monate lang an das Zimmer fesselte. Die Kräfte nahmen ab. Im Jahre 1824 schrieb er an einen Freund: „Wie ich glaube, werden die Tage meiner Pilgerschaft bald ein Ende nehmen. Es wird der Natur schwer, zu sehen, wie nach und nach

die eine Kraft nach der andern sich verliert; aber, lieber Freund, ist es nicht besser, daß uns der Herr so nach und nach entkleidet, als daß wir mit vollen Kräften auf einmal ins Grab stürzen? Die allmähliche Entkleidung lehrt uns besser unsere Hinfälligkeit kennen, hilft uns mehr zur wahren Demüthigung unter der allmächtigen Hand Gottes und gibt uns Gelegenheit, dem lieben Gott das eine Opfer nach dem andern zu bringen. Willst du mir, o Herr, das Gesicht nehmen, gut, ich gebe es dir hin zum Opfer. Dank, daß du es mir gegeben hast! Dank, daß du es als Opfer wieder von mir annehmen willst! Herr, willst du mir Gehör, Sprache, Kraft, zu gehen und zu schreiben, nehmen? Gut!" — Sein innigster Herzenswunsch, das Lehrerseminar in Büren noch errichtet zu sehen, ging in Erfüllung. Das Seminar wurde im Mai 1825 eröffnet.

Im Jahre 1826 verlor Clemens August auch seinen Bruder Franz Otto. Er hatte die Diakonatsweihe empfangen, wurde vom Fürstbischof Max Franz zum Geheimrath ernannt, im Jahre 1808 von den Münsterischen Ständen zum Kaiser Napoleon deputirt, gab im Jahre 1817 seine Schrift über „Kirche und Staat" heraus und stand seinem Bruder Clemens August immer treu zur Seite. Er war ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Geist und Kenntnisse, allgemein geliebt und geachtet. Er wurde auf dem Ueberwasser-Kirchhof begraben.

Mittlerweile hatten eigenthümliche Entwickelungen sich vollzogen, welche eine Katastrophe vorbereiteten. Im Jahre 1819 war Hermes von der Staatsregierung zum Professor nach Bonn berufen und begann um Ostern 1820 seine Vorlesungen. Er hatte ungern seine Heimath verlassen; doch siegte der dringende Wunsch der Regierung. Die Verhältnisse, in welche Hermes eintrat, waren für ihn nicht sehr angenehm. Es bestand keine Einigkeit unter den Professoren; mit Seber, dem zweiten Professor der Dogmatik, konnte er sich nicht verständigen. Dieser

verließ Bonn und ging nach Löwen, wo er sehr geachtet war. Die Regierung begünstigte Hermes; seine Stellung wurde noch günstiger und angenehmer, als im Jahre 1825 Spiegel zum Erzbischof von Köln ernannt wurde. Aus den früheren Mittheilungen wissen wir, wie Spiegel schon in Münster zu Hermes gestanden hatte. Er war durchaus freundlich gegen ihn gesinnt, während Clemens August, Kistemaker, Katerkamp fremd ihm gegenüber standen und Clemens August den Münsterischen Theologen verbot, die Universität in Bonn zu besuchen. Die Protection Spiegels hatte zur Folge, daß Hermes allmählich einen dominirenden Einfluß auf die theologische Facultät ausübte. Spiegel begünstigte ihn nicht nur im Stillen, sondern ehrte ihn öffentlich, verlieh ihm ein Canonicat an dem neu errichteten Domcapitel in Köln und ernannte ihn zum Synodalexaminator. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Hermes die Berufung Möhlers und Döllingers nach Bonn mit Hülfe Spiegels zu verhindern wußte. Die ideale, echt kirchliche Richtung Möhlers und die historische Auffassung Döllingers standen im geraden Gegensatz dem mathematisch grübelnden Systeme des Hermesianismus gegenüber. Das hatte Hermes ganz richtig herausgespürt. Auf den übrigen theologischen Lehrstühlen saßen Hermesianer. In den Seminarien zu Köln, Trier, Breslau &c. docirten Schüler des Hermes. Münster blieb frei von der falschen Richtung, weil Clemens August den Hermesianismus a limine zurückgewiesen hatte. Der Hermesianische Professor Neuhaus konnte in Münster zu keiner Bedeutung gelangen. Er war im Jahre 1823 nach Münster berufen, erlebte den Höhepunkt und Untergang des Hermesianismus, trat in den Ruhestand und starb vergessen im Jahre 1853.

Wir haben den Hermesianismus schon früher in kurzen Zügen bezeichnet. Das System ist der Rationalismus in voller Gestalt; die Grundlage bildet das negative Element des Zweifels;

die Schüler wurden planmäßig zum Zweifel erzogen. Mehr und mehr wurde das System einer eingehenden Kritik unterworfen. Spiegel, weder philosophisch, noch theologisch durchgebildet, blieb Protector des Systems; die Bischöfe gingen nicht entschieden vor. Rom hatte bisher geschwiegen, weil Spiegel die günstigsten Berichte dahin sandte. Im Jahre 1831 den 26. Mai starb Hermes eines erbaulichen Todes im 57. Jahre seines Lebens. Er hatte schon mehrere Jahre vorher gelitten. Die ununterbrochenen angestrengten Studien, bei welchen er die Nächte zu Hülfe nahm, hatten vorzeitig seine Kräfte verzehrt.

Hörte vielleicht der Kampf um das Hermesianische System mit dem Tode des Stifters auf? Im Gegentheil, er entbrannte erst recht. Die Hermesianer gründeten eine Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie, um ihre Ansichten darin vertreten zu können. Die Zeitschrift wurde damals viel, auch in Münster, gelesen und enthielt manche recht schätzenswerthe Arbeiten. Achterfeldt in Bonn ließ die Dogmatik von Hermes nach seinen hinterlassenen Papieren erscheinen. Einige Bischöfe berichteten, um Klarheit in die Sache zu bringen, im Jahre 1833 nach Rom. Das System des Hermes wurde dann genau und gründlich nach Inhalt und Richtung untersucht, wobei Cardinal Reisach und der berühmte Dogmatiker Perrone S. J. betheiligt waren. Es erfolgte dann unter dem 26. September 1835 das Breve Gregors XVI., worin die Lehren des Hermes verurtheilt und auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurden. Gott hatte Hermes und auch dem Erzbischof Spiegel dieses Endurtheil erspart. Spiegel starb am 2. August 1835.

Das Breve sagt wörtlich, „daß der Schriftsteller Hermes mehreres Absurde und von der katholischen Lehre Abweichende zusammenstelle, besonders über die Natur des Glaubens und die Glaubensregel; über die h. Schrift, die Erblehre, die Offen-

barung und das Lehramt der Kirche; über die Beweggründe der Glaubwürdigkeit, über die Beweise, durch welche das Dasein Gottes bewiesen und bestätigt zu werden pflege; über das Wesen Gottes selbst, seine Heiligkeit, Gerechtigkeit, Freiheit und die Endzwecke in seinen Werken nach Außen; ebenso über die Nothwendigkeit der Gnade, über die Ertheilung derselben und der Gnadengaben; über Austheilung der Belohnungen und Verhängung der Strafen; über den Zustand der ersten Eltern; über die Erbsünde und die Kräfte des gefallenen Menschen." Schließlich aber hebt das Breve hervor, „daß die Werke Hermes falsche, verwegene, verfängliche, zum Skepticismus und Indifferentismus hinführende, irrige, ärgerliche, die katholische Schule beleidigende, den katholischen Glauben zerstörende, nach Ketzerei riechende und schon anderswo von der Kirche verurtheilte Lehren und Sätze enthalte". Schärfer konnte das Hermesianische System nicht verurtheilt werden.

Waren durch dieses Breve die Hermesianischen Streitigkeiten erledigt? Die Königliche Regierung verbot die Veröffentlichung des Breve; der nach dem Tode des Erzbischofes Spiegel erwählte Capitelsvicar Hüsgen unterdrückte das Breve und legte dem Clerus Stillschweigen auf. Die Professoren Elverich und Braun reisten nach Rom, um den Papst zu belehren, kehrten aber unverrichteter Sache zurück. Manche stille und offene Anhänger waren noch vorhanden; der endliche Austrag der Sache war noch nicht erfolgt, sollte aber in nächster Zeit zum Austrag gebracht werden.

In Münster bereitete der Hermesianismus keine Schwierigkeiten. Clemens August hatte stets als Wächter auf dem Posten gestanden. Schon im Jahre 1835 wurde Berlage als Professor der Dogmatik an die hiesige Akademie berufen und vertrat strenge den katholischen Standpunkt gegen Hermes und Günther. Die Theologen schlossen sich sofort fest an ihn; der

Hermesianische Professor Neuhaus sank zur vollständigen Bedeutungslosigkeit herab. Einige verbissene Hermesianer, die zugleich sehr begabt waren, erregten Tumult bei einer Promotion; der Eine von ihnen, der mein Mitschüler war und einen unbeschreiblich harten Kopf hatte, erhängte sich leider wegen eines körperlichen Uebels, wie Einige meinten, während Andere glaubten, der stolze, harte Kopf habe ihn in den Tod getrieben. Wie in der Kölner Diöcese die Sache des Hermesianismus zum Austrag kam, werden wir bald sehen.

Der Hermesianismus war eine theologische Streitfrage, welche in der gelehrten Welt und in den höheren Kreisen sich bewegte, von den Staatsmännern, so weit thunlich, auch politisch verwerthet wurde. Anders lag die Sache bei den gemischten Ehen. Diese Frage griff tief in die Privilegien der Kirche, in das katholische Eherecht, in das ganze Volksleben ein und war im Stande, große Bewegungen hervorzurufen. Es ist daher nothwendig, hier etwas weiter auszuholen.

Der Wiener Congreß hatte über die Völker Deutschlands gewürfelt und vertheilte nach Lust und Wohlgefallen die Länder. Metternich und Talleyrand spielten die erste Rolle. Man lebte herrlich und in Freuden; die eine Festlichkeit folgte der andern; Metternich machte den liebenswürdigen Wirth. Gentz, der echte Lebemann, führte die Protokolle und sagte: „Es ist doch herrlich, nach dem Kriege einmal das Leben in vollen Zügen genießen zu können.“ Wie elendiglich, einsam und verlassen ist der arme Mann gestorben, der auf keinem Ball fehlte! Die Einzelheiten des Wiener Congresses sind oft drollig, aber auch traurig. Doch zur Sache. Man hat oft gedacht und gesagt, daß die Vertheilung der Länder unter den einzelnen Fürsten auf dem Wiener Congreß anders konnte geordnet werden, daß man die Gebiete nach der Confession trennen und möglichst katholische und protestantische Gebiete bilden mußte, um für die

Zukunft confessionelle Streitigkeiten zu vermeiden. Auch Friedrich Wilhelm III. war dieser Meinung. Es läßt sich nicht leugnen, daß auf diese Weise Preußen auf ganz andere Weise konnte gestaltet werden. Wer ist der eigentliche Urheber der jetzigen Eintheilung? Kein anderer, als Metternich. Er hatte nur den Nutzen Oesterreichs im Auge, das übrige Deutschland kümmerte ihn wenig. Metternich wünschte sich einen festen, sicheren Kessel im Innern Deutschlands zu bauen und die Vertheidigung der Grenzen Anderen zu überlassen; denn er witterte ganz richtig, daß die Franzosen gelegentlich auch wieder über den Rhein gucken würden. Es wurden daher Baden, die kleinen Fürstenthümer und Preußen mit Rheinland und Westfalen an die Grenze geschoben. Metternich braute mit seinen Oesterreichern ruhig in dem Kessel weiter, bis im Jahre 1848 ihm die Wasser über den Kopf zusammenschlugen. Sich und sein System rein zu waschen, ist ihm auch in seinen stark gefärbten Memoiren nicht gelungen. Kurz, Rheinland und Westfalen fielen Preußen, und das zum größten Theil katholische Baden einer protestantischen Regierung zu. Ich glaube aber, daß diese Vertheilung der Länder providentiell gewesen und zwar im Interesse des geistigen Kampfes zwischen Protestantismus und Katholicismus und des endlichen Austrages dieses Kampfes. Große katholische Landestheile traten in Verbindung mit Preußen, der Vormacht des Protestantismus in Deutschland; die protestantischen Regierungen lernten den Katholicismus aus eigener Anschauung kennen; die Kämpfe trugen zur Klärung der Standpunkte bei. Daß Kämpfe entstehen würden, ließ sich voraussehen, hat auch Friedrich Wilhelm III. klar erkannt und bei Uebernahme von Rheinland und Westfalen Bedenken darüber geäußert. Der ruhige Genuß der schönen Lande wurde schon sehr bald gestört.

Um den Osten und Westen möglichst einheitlich darzustellen, und namentlich die confessionellen Unterschiede auszu-

gleichen, lag der Realpolitik nichts näher, als die Gegensätze abzuschleifen und zwar im Sinne des protestantischen Staates auf Kosten des Katholicismus. Wir dürfen nicht vergessen, daß Friedrich Wilhelm III. die Union der Lutheraner und Reformirten gelungen war und man dabei auch einige Gewaltthätigkeiten nicht verschmäht hatte. Vereinigung von Katholicismus und Protestantismus wurde das Ziel, und gelegentlich, wenn's sein mußte, auch etwas Kraftanwendung und Gewalt. Man konnte diesen Gedanken um so leichter fassen, da man das Wesen des Katholicismus noch nicht kannte. So sind denn Kämpfe entstanden und haben in der verschiedensten Gestalt fortgedauert bis zum Ende dieses Jahrhundertes.

Die erste Veranlassung zum Kampf gaben die gemischten Ehen; er griff sofort in das innerste Volksleben ein und berührte empfindliche Seiten. Die Staatsregierung erkannte als wesentlich praktisches Mittel, um die allmähliche Verschmelzung der katholischen und protestantischen Bevölkerung herbeizuführen die möglichst zahlreiche Uebersiedelung von Protestanten in die katholischen Landestheile und die Beförderung der gemischten Ehen. Das Amalgamirungs-System wurde gewählt. Es ist bekannt, daß alle Metalle sich mit Quecksilber verbinden, und daß Metalle auch mit anderen Metallen sich verbinden, oder, wie man es nennt, legiren lassen. Es kam jetzt nur darauf an, ob die Katholiken und ihre Behörden Quecksilber waren, damit die Verbindung mit dem Metall der Regierung zu Stande kommen könne, und ebenso, ob der Katholicismus ein Metall war, das sich künstlich mit einem andern Metall legieren ließ, um ein neues und unechtes Gebilde darzustellen. Die Regierung hatte keine hinreichende Kenntniß von dem Wesen des Katholicismus und überschätzte die Macht ihrer Realpolitik. Durch die zahlreich eingewanderten protestantischen Beamten entstanden gemischte Ehen. Der Staat hatte in sämmtlichen Staaten

Deutschlands das Recht zur Entscheidung in Ehesachen sich angemaßt. Joseph II. an erster Stelle war mit seinem Beispiel vorangegangen. Die verschiedenen Staaten erließen je nach Umständen verschiedene Verordnungen. Hier sollten sämmtliche Kinder aus gemischten Ehen dem Vater, dort die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter folgen; hier wurde den Brautleuten gestattet, vorher Vereinbarungen zu treffen, dort wurde es verboten; hier bestimmte der Staat, welcher Pfarrer trauen solle, dort wurde die Wahl den Brautleuten überlassen. Alle Staaten aber erklärten die gemischten Ehen für erlaubt, kümmerten sich nicht um das katholische Eherecht, erklärten eine Dispens der kirchlichen Behörde zur Eingehung einer gemischten Ehe für unnöthig. Das allgemeine Landrecht erklärte die vor der Ehe geschlossenen Verträge für ungültig, verbot jede Einmischung eines Anderen. Die Regierungen machten das Maaß voll, indem sie Ehen zwischen Katholiken und geschiedenen Protestanten für gültig erklärten. Wirrwarr allüberall in dieser wichtigen Angelegenheit. Den Verordnungen der Regierung wurden zugleich gewöhnlich Disciplinarstrafen beigefügt. Leider wurde von katholischer Seite nicht immer zum Schutze des Eherechtes der erforderliche Widerstand geleistet; es entwickelte sich in verschiedenen Diöcesen eine verschiedene Praxis, und wurde durch Nachgiebigkeit die Verwirrung vermehrt.

Wie gestaltete sich die Sache in Preußen? Wir dürfen nicht vergessen, daß der Staatsabsolutismus, wenngleich äußerlich etwas gemildert, seinem Wesen nach völlig noch bestand, daß Friedrich Wilhelm III. seiner Würde als oberster Bischof der protestantischen Kirche sich ganz und gar bewußt war, daß auf sein Machtwort Lutheraner und Reformirte die Union geschlossen hatten. Wie konnte er sein Recht bezweifeln, auch in

Ehesachen Entscheidung zu treffen? — Friedrich Wilhelm bestimmte in einer Declaration vom 21. November 1803, „daß in gemischten Ehen die Kinder jedesmal in der Religion des Vaters sollten unterrichtet werden, und kein Ehegatte den andern zur Abweichung von dieser gesetzlichen Vorschrift verpflichten dürfe". Diese Maßregel wurde zugleich bezeichnet als ein Schutz der evangelischen Kirche gegen Proselytenmacherei, und um dem Gesetze Kraft zu verleihen, wurde jedes Zuwiderhandeln mit „Amtsentsetzung" bedroht. Gegen die Geistlichen wurde ein Spionirsystem eingeführt, und dieselben wurden, namentlich im Osten, oft urplötzlich vor Gericht geladen.

Wie gestalteten sich die Verhältnisse in Rheinland und Westfalen? Man hatte hier nicht die Ueberzeugung von dem Recht des Staates in Ehesachen. In Münster führte das Steuer der vierunddreißigjährige Domherr Clemens August, Freiherr von Droste-Vischering. Er erklärte einfach und unumwunden dem Ministerium,

> „daß er Dispensen zur Einsegnung gemischter Ehen nur ertheilen werde, wenn Seitens des protestantischen Theiles das zweifache Versprechen, nämlich katholische Trauung und Bürgschaft für die katholische Erziehung sämmtlicher Kinder geleistet werde," und fügte in einem andern Schreiben noch bei, „daß er alle Gesuche um Erlaubniß zur Einsegnung solcher Ehen nach Rom verweisen werde, wenn die Regierung fortfahre, ihm Schwierigkeiten zu bereiten".

Die Pfarrer der Diöcese standen einmüthig Clemens August zur Seite. Um diesen Widerstand zu brechen, erließ Friedrich Wilhelm III. unter dem 6. April 1819 eine Cabinetsordre, worin es heißt: „Es ist bei mir vielfach Beschwerde darüber geführt, daß katholische Geistliche den gemischten Ehen Schwierigkeiten in den Weg legen und die Gewissen der Katholiken beunruhigen, welche in gemischten Ehen leben. Dies hat

mein ernstliches Mißfallen um so mehr erregt, da gegenwärtig die Einleitungen getroffen werden, um die Verhältnisse der katholischen Kirche zu ordnen und die äußere Lage derselben zu verbessern. Es ist mein fester Wille, daß diese Anmaßungen nicht sollen geduldet werden. Sollten desungeachtet einige katholische Geistliche zu Beschwerden Veranlassung geben, so werde ich solche ihres Amtes unwürdige Geistliche augenblicklich fortschaffen, die geistlichen Obern aber mein allerhöchstes Mißfallen ernstlich fühlen lassen und die empfindlichsten Maßregeln in Anwendung bringen."

Auch diese Cabinetsordre wirkte nicht. Die Pfarrer beharrten auf ihrem Standpunkt, Kellermann und der Pfarrer Belenherm an der Spitze. Daß die Drohung der Staatsregierung in Erfüllung gegangen, weiß ich nicht. Weder ist ein Pfarrer seiner Pflicht untreu geworden, noch ist eine Amtsentsetzung erfolgt. Die Aufhebung der katholischen Universität war gelungen; bei dem Angriff auf das katholische Eherecht erlitt die Regierung eine Niederlage, und dies haben wir Clemens August zu danken. Wäre man in anderen Diöcesen ebenso entschieden aufgetreten, so würde manches halb und ganz Verdächtige vermieden sein.

Die Regierung ruhte aber nicht. Unter dem 17. August 1825 erfolgte eine Cabinetsordre, wodurch für die westlichen Provinzen verboten wurde, vor Schließung der Ehe Vereinbarungen zu treffen über die Kindererziehung, vielmehr sollten sämmtliche Kinder der Religion des Vaters folgen. Die Pfarrer in Rheinland und Westfalen standen fest, verweigerten Proclamation und Copulation, wenn nicht vorher genügende Bürgschaft geleistet wurde für die katholische Erziehung der Kinder, verweigerten auch katholischen Bräuten die Absolution, wenn sie ohne eine solche Bürgschaft die Ehe eingehen wollten.

Es entstanden große Unannehmlichkeiten. Weder der Erzbischof Spiegel, noch die anderen Bischöfe hatten den Muth einfach, wie Clemens August, zu verfahren, und erbaten sich vom König die Erlaubniß, die Sache zur Entscheidung in Rom vorzulegen, welche ertheilt wurde. Der freie Verkehr mit Rom war damals noch nicht gestattet; daher ging auch das Schreiben der Bischöfe über Berlin nach Rom. Zum Unterhändler war Josias Ritter v. Bunsen von der Regierung auserwählt. Dieser Mann hatte mancherlei Kenntnisse und Fähigkeiten; aber an Geschicklichkeit im Lügen übertraf ihn Keiner. Friedrich Wilhelm III. hatte bei seiner Anwesenheit in Bonn Wohlgefallen an seinem gefälligen Wesen gefunden. Er wurde zuerst Gesandtschafts-Secretär, dann Ministerresident am päpstlichen Hofe, heuchelte äußerlich Hochachtung gegen die katholische Kirche und war ihr Todfeind. Er war seines Sieges gewiß, doch hatte er vergessen, daß die Kirche nie ihre Principien verleugnet. Folge der Unterhandlungen über die gemischten Ehen war, daß Pius VIII. in dem Breve vom 25. März 1830 bis an die Grenze des Zulässigen ging; er soll mit Thränen in den Augen das Breve unterschrieben haben. Man gestand in Berlin, daß der Papst Zugeständnisse gemacht habe, war aber nicht befriedigt. Die Anweisung, „daß die katholischen Frauen vor Schließung der Ehe wiederholt sollten belehrt und verwarnt werden über die Erziehung der Kinder," mißfiel. Auch die Gestattung der passiven Assistenz behagte nicht, der Geistliche sollte wirklich einen kirchlichen Act in voller Form vollziehen. So wollte der König. Das päpstliche Breve wurde den Bischöfen nicht mitgetheilt. Man suchte vielmehr mit den einzelnen Bischöfen zu unterhandeln, und dazu bot der katholische Staatsrath Schmedding die Hand. Es wurde an die Bischöfe das Ansinnen gestellt, über das Breve hinauszugehen und zu thun, was die Regierung wünschte. Der Generalvicar Spiegels, Dr. München,

reichte in Berlin eine Erklärung des päpstlichen Breve ein, welche ein Meisterstück falscher Interpretationskunst war und die päpstlichen Bestimmungen geradezu illusorisch machte. Bunsen aber gab den Rath, den Erzbischof Spiegel nach Berlin zu berufen und mit ihm persönlich zu unterhandeln. Spiegel wurde in den verbindlichsten Ausdrücken eingeladen, an den Sitzungen des Staatsrathes Theil zu nehmen. Er ging ungern dahin, denn er vermuthete ganz richtig, daß es sich um die gemischten Ehen handle. In Begleitung Münchens langte er in Berlin an, und es begannen die Verhandlungen zwischen ihm, München und Bunsen. Das Resultat war die berüchtigte Spiegel-Bunsen'sche Convention vom 19. Juni 1834. Noch einmal hatte Spiegel, der nur noch um eines Jahres Länge vom Grabe entfernt war, das Glatteis der Diplomatie betreten — er fiel und sein Fall war tief. Spiegel schloß nicht nur diese Convention, sondern bekam auch den Auftrag, die Bischöfe im Geheimen dafür geneigt zu machen und zunächst seine Suffraganen in Münster, Paderborn und Trier zu gewinnen.

Spiegel führte unverweilt den Auftrag aus, kam im strengsten Incognito nach Münster, logirte im Münsterischen Hof auf dem alten Steinweg, überrumpelte den Bischof Caspar Max, der sich vergeblich darauf berief, er müsse zuerst seine Räthe hören, und wußte in so beredter Weise die Vortheile darzustellen, welche die Kirche in Preußen durch die Ausführung dieser Convention gewinnen würde, daß der Bischof seine Unterschrift gab. Auch in Paderborn und Trier gelang es ihm, die Unterschrift der Bischöfe zu erlangen. Die Convention wurde geheim gehalten; über die Ausführung derselben sollten im Stillen Instructionen für die einzelnen Diöcesen ertheilt werden; die Domcapitel in Kenntniß zu setzen, hielt man für überflüssig.

Die Convention wurde von Spiegel und Bunsen unterschrieben und dem König zur Genehmigung vorgelegt, welche

alsbald erfolgte. Sie enthielt 15 Artikel und wurde später von Rom selbst in der urkundlichen Darstellung des Kölner Ereignisses nach ihrem ganzen Wortlaut veröffentlicht. Wir heben nur die Hauptpunkte hervor. Als leitender Grundsatz wurde aufgestellt, daß von Seiten der Bischöfe Alles kann zugelassen werden, was in dem Breve des Papstes nicht ausdrücklich untersagt oder zur Beachtung bestimmt angegeben ist. Der springende Punkt aber ist Artikel VI unter e, wo es heißt: „Von der cautio oder dem Versprechen rücksichtlich der Erziehung der Kinder des einen oder anderen Ehetheiles wird Abstand genommen.“ Dasjenige also, was den eigentlichen Kern in Sachen der gemischten Ehen bildet, wurde vollständig beseitigt. Wahrscheinlich um Bischöfe und Geistliche desto geneigter zu machen, auf die Convention einzugehen, wurde ganz entschieden gegen die Civilehe aufgetreten. Bunsen nennt dieselbe „Unfug, anstößig, will, daß die Gültigkeit der Ehe von der kirchlichen Trauung abhängig gemacht werde, erklärt, daß die Civilehe zur Entsittlichung des Volkes beitrage, daß auf dem rechten Rheinufer die Gesetzgebung müsse modificirt werden, wie dies auch der Wille Sr. Majestät sei.“ Um jedes Mißtrauen zu beseitigen, wurde nunmehr das Breve von Pius VIII., welches bisher nicht veröffentlicht war, den Pfarrern mitgetheilt und dann an die Generalvicariate eine Instruction erlassen. Die Instruction des Cardinals Albani, welche so scharf gegen die gemischten Ehen auftritt und die Bürgschaft für die katholische Kindererziehung betont und nach dem Willen des Papstes von dem Breve nicht sollte getrennt werden, wurde unterdrückt. Jetzt entstand im eigentlichen Sinne eine wilde Praxis. Einige copulirten, namentlich wenn sie der Regierung gefallen wollten, Alles, Andere wollten die passive Assistenz nicht leisten ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung. Andere wandten sich an die Generalvicariate und wurden natürlich im Sinne der Convention be=

schieden. Hier ward die Trauung vollzogen, dort verweigert. Man hatte Wind gesäet und Sturm geerntet. Nur noch Ein Lebensjahr war nach der Convention Spiegel beschieden, und dieses war sehr traurig. Offen umzukehren und die Sache vor den apostolischen Stuhl zu bringen, hatte er nicht den Muth. So schwankte er hin und her, von Gewissensängsten geplagt. Am 19. Juni 1834 war die Convention geschlossen, am 2. August 1835 erfolgte sein Tod.

Inzwischen war von dem Abschluß einer Convention doch etwas ins Publicum gedrungen; ja noch mehr, man kannte den Hauptinhalt, wenn auch nicht den Wortlaut. Ausländische Blätter, namentlich aber das berühmte „rothe Buch", welches in damaliger Zeit eine große Rolle spielte, behandelte die Sache der gemischten Ehen. Wer es nicht erlebt, kann sich nicht vorstellen, welches Aufsehen das „rothe Buch" erregte. Das Buch stammte aus Paderborn. Bittere Artikel richteten sich namentlich gegen München, den schlimmen Advokaten Spiegels; Bunsen habe ihm nicht nur den rothen Adlerorden, sondern auch den Gregoriusorden verschafft. Auch in Rom hatten sich die verschiedensten Gerüchte verbreitet. Der Cardinal Albani richtete daher ein Schreiben an Bunsen und bat um Aufschluß. Bunsen entwickelte nunmehr ein vollständiges Lügensystem, verschwieg den Abschluß der Convention, erklärte, daß über die Instruction, welche die Bischöfe erlassen, diese selbst sich zu verantworten hätten, er wisse von keiner Instruction, während er doch selbst mit Spiegel und München die Instruction ausgearbeitet hatte. Bunsen hatte den Ruhm, später als Lügner in der ganzen Welt bekannt zu werden. Im Volksmund wurde ein Lügner „Bunsen" oder „Bunsemann" genannt. Wer log, der „bunste". Die Katastrophe entwickelte sich, das ganze Lügengewebe wurde sehr bald zerrissen.

XIII.

Clemens August, Erzbischof von Köln. Der Hermesianismus.

Am 2. August 1835 war der Erzbischof Spiegel gestorben und hinterließ die Diöcese in einem zerrütteten Zustande. Die Sache des Hermesianismus und der gemischten Ehen war in Rom endgültig entschieden, aber zum völligen, praktischen Austrag längst noch nicht gebracht. Auch hatte die Regierung die Ziele, welche sie mit dem Hermesianismus und den gemischten Ehen verfolgte, nicht aus dem Auge verloren. Die Wahl des Nachfolgers war schwierig; sie fiel auf Clemens August, den früheren Generalvicar der Münsterischen Diöcese, welcher im Jahre 1827 zum Weihbischof von Münster gewählt war. Er hatte seit dem Jahre 1820 das Generalvicariat niedergelegt, lebte in der Einsamkeit, kümmerte sich nicht um die Verwaltung der Diöcese und lebte für seine Stiftung, die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern. In der langen Reihe von Jahren hatte eine Gelegenheit zu Conflicten mit der Regierung sich nicht geboten. Man hat oft gefragt: Wie war es möglich, daß die Wahl auf Clemens August fiel? Wie ist das Domcapitel, wie die Staatsregierung auf diesen Gedanken gekommen, zumal man gerade durch den Metropoliten von Köln das Amalgamirungssystem durchzuführen suchte? Man wußte doch längst aus den Kämpfen im Bisthum Münster, daß der Droste kein Quecksilber war, das sich mit jedem Metall verbindet, auch kein Metall, das sich mit anderem Metall legiren läßt, um ein künstliches,

unechtes Gebilde zu produciren. Ob über die Motive der Wahl die Archive speciellen Aufschluß geben, weiß ich nicht; doch kann man sich einige denken. Bei der Verwirrung und dem Parteiwesen in der Erzdiöcese bedurfte es allerdings eines starken, zuverlässigen und gereiften Mannes, um die Zügel mit Autorität, Würde und Kraft führen zu können. Auch glaubte man durch diese Wahl den rheinischen und westfälischen Adel sich zu verpflichten und beim Volke Vertrauen zu gewinnen. Die wirklich preußische Gesinnung war noch sehr im Rückstand geblieben. Der Adel theilte sich in Preußen und Antipreußen. Man sprach immer noch von Preußen als einem fremden Volksstamm, der eingedrungen sei. Es galt, Vertrauen zu gewinnen. Und doch mußte man sich erinnern an die Stellung, welche Clemens August Hermes und den gemischten Ehen gegenüber eingenommen. Seitdem aber war eine Reihe von Jahren verflossen; Werke der Liebe waren sein Augenmerk gewesen; die Milde, wie sie dem Alter eigen ist, hatte ohne Zweifel die scharfen Kanten der Jugend abgeschliffen. Es verlautete damals, der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., habe den Ausschlag gegeben. In Münster wurde mit Bestimmtheit gesagt, daß Spiegel sich vor seinem Ende vollständig mit Clemens August ausgesöhnt, in prophetischer Vorahnung gesagt, Clemens August werde sein Nachfolger sein, um wieder gut zu machen, was ihm selber nicht möglich war; ja er habe ganz wahrscheinlich Clemens August vor seinem Lebensende der Regierung empfohlen. Auf das Wort Spiegels legte die Regierung allerdings ein großes Gewicht; er war der unbedingte Vertrauensmann. Im Capitel selbst, wenngleich es der Regierung sehr zugethan war, konnte keine geeignete Persönlichkeit gefunden werden, welche auch nur entfernt das Vertrauen der Bevölkerung besaß. Doch wozu alle diese Gedanken und Grübeleien? Die Stimme des Volkes sagte: Gott hat ihn gewählt. So urtheilte Münster und das ganze

Münsterland. Die Wahl war ein Werk der göttlichen Vorsehung. Eine neue Epoche sollte beginnen. Die Menschen werden nicht belehrt, wie Ranke richtig bemerkt, durch die Ereignisse an sich, sondern durch große Persönlichkeiten. Es begann der neue Episkopat nach den alten Fürstbisthümern, welche sich überlebt hatten. Der Episkopat mußte erneuert werden. Das war es, was Cardinal Pacca, der die Zustände Deutschlands genau kannte, klar einsah, wenn er sagte, daß die Secularisation von Nutzen sein würde für den Episkopat und seine Stellung im Organismus der Kirche.

Die Regierung ging jedoch sehr vorsichtig zu Werke. Man wünschte, Clemens August vorher über seine Gesinnung und Richtung zu sondiren und wählte für dieses Geschäft den Domcapitular und Regens des Priesterseminars Schmülling in Münster. Schmülling war ein edler, frommer Mann. Er war mein Lehrer in der Theologie als Professor der Exegese, im Seminar mein Regens, hatte früher segensreich in Braunsberg gewirkt, stand dort im besten Andenken, wie für ihn selbst Braunsberg seine Lieblingserinnerung war. Als Regens schwebte er über dem Ganzen als ehrwürdiger Altvater, ohne positiv einzugreifen; in der Exegese leistete er nichts Namhaftes. Die Regierung hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm. Zudem konnte Clemens August in ihm nichts Verdächtiges wittern, wenn er von der Regierung abgesandt wurde, um eine Frage an ihn zu stellen. Die Frage, welche im Auftrag des Ministeriums an Clemens August gestellt wurde, lautete, „ob er bereit sei, die in Gemäßheit des Breve vom 25. März 1830 zwischen Bunsen und Erzbischof Spiegel in Berlin getroffene Uebereinkunft vom 19. Juni 1834 bezüglich der gemischten Ehen, welcher auch die übrigen Bischöfe beigetreten seien, aufrecht zu erhalten, falls er einer Diöcese als Bischof vorgesetzt werde?“ Weder Clemens August noch Schmülling kannten die Uebereinkunft. Clemens August

antwortete, er werde sich wohl hüten, eine Vereinbarung, welche gemäß dem Breve von Pius VIII. getroffen und in vier Sprengeln zur Ausführung gelangt sei, nicht aufrecht zu halten oder gar dieselbe anzugreifen und umzustoßen, sondern dieselbe nach dem Geiste der Liebe und Friedfertigkeit anwenden. Dem Ministerium genügte diese Erklärung. Das Domcapitel wählte einstimmig Clemens August zum Erzbischof von Köln. Der Papst bestätigte die Wahl am 1. Februar 1836. Am 29. Mai fand im Dom zu Köln die Consecration statt durch Caspar Maximilian, Bischof von Münster.

Clemens August, bereits im vorgerückten Alter von 63 Jahren, oft leidend an körperlichen Gebrechen, ging nach Köln. Als Caplan und Geheimsecretär hatte er Eduard Michelis gewählt, der noch Seminarpriester war. Michelis, mein unvergeßlicher Freund, dem ich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Erfurt sehr nahe gestanden, war ein frommer, hochbegabter, allseitig gebildeter, edler, idealer Mann und von einer Begeisterung für die Kirche, wie ich sie kaum jemals wiedergefunden habe.

Die Zustände in der Erzdiöcese, welche über eine Million Seelen zählte, 1500 Priester, 700 Pfarren und 100 Nebenkirchen hatte, waren sehr trauriger Art. Die Diöcese bestand aus sehr verschiedenen Bestandtheilen, hatte vier Regierungsbezirke. Die bürgerliche Einrichtung war verschieden in dem links- und rechtsrheinischen Theil. Die Decanate waren zu groß. Das Capitel hatte Mangel an geeigneten Persönlichkeiten; im Generalvicariat fehlte die hinreichende Zahl tüchtiger Arbeitskräfte; die Besoldung war zu elend. Wie wir bereits früher erwähnt, der Metropolitanverband hatte in Deutschland überhaupt, aber auch in Köln aufgehört, zu existiren. Eine Verbindung unter den Bischöfen, gemeinschaftliches Berathen und Handeln fand nicht statt; man stand sich fremd gegenüber; Jeder

regierte für sich in seiner Art. Freilich war alles dieses noch ein Rest der alten fürstbischöflichen Herrlichkeit, wo Jeder sich genug war als Souverain in seinem Reich. Dies Alles erschöpft jedoch noch nicht die Schwierigkeit der Lage. Die inneren Zustände waren sehr übel bestellt. Der Hermesianismus war verurtheilt; aber die Hermesianer hatten nicht abgerüstet; sie standen unter Waffen. An der Universität Bonn herrschte Verwirrung. Hermesianer und Nichthermesianer standen in offenem Kampfe gegeneinander; an der Spitze beider Parteien standen begabte Führer, mit dem entschiedenen Willen, ihre Position aufs Aeußerste zu vertheidigen. Die Sache der gemischten Ehen lag völlig im Argen. In Folge der Spiegel-Bunsen'schen Convention und der Instruction, welche die Bischöfe erlassen, bildete sich die mannigfachste Praxis. Die Streitigkeiten der Hermesianer, die zahlreichen Zwistigkeiten wegen der gemischten Ehen wurden laut, drangen ins Volk, in die Familien und störten sogar den häuslichen Frieden. Daß unter solchen Uebelständen ein gesundes, religiöses Volksleben sich nicht gestalten konnte, versteht sich von selbst. Hätte das alte Köln sich nicht einen so guten, festen katholischen Fond aus alter Zeit bewahrt, so wären aus diesen Wirren die schlimmsten Folgen hervorgegangen, zumal die Regierung emsig bemüht war, dem protestantischen Element in den Rheinlanden allmählich das Uebergewicht zu verschaffen.

Am 29. Mai 1836 trat Clemens August die Regierung in Köln an. Daß er nicht lange müßig auf dem Throne saß, ließ sich erwarten; auch waren die Verhältnisse darnach nicht angethan. Es lief damals ein drolliges Gerücht in Münster um von einer ersten That des Erzbischofes, für dessen Wahrheit ich nicht einstehen kann. Der verstorbene Erzbischof Spiegel war ein Freund von schönen Gartenanlagen und Ziersträuchern. So konnte er in einem Briefe an Minister Stein sich ganz angenehm unterhalten über syringa chinensis. Demgemäß wurde

auch der bischöfliche Garten angelegt. Man erzählte sich nun, Clemens August habe sofort die Ziersträucher herauswerfen und Kartoffeln hineinpflanzen lassen. Ist dies wirklich geschehen, dann kann man nicht behaupten, daß es gerade nothwendig war. Aber es paßte allerdings zu Clemens August, diesem Feinde aller Ziererei, und verkündete zugleich in großen, groben Buchstaben das neue Programm: „Hier hat alle Ziererei aufgehört". Es lagen zwei Hauptpunkte vor, bei welchen irgendwelche Ziererei nicht konnte angebracht werden.

Als Clemens August die Erzdiöcese übernahm, war sie von einer Irrlehre angesteckt. Diese Lehre war von Rom genau untersucht, ausdrücklich und feierlich verworfen. Deßungeachtet lebte sie fort. Die Seelsorge war zum Theil, ja zum größeren Theil Anhängern dieser Lehre anvertraut, das Capitel theilweise von Hermesianern besetzt. Im Seminar waren sämmtliche Lehrämter ihnen übergeben. Das Convict in Bonn stand unter Leitung von Hermesianern, an der Universität waren viele Katheder von ihnen besetzt. Erste Pflicht des Bischofes ist es, über die Reinheit der Lehre in seinem Bisthum zu wachen und Irrthümer zu beseitigen, welche der kirchlichen Lehre feindlich gegenüberstehen. Die Professoren verkündeten mit voller Dreistigkeit den Hermesianismus, hatten die kirchliche Disciplin verloren und verweigerten den Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche. Clemens August hatte schon in Münster dem Hermesianischen System feindlich gegenübergestanden und hielt den Anschluß an Rom für die erste und höchste Pflicht des Priesters. Der Diöcese drohte offenbar eine Gefahr. Was erfolgt wäre, wenn die Spiegel'sche Richtung in seinem Nachfolger sich fortgesetzt hätte und etwa von einem Mann, wie München, als System aufgenommen wäre, läßt sich nicht übersehen. Man denke sich eine völlig zweifelsüchtige Dogmatik und volle Hingabe an eine protestantische Regierung — Clemens August

hatte schon in Münster den Theologie-Studierenden den Besuch der Universität verboten, und er sollte schweigen und müßig sein angesichts solcher Verhältnisse, oder gar Hülfe bei der weltlichen Regierung suchen? Um aber das ganze Gespinnste von Irrlehren, Parteigetriebe, Unwahrheit, politischer Augendienerei zu zerreißen, bedurfte es eines höchst entschiedenen, ganz und gar selbstständigen Charakters von dem seltenen Metall, wie wir es in Clemens August finden.

Kein Verzug. Clemens August schritt ein gegen den Hermesianismus. Er verbot den Mitgliedern des Convictes die Lesung Hermesianischer Schriften; der Inspector des Convictes, Achterfeldt, protestirte. Der Erzbischof machte Gebrauch von seinem Censurrecht über die in seinem Sprengel erscheinenden theologischen Schriften; man erwirkte bei dem Oberpräsidenten Beschränkung dieses Censurrechtes auf Katechesen und Gebetbücher. Die Hermesianischen Lehren wurden auf den Kathedern vorgetragen. Nun erwachte das Gewissen bei den Zuhörern. Sie fragten beim Erzbischof an, ob es erlaubt sei, die Vorträge zu hören. Dieser antwortete natürlich verneinend. Auch die Beichtväter hielten sich an der Vorschrift ihres Bischofes und versagten die Absolution. Es wurde Protokoll über einen dieser Fälle aufgenommen und der weltlichen Behörde übergeben. Dort fand sich, daß verschiedene Beichtväter verschieden gehandelt. Dies machte eine Instruction der Beichtväter nöthig. Der Erzbischof gab sie. Alle Beichtväter unterschrieben, nur die Hermesianer nicht. Achterfeldt protestirte abermals. Alle, welche sich geweigert, wurden von der cura suspendirt. Achterfeldt protestirte zum dritten Male. Der Katalog für die Vorlesungen an der Universität wurde dem Erzbischof vorgelegt, er approbirte nur drei; deßungeachtet wurde das ganze Lectionsverzeichniß abgedruckt und bekannt gemacht. Clemens August verweigerte der Theologischen Zeitschrift das Imprimatur. Neuer Sturm, zu-

mal die Hermesianer eine nicht geringe Meinung von ihrer Wissenschaft hatten, sich daher tief in ihrer wissenschaftlichen Ehre gekränkt fühlten und halbwegs glaubten, die Welt gehe ohne diese Zeitschrift zu Grunde. Clemens August hatte die Pflicht, für die richtige kirchliche Ausbildung seines Clerus zu sorgen, und stellte daher 18 Sätze auf, welche die angehenden Geistlichen vor Empfang der Weihen zu unterzeichnen hatten. Die Maßregeln, welche der Erzbischof ergriff, waren ganze und volle, aber auch zugleich die einzigen Mittel, um für die Diöcese einen reinen Boden zu schaffen.

Wie stellte sich die Regierung zu der Hermesianischen Angelegenheit? — Sie mochte einsehen, daß der Hermesianismus für politische Zwecke nicht zu verwerthen, sondern nur geeignet sei, die Verwirrung zu vermehren. Der Curator der Universität v. Rehfues versammelte die Mitglieder der theologischen Facultät nebst Windischmann und Walter und erklärte im Auftrage des Ministers Altenstein, „es solle Hermes und seine Schriften, das Verbot derselben in Zukunft nicht mehr erwähnt werden, die Polemik für oder wider das System aufhören." Wer dieser Vorschrift freventlich zuwiderhandle, habe die Suspension vom Amt, nachdrückliche Ahndung und selbst nach Befund Entfernung von der Universität zu gewärtigen. Die Hermesianer nahmen nun von der Regierung an, was sie ihrem rechtmäßigen Oberhirten verweigert hatten. — Zu der Conferenz waren auch W i n d i s c h m a n n und W a l t e r geladen; sie bildeten in der Versammlung einen Gegensatz gegen die übrigen Mitglieder durch ihre streng kirchliche, völlig correcte Stellung. Windischmann gehört wohl zu den Ersten, welche die Irrthümer im Hermesianischen System erkannten und sich auch darüber äußerten. Er war Orientalist und ein grundgelehrter Mann. Schon in München hatte er sich durch seinen Freimuth bemerklich gemacht und an die Regierung eine Denkschrift gerichtet, als diese den Geist-

lichen verbieten wollte, Controverspunkte auf der Kanzel zu behandeln. Windischmann blieb leider nur sehr kurze Zeit in Bonn; er wurde Generalvicar des Cardinals Reisach. — Walter als Lehrer des Kirchenrechtes, welches früher unter dem Fürstbischof Max Franz geradezu auf den Kopf gestellt war, hat das Kirchenrecht wieder in das richtige katholische Geleise gebracht. Sein Handbuch des Kirchenrechts hat viel Gutes gewirkt und erschien in zahlreichen Auflagen.

Der Hermesianismus ruhte einstweilen, um dann nochmals wieder zu erwachen unter dem Nachfolger von Clemens August, Cardinal Geissel. — Sehr schwierig gestalteten sich nunmehr die Verhältnisse in Sachen der gemischten Ehen.

XIV.

Die gemischten Ehen.

Der Gesandte Bunsen hatte den Abschluß der Spiegel-Bunsenschen Convention vollständig in Rom verschwiegen und zugleich erklärt, daß er von einer Instruction, welche die Bischöfe an die Generalvikariate erlassen und die mit dem Breve und der Instruction Albanis nicht übereinstimme, durchaus nichts wisse, obschon er selbst so zu sagen dieselbe dictirt hatte. Im Uebrigen verwies er auf die Berichte der Bischöfe, die ja vorschriftsmäßig erfolgen müßten. Die Berichte ließen auf sich warten und veranlaßten Albani, Bunsen zu erinnern, daß die Berichte erfolgen möchten. Inzwischen starb Albani; sein Nachfolger als Staatssecretär war Lambruschini. Bereits hatte die Lage der Dinge sich geändert. Von verschiedenen Seiten wurden Abschriften von der Instruction mitgetheilt, welche die Bischöfe an die Generalvicariate erlassen hatten. Auf Befehl des Papstes und bei der Schwierigkeit, von den Bischöfen selbst directen Aufschluß zu erhalten, forderte Lambruschini Aufschluß von Bunsen, und wies nach, „daß die Instruction wesentliche Verschiedenheiten von den päpstlichen Verordnungen enthalte. Würde von Seiten der Regierung nicht die genügende Aufklärung ertheilt, so sehe sich der Papst genöthigt, den Katholiken Deutschlands die erforderlichen Aufschlüsse zu ertheilen, um jede Verantwortung für etwaige Ungehörigkeiten von sich abweisen zu können."

Als halbwegs vernünftiger Mann konnte Bunsen schon damals einsehen, daß das Lügengespinnste in großer Gefahr stehe, zerrissen zu werden. Doch log er muthig weiter, stellte sich schmerzlich berührt, erklärte die Beschuldigungen, welche in Rom angebracht seien, für Unwissenheit, Bosheit, Fanatismus, die Existenz einer Instruktion, wie sie in der Note dargestellt werde, für eine moralische Unmöglichkeit, allein schon wegen des moralischen Characters der Bischöfe und weil die Regierung und er selbst davon keine Kenntniß hätten. Wenn aber wirklich eine solche Instruktion bestände, so hätten die Bischöfe, nicht er selbst, die Verantwortung davon zu tragen. Die Regierung habe nichts zu verheimlichen, nichts zu scheuen. Es gebühre den Bischöfen, über ihr Verfahren dem h. Stuhl Rechenschaft abzulegen, was wohl bald durch Einsendung der regelmäßigen Berichte derselben an den h. Stuhl, die noch nie über den gesetzlichen Termin auf sich hätten warten lassen, geschehen werde." Diese Note, welche unter dem 15. April 1836 von Bunsen an Lambruschini abgeschickt und später in der urkundlichen Darstellung des Kölner Ereignisses von Rom veröffentlicht wurde, enthält in der bei Manz in Regensburg erschienenen Ausgabe vom Jahre 1838 21 Druckseiten, und ist in gewandter Sprache geschrieben. Bunsen schrieb flott und log noch flotter. Die ganze Note ist Lüge und Verstellung. Als ich sie aufmerksam durchgelesen, fiel mir unwillkürlich das Wort Schillers ein:

Solche Felonie
Hab' ich nicht gesehen in der Welt Geschichten.

Die Sache ruhte einstweilen, weil Bunsen auf die Berichte der Bischöfe verwiesen hatte, „die alle Befürchtungen des heil. Vaters zerstreuen würden". Diese Berichte aber mußten eingesandt werden, daran konnte die Regierung nicht vorbeikommen. Es kam nur darauf an, daß diese Berichte im Sinne der Regierung und möglichst gleichlautend gestaltet wurden. Um dies

zu bewirken, wurde Ministerialrath Schmedding ausersehen. Er war in Sachen der gemischten Ehen mit der Regierung einverstanden, geborner Münsteraner, mit den Verhältnissen bekannt, und so glaubte man, in Münster, Paderborn und auch bei Clemens August am sichersten das Ziel erreichen zu können, und wirklich schien es erreicht zu sein.

Schmedding begab sich auf Reise. In der Instruction, welche ihm vom Minister v. Altenstein gegeben war, wurde ihm begreiflich gemacht, „daß die Vermeidung eines förmlichen Bruches und Wiederherstellung eines guten Vernehmens unerläßlich sei, — daß die vier Bischöfe an den Papst schreiben müßten, um sein durch irrige Nachrichten und boshafte Zuträgereien aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, — seine Aufgabe sei nur, im Wege mündlicher Verhandlung die Bischöfe zu dem geeigneten Schreiben zu bewegen und die Reinschrift sich einhändigen zu lassen; — was den Erzbischof Clemens August betreffe, so habe man sich seiner Gesinnung schon vor der Wahl zum Erzbischof vergewissert; — in Betreff der Beweggründe, welche von den vier Prälaten geltend zu machen seien, werde das Nähere Schmeddings sachverständigem Ermessen überlassen."

Der Weg führte Schmedding zuerst nach Münster. Er erreichte dort folgendes Schreiben:

„Der h. Stuhl hat auf mein unterthänigstes Schreiben vom 28. März 1828, in welchem ich auseinandersetzte, in welchem Gedränge wir preußischen Bischöfe wegen der gemischten Ehen uns befunden, durch Breve Papst Pius VIII. vom 25. März 1830 zu antworten geruht.

Es ist Ew. Heil. nicht unbekannt, daß die Bekanntmachung dieses Breve wegen der darin enthaltenen so schweren Mißbilligung der gemischten Ehen einige Zeit aufgeschoben war. Es war in der That nicht möglich, daß der König von Preußen, mein allergnädigster Herr, nicht auch die Stimmung der protestantischen Bevölkerung berücksichtigt hätte. Nachdem diese Hin-

dernisse auf die bestmögliche Weise beseitigt waren, wurde das apostolische Schreiben unter dem 22. Oktober 1834 in meiner Diöcese verkündigt.

So oft ich den Inhalt des apostolischen Schreibens überdenke, kann ich nicht genug dem Urheber desselben danken und auch über die erfolgte Verkündigung desselben mich freuen; denn ich hoffe, daß dieses apostolische Schreiben voll Milde und Ernst dazu beitragen wird, die Zahl der gemischten Ehen zu vermindern und den religiösen Eifer Jener anzufachen, welche solche Ehen eingegangen sind.

Was jedoch über eine Unterdrückung der Instruction des Kardinals Albani oder eine Verfälschung derselben oder Unterschiebung einer anderen, als deren Urheber man den verstorbenen Bischof von Köln, Ferdinand August v. Spiegel bezeichnet, ausgesprengt ist, gehört zu den Erfindungen müßiger, keinen Glauben verdienender Leute. Es war vielmehr von uns Bischöfen dafür zu sorgen, daß in zweifelhaften Fällen den Pfarrern gleichmäßige Entscheidungen gegeben wurden.

Deßhalb ist von uns Bischöfen und den weltlichen Behörden Einiges festgesetzt worden, was nicht anders geschehen konnte, zumal Se. Maj. der König versprach, den Mißbrauch in Bezug der Civilehe abzustellen; ja es ist sogar die Hoffnung vorhanden, daß die Gerichtsbarkeit in Ehesachen wieder ganz an die Bischöfe zurückgegeben werde und die Aergernisse der Ehescheidung aufhören.

Was aber die Zweifel betrifft, welche in Auslegung des Breves bei den Pfarrern entstehen können, so müssen in jedem Falle die Umstände berücksichtigt werden. Deßhalb halte ich es für unnütz und gefährlich, die ganze Angelegenheit der gemischten Ehen wieder zur Sprache zu bringen.

Das blos an die Bischöfe gerichtete Schreiben des Kardinals Albani haben wir nicht bekannt gemacht, weil es nicht Sitte ist, dergleichen Schreiben zu veröffentlichen. Was übrigens Albani über die Convalidirung einiger Ehen schrieb, konnte nicht auf jene Ehen gehen, welche ohne trennendes Ehehinderniß vor dem protestantischen Minister eingegangen waren, weil diese kraft der Benediktinischen Constitution vom 4. November 1741 längst als

gültig angesehen werden, was ohne die größte Beleidigung nicht konnte widerrufen werden."

Caspar Maximilian,
Bischof von Münster.

Schmedding hatte vollständig sein Ziel erreicht. Es thut mir wehe, das Schriftstück einer Kritik zu unterwerfen; aber die geschichtliche Wahrheit verlangt es.

Das Breve Pius VIII. wurde im Jahre 1830 erlassen und erst im Jahre 1834, also 4 Jahre später verkündigt, „weil in demselben eine zu schwere Mißbilligung der gemischten Ehen enthalten sei; der König von Preußen müsse auch seine protestantischen Unterthanen berücksichtigen." – Die Rücksicht auf die Staatsregierung stand also der damaligen bischöflichen Behörde höher, als die Lehre, welche das Oberhaupt der Kirche über die gemischten Ehen ausgesprochen hatte.

Es wird ferner gesagt, die Instruction Albanis sei nicht unterdrückt, nicht verfälscht, auch habe Spiegel keine Instruction untergeschoben, nur habe man Einiges festgesetzt, um in einzelnen Fällen gleichmäßige Entscheidungen zu treffen, und dies sei geschehen, weil von der Regierung Vortheile versprochen seien. Im Uebrigen sei es unnütz und gefährlich, die ganze Angelegenheit der gemischten Ehen wieder aufzurühren; man müsse nach Umständen entscheiden."

Die bischöfliche Behörde stellt in Abrede, daß die Instruction Albanis unterdrückt sei. Allerdings war sie unterdrückt; denn Pius hatte befohlen, daß das Breve und die Instruction Albanis nicht sollten getrennt werden; die Instruction bildete den Commentar zum Breve. Der Bischof entschuldigt diese Unterlassung sehr schwach damit, „es sei nicht Sitte, solche blos an die Bischöfe gerichtete Schreiben zu veröffentlichen."

Die Spiegel-Bunsensche Convention, die Instructionen, welche unter Redaction Bunsens an die Generalvicariate ergangen

waren, wurden gänzlich verschwiegen. „Die Bischöfe hätten blos Einiges festgesetzt, um in zweifelhaften Fällen gleichmäßige Entscheidungen zu treffen.“

Endlich wird der gute Rath gegeben, man solle die ganze Sache der gemischten Ehen nicht aufrühren, sondern nach Umständen entscheiden, d. h. überhaupt diese wichtige Angelegenheit zu ignoriren und ohne feste Norm eine völlig unsichere Praxis zu bilden.

Wenn die bischöfliche Behörde erklärt, daß gemischte Ehen, welche vor dem protestantischen Prediger geschlossen seien, hier längst für gültig erklärt seien und sich zur Begründung dieses Verfahrens auf die Benedictina vom 4. November 1741 beruft, so war dies unrichtig, denn die Benedictina gilt nur für jene Orte, auf welche sie von Rom ausdrücklich ausgedehnt ist.

Der Bischof von Paderborn antwortete kürzer:

„Ich habe in Erfahrung gebracht, daß mein Bericht über die Ausführung des apostolischen Breve, welches Papst Pius VIII. an den verstorbenen Erzbischof von Köln und seine Suffragane über die gemischten Ehen erlassen hat, erwartet werde. Die Bekanntmachung dieses Breve war wegen der harten, und wie man glaubt, zur Vermittlung des Friedens weniger geeigneten Fassung durch Einschreiten der weltlichen Macht lange aufgeschoben worden. Als dieses Hinderniß nicht ohne Schwierigkeit gehoben war, habe ich sogleich dafür gesorgt, daß der ganze Text des apostolischen Breve zur Kenntniß der Pfarrer gelange, und habe zugleich meiner Amtspflicht gemäß nicht unterlassen, dieselben ernstlich zu ermahnen, die Befehle des apostolischen Stuhles getreulich auszuführen. Da es jedoch Fälle gibt, in denen es zweifelhaft sein kann, ob die priesterliche Einsegnung ertheilt werden darf oder nicht, so wurde unter den Bischöfen über das, was in dieser Hinsicht beschlossen werden sollte, verhandelt. In allen solchen Fällen haben wir die Umstände und Verhältnisse, insbesondere den religiösen Eifer der katholischen Frau und ihre Absicht oder ihr Vorhaben über die Erziehung der Kinder wohl berücksichtigen zu müssen geglaubt.

Das Volk hat einen Abscheu vor der sogenannten passiven Assistenz, weil sie sich von der Form der Ehe vor dem Magistrat kaum unterscheidet. Den mit Protestanten verheiratheten Frauen aber nach dem Kindbette deßhalb die Einsegnung zu verweigern, weil ihr Kind der katholischen Kirche nicht zur Taufe dargeboten sei, dürfte hart und dem Geist der Milde, welchen die apostolischen Briefe empfehlen, fremd erscheinen. Es liegt darin nämlich eine Art Censur, die, wenn sie eine gutgesinnte Frau trifft, auf eine schuldlose fallen und zu Streit und Klagen, gegen welche der h. Stuhl Hülfe bringen wollte, Veranlassung geben würde.

Was endlich von einer Fälschung der Instruction des Kardinals Albani in einigen Zeitblättern eingerückt war, ist durchaus unwahr und verdient gar keinen Glauben. Was mich betrifft, so kann ich, indem ich dies unterthänigst berichte, mir und meiner Heerde nur Glück wünschen, weil den väterlichen Ermahnungen, wovon die Instruction erfüllt ist, der gewünschte Erfolg nicht fehlen kann.

Deßhalb würde ich schon längst meine unterthänigste Danksagung, welche ich Papst Pius nicht aussprechen konnte, Ew. Heil. dargebracht haben, wenn ich es nicht gerathener gefunden hätte, den Zeitpunkt des vierjährigen Berichtes an den apostolischen Stuhl abzuwarten."

Friedrich Clemens,
Bischof von Paderborn.

Was dieses Schreiben betrifft, so ist es in einem anderen Wortlaut abgefaßt, wie dies auch nur der Wunsch Schmedding's sein konnte, leidet aber an denselben Schwächen, als das Münsterische. Es wird zugestanden, „daß die Bekanntmachung des Breves lange aufgeschoben sei wegen der harten Sprache gegen die gemischten Ehen. Die weltliche Regierung sei eingeschritten und dann sei das Breve veröffentlicht, als nämlich Bunsen es wünschte. Um in zweifelhaften Fällen gleichmäßig zu entscheiden, sei unter den Bischöfen etwas verabredet, — nämlich die Spiegel-Bunsensche Convention und die Instruction an die Generalvicariate nach Spiegel-Bunsen, aber nicht nach Albani und

im geraden Gegensatz gegen dieselbe. — Es mußte Schmedding erwünscht sein, daß wenigstens in Einem Schreiben die passive Assistenz berührt wurde, weil der König ganz dagegen war, sein Mißfallen an derselben ausgedrückt und das päpstliche Schreiben getadelt hatte. Dann aber wird es hart gerügt, daß Wöchnerinnen, welche protestantisch getraut seien und das Kind protestantisch hatten taufen lassen, die Einsegnung sollte verweigert werden. Eine merkwürdige Ansicht! Endlich wird erklärt, daß Alles, was von einer Fälschung der Instruction Albanis in den Zeitungen gestanden, nicht wahr sei. Das war kurz und bündig, aber nicht der Wahrheit gemäß gesprochen. Die Spiegel-Bunsensche Convention wurde verschwiegen, die Instruction Albanis, welche nach ausdrücklicher Vorschrift des Papstes von dem Breve nicht sollte getrennt werden, wurde auf Bunsens Befehl nicht veröffentlicht und statt dessen eine Instruction an die Generalvicariate ausgefertigt, welche im geraden Gegensatz stand gegen die Instruction von Albani.

Liest man dieses Schreiben, welches in der urkundlichen Darstellung Beilage XII abgedruckt ist, so traut man seinen eigenen Augen nicht. Es werden dem Papste ganz unverblümt Vorhaltungen gemacht über seine Sprache in dem Breve, über seine Auffassung der passiven Assistenz, über die Einsegnung völlig protestantischer Wöchnerinnen. Was aber das Schlimmste ist, — es fehlt die Ehrlichkeit in Bezug auf die Spiegel Bunsensche Convention und Alles, was damit zusammenhängt.

Schmedding konnte zufrieden sein; er reisete weiter nach Trier. Dort angelangt, fand er eine merkwürdige Situation.

Der kranke Bischof von Hommer hatte den 1. Oktober, den Sterbetag des früheren trierischen Bischofes Nicetus ausgewählt, um sich mit den h. Sterbesakramenten versehen zu lassen. Schmedding tritt in den Bischofshof, findet den kranken Bischof von seinem Domkapitel umgeben und kann nicht em-

pfangen werden. Er kehrt nach zwei Stunden zurück, überreicht dem Bischof ein Schreiben und bittet um die Unterschrift. Der Bischof weigert sich, bittend, man möge ihn doch die wenigen Tage, die er noch zu leben habe, in Ruhe lassen. Schmedding sagt, das Ganze sei nur eine Formalität, zeigt die Unterschriften der übrigen Bischöfe, und der Bischof unterschreibt folgendes Schreiben: (Vgl. Urkundliche Darstellung, Beilage XI.)

„Es könnte auffallend erscheinen, daß ich für die Hülfe, die den Bischöfen der Kölnischen Provinz durch das Schreiben des Papstes Pius VIII. vom 25. März 1830 in den gemischten Ehen auf so überaus angemessene Weise geleistet worden ist den schon so lange schuldigen Dank noch nicht abgestattet habe. — Ich könnte mich mit meinem vorgerückten Alter und meinem schwachen Körper entschuldigen, wenn nicht eine andere wichtige Ursache zum Grunde läge.

Sobald die politischen Hindernisse, welche die Bekanntmachung des apostolischen Breves verzögerten, gehoben waren, habe ich den Pfarrern dasselbe mitgetheilt und habe sie ernstlich ermahnt, daß sie dasselbe, sich haltend an der kirchlichen Disciplin, genau befolgen sollten, wie dieses das Rundschreiben ausweist, wovon ich ein Exemplar beilege.

In Bezug auf die Lösung der Zweifel der Pfarrer und in der Behandlung des ganzen Geschäftes bin ich also verfahren, daß ich, so viel es anging, der Instruction des Kardinals Albani, welche Pius VIII. dem apostolischen Breve beifügen ließ, eingedenk war. Wenn man wegen der Schwierigkeit der Zeiten von dem Inhalt desselben etwas abweichen mußte, so ist dies doch selten und ungern und nur dann geschehen, wenn die Nothwendigkeit es erheischte.

Die Sache ist nun so gestellt, daß zwar nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind, allein es ist dasjenige bewilligt, was unbeschadet der Disciplin der katholischen Kirche bewilligt werden konnte. Diese überaus große Wohlthat habe ich dem apostolischen Stuhle und Dir heil. Vater zu entgelten und sage dafür den demüthigsten Dank. So lange ich lebe, werde ich nicht aufhören, die kirchliche Disciplin in dieser Sache in Schutz zu nehmen

und die göttliche Hülfe anzuflehen, daß ich es auszuführen im Stande sei.

Da im Uebrigen der Ausgang dieser Angelegenheit hauptsächlich von den Umständen, besonders aber von der Sorgfalt und Fürsorge der geistlichen Hirten abhängt, so scheint es mir nicht zweckmäßig, daß darüber noch einmal verhandelt werde, indem dies nur neue Stürme anregen und noch härtere Uebel hervorrufen würde, als jene sind, die wir verhindern wollen. Allein, heiliger Vater, ich unterwerfe diese Sache ganz Deinem Urtheile.

Ich habe dies an dem Tage unterzeichnet, an welchem ich den allerheiligsten Leib des Herrn als Wegzehrung genommen habe, da ich den menschlichen Dingen, wenn es Gott gefällt, binnen Kurzem Lebewohl sagen werde. Meine Heerde Deiner Sorge und Bekümmerniß demüthig empfehlend, bitte ich um den apostolischen Segen."

Joseph, Bischof von Trier.

Das Schreiben des sterbenden Bischofes macht einen wohlthuenden Eindruck; es war wahrscheinlich unter Redaction Schmeddings zu Stande gekommen und insofern geschickt abgefaßt, da es den Bischof nicht zu sehr beunruhigte und in Berlin befriedigen konnte. Im Uebrigen litt auch dieses Schreiben an Schwächen. Das Breve war verkündigt, aber nicht die Instruction Albanis. Doch hatte man in Trier diese Instruction im Auge behalten und darnach verfahren, so weit möglich. Der Spiegel-Bunsenschen Convention und der Instruction, welche dieser Convention gemäß an die Generalvicariate ergangen war, geschieht keine Erwähnung. Wie in den Schreiben von Münster und Paderborn, wird auch hier gewünscht, daß man die Sache der gemischten Ehen ruhen lasse, wenngleich in allen drei Diöcesen eine klare, bestimmte, kirchliche Praxis nicht vorhanden war. Ruhe mit Zugrundlegung der Spiegel-Bunsenschen Convention, das war das Ziel der Staatsregierung.

Görres erwähnt diese drei bischöflichen Schreiben auch in

seinem „Athanasius". Der gewaltige, stürmende Mann, — wird er vielleicht erzürnt und sendet seine Blitze? Im Gegentheil, er ist milde und wehmüthig gestimmt und sagt: „Nach dem Urtheil über die Handlung möchte ein Urtheil über die Personen gesucht und gefordert werden, welche unglücklicherweise in die Sache verwickelt waren. Aber jedes Urtheil, welches anders, als in christlicher Milde sich ausspricht, würde nicht nur unziemlich, sondern völlig verwerflich sein. Wer sich rein weiß, der hebe den ersten Stein. Wer hat das Recht, in solchen wundersamen Verwicklungen menschlicher Angelegenheiten ein entschieden verwerfendes Urtheil auszusprechen, wenn nicht schon jede andere Rücksicht es verböte? Muß er nicht bedenken, daß, während er also zu Gericht geht, eine Stimme aus der Mitte dieses Wirbels ihm zurufe: Wer bist denn du, der du über Andere mit Verwegenheit zu urtheilen dich unterfängst? Gehörst nicht auch du dem Geschlechte an, daß, wenn es sich am meisten kräftig und entschieden weiß, dem Fall am nächsten steht? Und welche Gewähr hast du oder übst du, daß, wenn die Versuchung dir nahe getreten, du sie besser bestanden hättest? Ist in allem diesen eine besondere Verruchtheit gewesen, die auf's Verderben ausgezogen und das Böse um des Bösen willen geübt? Wir kennen sie ja Alle, die mitgewirkt. Was hat den ganzen Scandal herbeigeführt? Es ist die entsetzliche Verwirrung der Ideen, der Rechtsbegriffe und des ganzen Lebens in dieser Zeit, die den Geistern alle Begrenzung, Form und Gestaltung, dem Charakter Haltung und Physiognomie genommen. Die Gedankenwelt ist in's Maßlose zerfahren, die Veste des Willens hat die Spannung verloren und bewirkt, wie in einer weichen Gallerte, nur krampfhafte Bindungen und schnelle Nachlassungen. Jeder, der gebieten kann, muthet dem Andern das Unförmlichste, Verkehrteste zu und der Andere, weich und nachgiebig, läßt es sich

gefallen. Jene Verstandes-Tyrannei, welche alles höhere im Menschen mit Formeln und Ziffern und Buchstaben glaubt binden und fesseln zu können, die materialistische Weltanschauung, diese Genien des Jahrhunderts haben beim Hexenkessel sich zusammengefunden und erklären die Kirche Gottes für eine Fiction; Doctoren aller vier Facultäten sind ihre Herolde."

Wir schließen uns den Worten des großen Mannes von Herzen an. Ein Macbeth'scher Hexenkessel broddelte in unheimlicher Weise. Das alte Fürstbisthum konnte erst allmählich überwunden, der volle Anschluß an Rom nur stufenweise vollzogen, die arm und nackt gewordene Kirche nach und nach stark werden einer bureaukratischen Gewalt gegenüber, welche ohne höhere Ideen scharf mit Ziffern und Buchstaben rechnete. Wer die damalige Zeit mitdurchlebt und sich auf die Vergangenheit besinnt, wird sagen: Wer damals über dem Ganzen stehend den Auftrag des Herrn vollzog „Neminem in via saluveritis", und fest sagte: „Non possumus", der war ein ganzer, ein großer Mann. „Gott hatte ihn bereits gewählt und gesetzt, daß er gehe und Frucht bringe."

Ministerialrath Schmedding fand in Köln keine Schwierigkeiten. Clemens August schrieb kurz: (S. Urkundliche Darstellung, Beilage IX.)

„Ich hoffe, Ew. Heil. werden eine kurze Uebersicht des Zustandes meines Erzbisthumes gnädig aufnehmen. Ich glaube, noch warten zu müssen, bis ich umständlicher berichten kann. Einer Angelegenheit aber meine ich, schon jetzt Erwähnung thun zu müssen, welche an sich von der höchsten Wichtigkeit und durch die Tagesblätter allgemein bekannt ist, — die der gemischten Ehen. Ich glaube daher, meinen Dank für das Breve Pius VIII. und der damit verbundenen Instruction an die Bischöfe zu den Füßen Ew. Heil. niederlegen zu müssen. Auch glaube ich, versichern zu müssen, daß ich mit Gottes Hülfe bemüht sein werde,

daß den Vorschriften jener Erlasse vollkommen Genüge geleistet und die mir anvertraute Heerde auf den Weg des wahren Heiles geleitet werde."

Clemens August, Erzbischof von Köln.

Die Regierung hatte einstweilen ihr Ziel erreicht; in Berlin war man mit den Erklärungen der Bischöfe zufrieden. Bunsen triumphirte; doch bald fiel ein kalter Wasserstrahl in die helle Freude.

XV.

Eine unerwartete Wendung. Bischof v. Hommer. Die Enthüllung.

Minister Altenstein war mit den vorhin mitgetheilten Erklärungen der Bischöfe zufrieden und Bunsen war bestimmt, dieselbe dem Papst zu übermitteln. Rom konnte allerdings directe Berichte von den Bischöfen nicht erlangen, weil dieselben über Berlin gingen und dort erst die Censur passiren mußten; aber es fehlte nicht an Privatnachrichten, welche Rom über die schwebenden Angelegenheiten in Kenntniß erhielten. Ein ganz unerwartet eintretendes Ereigniß lichtete vollends den Schleier.

Der Zustand des Bischofes von Trier hatte sich verschlimmert. Schon Schmedding hatte ihn im letzten Stadium der Krankheit gefunden; er stand am Rande des Grabes, da entschloß er sich zu folgendem Schreiben:

Heiligster Vater!

„Auf Veranlassung unseres Königes baten die drei Bischöfe von Münster, Paderborn und Trier mit ihrem Metropoliten, dem Erzbischof von Köln, Deinen Vorgänger Leo XII., daß er im Punkte der gemischten Ehen einen gelinderen und deutlicheren Ausspruch thun möge. Papst Leo XII. wurde durch den Tod verhindert, Antwort zu geben. Dagegen ertheilte Pius VIII. durch ein Breve vom 25. März 1830 eine Entscheidung; aber dies Breve wurde deßhalb nicht publicirt, weil der König sah, daß seinen Wünschen nicht genügt sei. Nach Verlauf von drei Jahren berief endlich der König seinen Ministerresidenten von

Rom und zugleich den Erzbischof von Köln, damit die Sache nach seinem Wohlgefallen abgemacht werde. Jene drei, der König selbst, der Erzbischof Spiegel und der Ministerresident Bunsen schlossen die Sache, ohne daß andere Minister oder Bischöfe zu Rathe gezogen wurden, so ab, daß dem apostolischen Breve eine gelindere Auslegung, als recht war, gegeben wurde. Nachdem die Convention geschlossen war, schickte der König den Erzbischof Spiegel mit dessen Secretär Dr. München ab, damit sie die übrigen Bischöfe von Münster, Paderborn und mich disponiren sollten, jener Convention beizutreten. Ich meinerseits wurde damals durch das Streben nach Frieden durch die Vorstellung, daß dadurch größere Uebel von der Kirche abgewandt würden und durch die Beispiele der Bischöfe von Münster und Paderborn bewogen, der Uebereinkunft durch meine Unterschrift beizustimmen und nach dem Vorbild jener Bischöfe meinem Vicariat die beiliegende Instruction zu übergeben, damit dieselbe als Norm bei Entscheidungen in Sachen der gemischten Ehe dienen solle.

Jetzt aber, da ich von einer sehr schmerzvollen Krankheit ergriffen an der Gränze meines Lebens stehe und durch die göttliche Gnade erleuchtet eingesehen habe, daß aus jenen Schritten für die katholische Kirche die schwersten Uebel entstehen werden und daß durch dieselben die canonischen Gesetze und Principien der katholischen Kirche verletzt sind, — widerrufe deßhalb reumüthig, freiwillig und aus eigenem Antrieb Alles, was ich in dieser hochwichtigen Sache irrthümlich gethan habe, und bitte Dich, heiligster Vater, demüthigst, daß Du nach meinem Hinscheiden für meine Heerde sorgen und eine Antwort mir ertheilen wollest. Schließlich küsse ich demüthig Deiner Heil. Füße und bitte um den apostolischen Segen."

Joseph, Bischof von Trier.

„So zeugt ein Mann," sagt Görres, „den man gekannt haben muß, um das ganze Gewicht seines Zeugnisses zu fühlen. Unter Verhältnissen in der ersten Zeit seines Lebens aufgewachsen, die verschieden waren von jenen, in welche er später eingreifen sollte, hatte er freilich jene Stählung nicht gewonnen, welche die gegenwärtigen Zeitläufe erforderten. Er

konnte schwach sein, durch Vorspiegelungen eines falschen Friedens sich gewinnen, durch Drohungen sich einschüchtern lassen. Aber redlich, aufrichtig, ehrlich, fromm, wie er war, konnte er sein Gewissen wohl eine Zeitlang beschwichtigen, doch auf die Länge nicht stillen, noch betrüben. Wir wissen von Augenzeugen, daß seine Gewissensunruhe schon vom Beginn seines Beitrittes zu der Convention begonnen und nicht abgelassen, bis er durch jenes feierliche Bekenntniß der schweren Bürde sich erledigt hatte. Der Einwurf, den man gemacht, alles dieses seien Aengste und Unruhen eines dem Tode nahen Mannes gewesen, das Schreiben sei von ihm blos unterschrieben, nicht selbst geschrieben, ist ganz und gar nicht statthaft. Der Brief ist wenigstens zur Hälfte von ihm selbst geschrieben, die Maßregeln, die er getroffen, um nach seinem Tode den Brief als authentisch beweisen zu können, zeigen, daß er mit vollem Bewußtsein gehandelt. Der Inhalt und die klare, ruhige Fassung zeigen, daß nicht verwirrende Angst ihm denselben abgedrungen, sondern jenes klare Hellsehen über Gegenstände des Gewissens, das in der Nähe des Todes einzutreten pflegt, ihm denselben eingegeben."

Dem Briefe hatte der Bischof die Spiegel-Bunsen'sche Convention und die Instruction, welche an die Generalvicariate erlassen war, beigelegt. Rom hatte authentische Aktenstücke in Händen, Bunsen war entlarvt, das Lügengewebe zerrissen. Lambruschini ersuchte Bunsen, diese Actenstücke dem Könige vorzulegen.

Die Sache der gemischten Ehen entwickelte sich in Köln sehr rasch. Gott hatte bisher Clemens August wunderbar bewahrt. Er stand vollständig außerhalb der Unterhandlungen und Händel. Seit er das Generalvicariat in Münster niedergelegt, war er Einsiedler. Grundsätzlich kümmerte er sich nicht um die Regierung der Diöcese und sprach ein für allemal mit seinem Bruder nicht über Geschäftssachen. Er gehörte nicht zu den thörichten Leuten, die überall mitregieren wollen, wie so

Manche a. D. an dieser Krankheit leiden. Es ist daher keine Spur vorhanden, daß etwa sein Bruder Caspar Max ihn um Rath gefragt oder Clemens August ihm Rath ertheilt hätte. Wir hören nicht, daß Caspar Max mit ihm über Convention oder Instruction gesprochen. Clemens August kannte weder Convention noch Instruction, auch stand er als Einsiedler nicht in Beziehung zu den übrigen Bischöfen, nicht in Correspondenz über geistliche Angelegenheiten. Gott hatte ihn wunderbar lauter und rein erhalten, sagt Görres; er war nicht bemengt mit dem ganzen unreinen Handel, und kam, möchte man sagen, als unbefangenes Kind in die Kölner Diöcese. Als Generalvicar in Münster hatte er bei gemischten Ehen katholische Trauung gefordert und katholische Kindererziehung, und dieses war auch von den Pfarrern durchgeführt.

Urplötzlich wurde er mit der Spiegel=Bunsen'schen Convention und Instruction bekannt, sein Geheimsecretär Michelis fand sie in den Acten und überreichte sie dem Erzbischof. Clemens August las und sagte ruhig: „Ich habe geglaubt, meine Diöcese in Frieden regieren zu können, — ich sehe, daß ich zum Kampf bestimmt bin." Er erkannte sofort, daß die Instruction über das Breve und die Instruction Albani's weit hinausgehe, ja die letztere illusorisch mache. Er entschloß sich daher, sich nach dem Breve zu richten und nach der Instruction nur insoweit, als sie mit dem Breve übereinstimmte. Auf diese Weise erfüllte er seine Pflicht als katholischer Bischof und zugleich das Versprechen, welches er der Staatsregierung gegenüber vor seiner Wahl zum Erzbischof gegeben hatte. Auch bildete sich auf solche Weise eine feste Praxis unter den Pfarrern. Um aber sein Verfahren fest und klar durchzuführen, ging er weiter. Er befand sich erst kurze Zeit in Köln; was er aber von dem Generalvicar Hüsgen zu halten habe, war ihm bald klar gewor=

den. Kurz entschlossen entzog er dem Generalvicar Hüsgen die Jurisdiction in Sachen der gemischten Ehen und befahl, daß sämmtliche Eingaben über gemischte Ehen an ihn persönlich befördert würden. Man kann sich vorstellen, welche Aufregung diese Verordnung im Domcapitel hervorrief und wie namentlich dies die Hermesianer benutzten, um ihrer Abneigung gegen den Erzbischof Luft zu machen. Aber auch das gesellschaftliche Leben wurde betroffen. Das genaue Verfahren nach dem Breve, die Forderung der Caution und des Versprechens, sich nur katholisch trauen zu lassen und sämmtliche etwa aus der Ehe hervorgehenden Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes katholisch zu erziehen, hatte zur Folge, daß überall, wo diese Caution nicht vorhanden und das Versprechen nicht gegeben wurde, die katholische Trauung mußte verweigert werden. Das gab Veranlassung zu Klagen bei den weltlichen Behörden, zu großem Mißmuth gegen die bischöfliche Behörde; die protestantischen Prediger schürten das Feuer. Alle früheren Bestimmungen der Staatsregierung, zuerst, sämmtliche Kinder sollten der Religion des Vaters folgen, dann wieder, die Knaben sollten dem Vater, die Mädchen der Mutter folgen, und endlich der Artikel in der Convention, „von der Forderung des Versprechens der katholischen Kindererziehung solle Abstand genommen werden", waren bei dem Verfahren nach dem Breve außer Cours gesetzt. Wer die Zeit nicht mitdurchlebt hat, kann sich nicht vorstellen, welche Spannung damals herrschte über den Ausgang der Dinge in Köln. Auch von dem Brief des Bischofes Hommer war etwas in's Publikum gedrungen. In Münster selbst war man über die Behandlung der gemischten Ehen klar und verfuhr nach der Erklärung von Clemens August, die er als vier und dreißigjähriger Generalvicar gegeben hatte, daß er für die Trauung gemischter Ehen katholische Trauung und das Versprechen katholi=

scher Kindererziehung fordere. Daß diese Bestimmung in der Diöcese vielleicht mehr oder minder lax ausgeführt wurde, ist möglich. Eine Einschärfung der Instruction von Albani erfolgte nach dem Kölner Ereigniß und zwar, wenn ich nicht irre, unter Einwirkung von Paulus Melchers, dem späteren Erzbischof von Köln, welcher nach Münster berufen ward und dann sofort als gewiegter Jurist seinem bereits im Alter vorgerückten Oheim, dem Generalvicar Melchers, energisch zur Seite stand.

Die Staatsbehörden sahen sich allmählich genöthigt, in der Kölner Angelegenheit einzuschreiten. Der Oberpräsident v. Bodelschwingh erinnerte wiederholt den Erzbischof an seine Pflicht, nach der Instruction zu verfahren. Minister v. Altenstein ermahnte im Allgemeinen zum Frieden. Clemens August erwiderte, er würde in seinem Verfahren über das Breve nicht hinausgehen. Der Minister antwortete, er hoffe, daß der Erzbischof sich eines Besseren besinnen und großen Nachtheilen vorbeugen werde, welche durch sein Verfahren für die katholische Kirche entstehen würden. Clemens August antwortete nicht. Jetzt wurde der Regierungspräsident Graf v. Stolberg-Wernigerode beauftragt, mit dem Erzbischof zu unterhandeln. Auch Bunsen wurde zugezogen. Als endlich Clemens August nach allem Hin- und Herreden erklärte, daß er bei seinem Verfahren beharren müsse, wurde ihm in der zartesten Weise angedeutet, daß in diesem Falle Se. Maj. zum Mindesten erwarten müsse, er werde sich entschließen, sein Amt niederzulegen. Dem Erzbischof war somit die Wahl gestellt, ob er seinen Pflichten als katholischer Bischof getreu bleiben oder Maßregeln seitens der Staatsregierung sich aussetzen wollte. Die Wahl konnte bei dem Character eines Clemens August nicht zweifelhaft sein.

Die Regierung war offenbar in Verlegenheit; sie scheute, den letzten Schritt zu thun. Die Anwendung von Gewalt konnte

unangenehme, aber auch schlimme Folgen haben. Nochmals versuchte v. Altenstein, den Erzbischof zur freiwilligen Niederlegung seines Amtes zu bewegen, und zwar durch ein Schreiben, welches von Bunsen entworfen wurde, und dem Erzbischof erklärte, daß, falls er nicht sein bisheriges Verfahren einstelle und das unzweideutige Versprechen gebe, bei gemischten Ehen die Praxis fortbestehen zu lassen, wie er sie bei Antritt seines Amtes vorgefunden, Se. Maj. beschlossen habe, jene Maßregeln eintreten zu lassen, wodurch seine amtliche Wirksamkeit aufgehalten werde. Der Minister forderte Beantwortung dieses Schreibens in Frist von einigen Tagen. Der Erzbischof wiederholte seine frühere öfter gegebene Erklärung, versicherte, „daß derselben nicht Gewissenszweifel, sondern feste Ueberzeugung zu Grunde liege, daß aber seine Verpflichtung gegen die Erzdiöcese und gegen die ganze Kirche ihm verbiete, seine Amtsverrichtungen einzustellen sowie sein Amt niederzulegen“. Der Würfel war gefallen, der Rubikon überschritten. Unter dem 14. November 1837 fand unter dem Vorsitz des Königs ein Ministerrath statt, in welchem die gewaltsame Abführung des Erzbischofes beschlossen wurde. Bunsen nahm an dieser Berathung Theil; er erklärte, daß von weiteren Verhandlungen mit Rom nichts zu erwarten sei und nur ein entschiedenes Vorgehen die Curie nachgiebiger machen würde. Bunsen's Ansicht gewann die Oberhand. Der König gab nur sehr ungern seine Zustimmung zu diesem äußersten Schritt, fügte sich aber endlich dem Beschluß des Ministerrathes. Bunsen war als Gesandter in Rom unhaltbar geworden. Die Regierung hatte geglaubt, in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher dem Protestantismus in Rom zum Siege verhelfen sollte. Später wurde er von Friedrich Wilhelm IV. verwerthet, als in Berlin die evangelische Allianz zur Vereinigung aller Protestanten der Welt sollte gegründet werden. Die Allianz fiel in's Wasser. Bunsen war für sein ganzes Leben ein Todfeind des

Katholicismus; aber alle seine Pläne sind gescheitert; der böse Rath, den er gab, gegen den Erzbischof Gewalt anzuwenden, war der unglücklichste, den er je gegeben hat.

Clemens August sah, was erfolgen würde, und traf mit völliger Ruhe seine Vorkehrungen. Am 4. November versammelte er das Domcapitel, übergab ihm das Schreiben Altenstein's und seine Antwort. Beide Schriftstücke sollten im Archiv aufbewahrt werden. Die Herren Domcapitulare waren stumm und dankten schließlich kühl für das Vertrauen, das er ihnen geschenkt. Dann empfing er den Pfarrclerus von Köln und die Zöglinge des Seminars und machte ihnen Mittheilungen über die neuesten Vorgänge. An die Dechanten ergingen besondere Schreiben, ebenso an einzelne hervorragende Geistliche. Den Bischöfen von Münster, Paderborn und Trier wurde die Correspondenz des Erzbischofes mit dem Minister v. Altenstein in Abschrift zugesandt.

So stand der alte Krieger, im Panzer der Gerechtigkeit, mit blankem Schild, den kein Anhauch von Unwahrheit getrübt hatte. Clemens August hatte gesiegt. Wodurch? Durch seinen festen Anschluß an Rom. Anschluß an Rom war der Leitstern seines Lebens. Wer sich an den Felsen schließt, nimmt Antheil an seiner Festigkeit. Ohne Rom war der Erzbischof ein schwankendes Rohr, vom Winde hin und her bewegt. — Von Seite Roms waren in der That die Unterhandlungen meisterhaft geführt. Man muß die Noten Lambruschinis ruhig im Zusammenhang lesen. Vergebens sucht man nach einem Wort, das zu viel, einem Ausdruck, der nicht treffend, einer Wendung, die übereilt gewesen. Es kostete Mühe, einem so unwahren Manne gegenüber, wie Bunsen, die Ruhe zu bewahren. Aber nirgend ein Uebereilen, ein Brausen, ein Aufwallen. Idem vultus eademque semper frons. Wodurch aber siegt Rom in

den tausendfachen Kämpfen? Lassen wir Lacordaire antworten: Durch Weisheit und Geduld. „Ich werde euch geben Mund und Weisheit, der alle eure Gegner nicht widerstehen können.“ „Die Geduld ist euch nöthig. In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen.“ Die Geduld ist der Besitz der Seele; der Geduldige ist Herr seiner Seele, er kann sie in Frieden leiten, wie er will. Er kennt keine Leidenschaft; — die Leidenschaft entzündet, verbrennt die Seele.

XVI.

Gefangennahme des Erzbischofes. Große Bewegung. Das Kölner Domcapitel.

Die Dinge nahmen einen sehr raschen Verlauf. Am 14. November ward im Minsterrath die Gefangennahme des Erzbischofes beschlossen; schon am 20. wurde sie ausgeführt. Das Kölner Ereigniß glich einem einactigen Schauspiel. Die Handlung spielt in Köln. Einige kurze Scenen. Clemens August erläßt Verordnungen. Darauf Berathung. Verhandlung mit der weltlichen Behörde. Hohe Persönlichkeiten erscheinen. Die Gefangennahme wird beschlossen. Militär, Oberpräsident, Gendarmerie-Oberst am Gereonsplatz. Pferdegetrappel hinter den Coulissen. Im Hintergrund taucht Minden auf. Der Erzbischof erscheint; der Regierungspräsident führt ihn in sein Festungsquartier. Ein Ungewitter steigt auf, es donnert und knallt. Der Vorhang fällt.

Um die Gefangennehmung des Erzbischofs hatte sich schnell ein Sagenkreis gebildet, welcher den wahren Thatbestand verdunkelte. Clemens August, der seine Wahrheitsliebe nie und nirgends verläugnet hat, hielt es daher für seine Pflicht, in seiner Schrift „Ueber den Frieden zwischen Kirche und Staat" einfach und der Wahrheit gemäß den Hergang dieser Begebenheit mitzutheilen. Folgende Einzelheiten beruhen daher auf den Worten des Erzbischofes.

Am 20. November 1837 kam der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr v. Bodelschwingh, unangemeldet etwa gegen 6 Uhr Abends mit dem Regierungspräsidenten Herrn v. Ruppen-

thal, dem Justitiar der Regierung, und dem Herrn Oberbürgermeister in die Schreibstube des Erzbischofes; später kam noch der Oberst der Gendarmerie in Coblenz, welcher ihn nach Minden transportiren sollte, hinzu. Der Caplan Michelis war zugegen, wurde aber gebeten, sich zu entfernen. Clemens August sah ihn fortan nicht wieder, weder in Köln noch auf der Reise nach Minden, noch in Minden selbst. Im Hause hielten Gendarmen und die Polizei Wache. Der Gereonsplatz, wo die erzbischöfliche Wohnung sich befindet, war völlig von Menschen entleert und von Militär umstellt. Der Oberpräsident las die Cabinetsordre des Königs vor, welcher gemäß der Erzbischof entweder freiwillig sich nach Münster zurückziehen oder nach Minden transportirt werden sollte. Clemens August hatte schon vorher eine bestimmte Erklärung an das Ministerium eingesandt; der Oberpräsident legte diese vor und fragte den Erzbischof, ob er bei dieser Erklärung verharre, worauf er bejahend antwortete. Dann fragte er den Erzbischof, ob er freiwillig sich nach Münster zurückziehen wolle. Clemens August erwiderte: „Der Hirt verläßt nicht freiwillig seine Heerde.“ Der Oberpräsident: Dann muß ich Sie nach Münster transportiren lassen. Clemens August: Das muß ich mir gefallen lassen. Der Oberpräsident: Wollen Sie der Gewalt weichen? Clemens August: Ich weiche der Gewalt. Der Oberpräsident: Wollen Sie Jemand mitnehmen? Clemens August: Natürlich, meinen Caplan Michelis, der bereits früher gebeten hatte, die Gefangenschaft mit seinem Bischof zu theilen. Der Oberpräsident erklärte zuletzt, der Erzbischof könne nach Rom schreiben auf dem gewöhnlichen oder außergewöhnlichen Wege. Der angespannte Wagen stand vor der Hausthür. Beim Abschied sagte der Erzbischof: „Ich weiche keine Handbreit von dem ab, was ich erklärt habe.“ Dem Oberpräsidenten sagte er beim Einsteigen: Alle Haare unseres Hauptes sind gezählt, worauf dieser erwiderte: „Das

gilt für uns alle.“ Nach der Abführung wurden einige Schränke erbrochen und einige Papiere mitgenommen. Auf die Frage des Erzbischofs an den begleitenden Obersten, ob er in Minden festgesetzt würde, antwortete derselbe, er könne sich in Minden ein Quartier miethen. Der Regierungspräsident besorgte dies Geschäft. Am Abend wurde der Erzbischof im Wagen zu Kaufmann Vögeler gefahren; die Hausleute waren sehr gebildete, freundliche Leute. In dem Hause war Tag und Nacht zur Bewachung abwechselnd ein Gendarm oder ein Unterofficier einquartiert, welche auch bei jedem Ausgang zur Kirche oder zum Spaziergang den Erzbischof begleiteten. Clemens August bemerkt, er habe keinen einzigen Besuch gemacht. Niemand durfte ihn besuchen ohne Erlaubnißschein des Regierungspräsidenten, in welchem die Zahl der Tage, bisweilen auch der Stunden, bestimmt war. Ausgenommen von dieser Bestimmung waren der langjährige Freund des Erzbischofs, Domherr v. Korff, der Oberpfarrer Consistorialrath v. Zieren und der Arzt. Kein Brief konnte durch die Post abgeschickt werden, ohne daß der Regierungspräsident ihn zuvor gelesen; „deshalb“, sagte der Erzbischof, „schrieb ich gar keinen Brief. Auch sollte ich keinen Brief öffnen und lesen ohne den Regierungspräsidenten; deshalb öffnete ich die Briefe nicht und schrieb darauf „unbestellbar“. Das mißfiel und wurde der Post das Annehmen solcher Briefe verboten. Ich habe mich aber darum nicht gekümmert. In Abwesenheit des Regierungspräsidenten brachte mir sein Stellvertreter einen geöffneten Brief, welcher nach der Aufschrift vom Cardinal-Staatssecretär Lambruschini war; da er aber geöffnet war, gab ich ihn ungelesen zurück.“

Von Minden aus schrieb Clemens August einen Brief an den König, worin er das Verfahren gegen ihn und die nächsten schädlichen Wirkungen darstellte und bat, der König möge unter hohem Beistand erwägen, ob es vor Gott recht sei und zum

Guten führen könne, wenn er ferner gehindert würde, nach Köln zurückzukehren und die von Gott, gleich der ehelichen Verbindung, geknüpfte Verbindung zwischen Hirt und Heerde, Vater und Kindern ferner gehemmt würde. Der König antwortete nicht, sondern in Form eines Protokolles der Minister Altenstein, worin hervorgehoben wurde, „daß der Erzbischof keinen Grund habe, sich darüber zu beschweren, daß keine Untersuchung stattgefunden, da er ja voraus gewußt, was er zu erwarten habe“. Es wurde in dem Protokoll sehr übel genommen, daß er an den König geschrieben. Clemens August antwortete nicht auf das Protokoll, welches ihm übrigens nicht eingehändigt, sondern nur vorgelesen wurde. — Der Caplan Michelis wurde mit Gendarmen nach Minden gebracht und dort strenge bewacht, wurde dann von Minden nach Magdeburg abgeführt und dort in schwerer Haft gehalten; dann freigelassen mit der Bestimmung seines Wohnsitzes in Erfurt. Da er aber forderte, gehen und stehen zu können, wo er wolle, wurde er mit Gendarmen nach Erfurt gebracht. Gegen Ende März 1841 wurde er freigelassen und nahm seinen Wohnsitz zu Münster auf St. Mauritz. Die Gefangenschaft und mehr noch die geistigen Aufregungen seit dem Jahre 1836 hatten seine an sich zarte Gesundheit gebrochen und es zeigten sich schon damals Symptome, welche das Schlimmste befürchten ließen. Michelis wurde ein Mittelpunkt der regsten, kirchlichen Thätigkeit. In Verbindung mit einigen Gesinnungsgenossen rief er das „Münstersche Sonntagsblatt“ ins Leben, stiftete das Waisenhaus zu St. Mauritz und die Genossenschaft von der göttlichen Vorsehung, welche jetzt noch in unseren Kleinkinderschulen thätig ist, war nach allen Richtungen thätig in der Presse, begeistert für die auswärtigen Missionen, schrieb im Jahre 1847 ein größeres Werk über die „Missionen der Südsee“ und wurde endlich als Professor der Dogmatik an das deutsche Priesterseminar in Luxemburg beru=

sen. Er beschränkte sich jedoch dort nicht auf sein Fachstudium, sondern gründete eine Zeitung „Das Luxemburger Wort" und trat kühn in den Kampf gegen die Freimaurerei. Er starb offenbar in Folge übermäßiger Anstrengung schon am 8. Juni 1855 im Alter von 42 Jahren.

Das „Kölner Ereigniß", wie man es damals gewöhnlich nannte, hatte eine großartige Bewegung des katholischen Volkes in Deutschland und über die Grenzen zur Folge. Im Laufe der Kirchengeschichte sind oft Bischöfe gefangen genommen; daß aber jemals ein solcher Vorfall eine so „blitzähnliche" Aufregung, wie Görres in seinem Athanasius sie nennt, hervorgerufen, ist mir nicht bekannt. In Münster entstand eine großartige Volksbewegung, wie diejenigen, welche sie nicht miterlebt, kaum sich vorstellen können, und diese artete an einem Abende kurz nach Gefangennehmung des Erzbischofes aus in einen Auflauf. Der Markt wimmelte von Menschen, die zum Theil bewaffnet waren und auch das Straßenpflaster aufgerissen hatten; es herrschte eine furchtbare Erbitterung. Es blieb nichts übrig, als das Militär aufzubieten, welches den Markt räumte und nach allen Seiten den Markt und auch das Regierungsgebäude abschloß. Als jedoch der Unfug nicht aufhörte, gegen das Militär mit Steinen geworfen wurde, ließ Wrangel die grünen Husaren Nr. 11 satteln. Wrangel war derselbe, welcher später unter dem Namen Papa Wrangel bekannt worden ist. Die Husaren sprengten durch die Straßen, hieben hier und dort mit flacher Klinge, wozu sie ohne Zweifel die Anweisung erhalten hatten. Erhebliche Verwundungen und Unfälle sind nicht vorgekommen. Gegen 11 Uhr war Alles ruhig.

Größer jedoch war die geistige Bewegung. Die Presse bemächtigte sich der Sache; ja, man kann sagen, daß die Hebung der katholischen Presse, welche sehr darniederlag und von protestantischer Seite thatsächlich überflügelt war, vom Kölner

Ereigniß ihren Ausgang nahm. In München hatte um den alten Görres ein Kreis hochgebildeter, edler, gründlich katholischer Männer sich gebildet, zu welchem z. B. Jarke, Philipps, Haneberg, Ringseis &c. gehörten. Die historisch-politischen Blätter entstanden, welche lange einen maßgebenden Einfluß auf Deuschland geübt. Der alte Artillerie-Director Görres, wie scherzhaft Clemens Brentano in einem seiner Briefe ihn nennt, stand damals noch zehn Jahre vor seinem Ende und in der Blüthe geistiger Frische. Er erschien mit der ganzen Artillerie seines wunderbar begabten Geistes auf dem Plan. Es blitzte, krachte, donnerte an allen Ecken und Enden. Schnell erschien sein „Athanasius" und erlebte in ganz kurzer Zeit drei Auflagen. Der „praktische Jurist" legte mit bewundernswerther Ruhe und Klarheit den Verlauf des Kölner Ereignisses dar und wies das Recht des Erzbischofes nach. Eine Deputation des Adels begab sich nach Berlin, um eine regelrechte gerichtliche Untersuchung über die Anschuldigungen, welche gegen den Erzbischof erhoben waren, zu beantragen, wurde aber abgewiesen.

Nur ein Mißton fiel in diese Begeisterung für Wahrheit und Recht. Das Kölner Domcapitel mit München an der Spitze nahm eine äußerst traurige Stellung ein. Am 20. November 1837 war Clemens August gefangen nach Minden abgeführt; am 22. November richtete das Domcapitel ein Schreiben an Gregor XVI. und trat darin als Kläger gegen seinen Erzbischof auf. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Heiligster Vater!

„Wir werfen uns demüthigst zu den Füßen Ew. Heil., um „die schwierige Lage trauernd auseinanderzusetzen, in welcher sich jetzt die kölnische Erzdiöcese befindet, und auch im tiefsten Gehorsam, wie es sich geziemt, die apostolischen Rathschläge und Aufträge zu erbitten. Es ist nämlich vorgestern, am 20. November, unser hochwürdigster Erzbischof Clemens August, Freiherr von Droste Vischering, auf Befehl Sr. Königl. Maj. plötzlich aus der

Erzdiöcese in seine vaterländische Provinz abgeführt, und ist es ihm verboten worden, sich künftig mit der Administration der Erzdiöcese oder mit irgend einem geistlichen Geschäft in derselben zu befassen.

Gestern hat der Oberpräsident der Rheinprovinz, welcher zu Koblenz seinen Amtssitz hat, Freiherr v. Bodelschwingh, auf besonderen Königlichen Befehl und in der Versammlung des Capitels den Verlauf der Sache vorgetragen und uns den Brief Sr. Exc. des Ministers v. Altenstein über diese Angelegenheit vorgelesen und übergeben. Dieser Brief setzt kurz und bestimmt auseinander, worin unser hochw. Erzbischof seit Uebernahme seines Amtes gegen die vaterländischen Gesetze und die Staatsinstitute gefehlt, welche Gefahr er der öffentlichen Ruhe bereitet, wie endlich der König zu seinem größten Schmerze sich in der Nothwendigkeit befunden habe, seine ihm von Gott anvertraute königliche Gewalt wenigstens insoweit zu gebrauchen, daß dem Uebel begegnet und der Erzbischof gehindert werde, sein Amt zum Nachtheil des Staates zu verwalten. Nach dieser Auseinandersetzung wurde uns bedeutet, Se. Maj. erwarten, daß wir in Gemäßheit unserer Kenntniß der Sache und unserer rechtlichen, treuen Gesinnung ohne Verzug das verordnen und vollziehen würden, was im Fall einer sedes impedita zur Erledigung der laufenden kirchlichen Geschäfte und zur Wiederherstellung einer kanonisch geordneten Administration der Erzdiöcese passend und rechtmäßig vorzunehmen ist, und daß wir von dieser ganzen Angelegenheit den apostolischen Stuhl unterrichten und seiner Weisheit überlassen würden, was weiter in Gemäßheit der kirchlichen Gesetze anzuordnen sei.

Was unser hochw. Erzbischof gegen die vaterländischen Gesetze begangen und aus welchen Ursachen er die königliche Gnade verloren hat, dies zu untersuchen und zu beurtheilen, ist nicht unsere Sache. Jedoch können wir uns nicht verhehlen, daß wir sein Betragen nicht in allen Dingen haben billigen können. Nur Wenigen stand der Zutritt zu ihm offen; er schien sehr vielen und zwar in hohem Grade gelehrten und erfahrenen Männern zu mißtrauen und ihren Rath zu verachten, während er selbst schon wegen seines vorgerückten Alters der Administration einer so großen, ihm weniger bekannten Diöcese kaum gewachsen war.

Mehrere, und besonders jüngere Priester, behandelte er sehr unfreundlich und keineswegs kanonisch, und belästigte sie mit der Unterschrift von Thesen, welche nicht alle mit den von der Kirche definirten Lehren übereinstimmen. Manches, was früher von seinem Vorgänger frommen Gedächtnisses zum Nutzen und zur Ehre der katholischen Kirche völlig rechtmäßig und mühsam gestiftet war, suchte er zu stören, so daß die Art und Weise seiner Verwaltung nicht den Eifer zu erbauen, sondern gewissermaßen den Anschein der Zerstörung verrieth. Dies Alles haben wir nicht ohne bittern Schmerz bemerkt und würden es auch klagend an den apostolischen Stuhl berichtet haben, wenn uns nicht das Ansehen des Erzbischofes, unsere Ehrfurcht vor ihm und die Hoffnung, er würde durch Erfahrung belehrt besseren Rathschlägen folgen, zurückgehalten hätte.

In dieser Lage der Dinge und da der erzbischöfliche Stuhl gleichsam vacant ist, haben wir gestern die Administration der Erzdiöcese nach kanonischer Vorschrift übernommen und dies durch einen Brief der gesammten katholischen Geistlichkeit bekannt gemacht, auch die Ermahnung beigefügt, daß Alle mit uns die apostolischen Weisungen mit ruhigem und vertrauensvollem Gemüthe erwarten, umsichtig und klug und um der Liebe Gottes willen Sorge tragen möchten, daß für die Kirche und den Staat kein Schaden entstehe und die Gemüther der Gläubigen nicht aufgeregt und beunruhigt würden. Zugleich haben wir beschlossen, daß die Wahl eines Capitularverwesers innerhalb acht Tagen stattfinden solle.

Wir bitten Ew. Heil. als Vater der gesammten Kirche demüthigst und ergebenst nicht nur um Bestätigung dessen, was wir gethan, sondern auch in einer so schwierigen Sache uns bald zu rathen und zu verordnen, was Ew. Heil. angemessen erscheint. Auf das, was Ew. Heil. befehlen, sind alle Gemüther gerichtet; es wird Alle versöhnen und die öffentliche Ruhe befestigen. Denn Alle sind von so kindlicher Ergebenheit, Ehrfurcht und Vertrauen zu Ew. Heil. durchdrungen, daß sie uns allein nicht übertreffen, die wir bis zum Tode verharren Ew. Heil. gehorsamste Söhne

Köln, den 22. November 1837.

Beyer, Propst. Hüsgen, Dechant. Schweizer. Filz.
Müller. Iven. München. Weitz, Domcapitulare.

Das Domcapitel hatte um baldige Antwort gebeten; diese ließ nicht lange auf sich warten; sie erfolgte bereits unter dem 26. December und hat folgenden Wortlaut:

Gregor XVI. Papst.

Geliebte Söhne, Gruß und apostolischen Segen.

Zu dem bittersten Schmerze, den wir jüngst wegen der schweren Beleidigungen erduldeten, welche dem ehrwürdigen Bruder Clemens August, Erzbischof von Köln, und zugleich der katholischen Kirche und diesem heiligen Stuhle zugefügt sind, ist durch euer an uns gerichtetes Schreiben vom 22. v. M. gleichsam das Uebermaaß hinzugetreten. Wir konnten uns wahrlich nicht genug wundern, daß ihr, die ihr eurem Bischof durch das heiligste Band verbunden waret, und ihm eures Amtes wegen hülfreiche Hand hättet bieten sollen, euch sofort in seine Ankläger verwandelt habet und aus Hausgenossen Feinde geworden seid, indem ihr gerade in einer Zeit, wo er zum Schutz der Religion und seines Amtes wegen eine ungerechte Trübsal zu leiden gezwungen ist, den wider ihn getroffenen Anschlägen eure Zustimmung gabet. Welche Tugend und Klugheit in Verwaltung seines heiligen Amtes ihn immer ausgezeichnet, geht deutlich aus der öffentlichen Achtung hervor, die er sich als Capitularvicar in der Diöcese Münster in sehr schwierigen Zeiten erworben hat. Daher geschah es, daß er unter der Zustimmung und dem Beifall Aller an die erzbischöfliche Kirche in Köln berufen wurde. Welche Rechtschaffenheit aber und Sorgfalt er bei Verwaltung derselben an den Tag gelegt, und warum er desungeachtet einen Theil seiner Geistlichkeit beleidigt hat, ist uns gar wohl bekannt, und darum durchschauen wir auch, von welchen Ursachen getrieben und von welchen Grundsätzen geleitet ihr uns Böses von ihm geschrieben habet. Wir verhehlen deshalb gar nicht, daß das Verfahren, welches ihr beobachtet habet, unserem Herzen um so schmerzlicher war, je weniger dasselbe in Anbetracht eures heiligen Amtes zu erwarten war. Inzwischen wollen wir, daß es Jedem von euch bekannt sei, daß wir uns öffentlich beschwert und von dem Könige von Preußen die Rückkehr des ehrwürdigen Bruders Clemens August auf seinen Sitz gefordert haben, und auf dessen Billigkeit vertrauend einen der Gerechtigkeit und unserem Willen entspre-

chenden Ausgang baldigst erwarten. Uebrigens wollen wir aus der Ergebenheit und Ehrfurcht, welche ihr gegen uns und den heil. Stuhl in eurem Briefe bekannt habet, die Ueberzeugung schöpfen, daß ihr Entschlüsse fassen werdet, welche im Stande sind, die unserem Herzen geschlagene Wunde zu heilen. Und hiermit ertheilen wir euch, geliebte Söhne, liebreichst unseren apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am 26. December 1837.

Gregor XVI. Papst.

Der Brief des Kölner Domcapitels ist unstreitig das traurigste Actenstück in der Geschichte des Kölner Ereignisses, — ein Gemisch von Oberflächlichkeit, Unwahrheit, Verstellung, politischer Augendienerei, welches schier unbegreiflich ist und einen Blick in die Zustände dieser geistlichen Behörde uns eröffnet. Das Capitel sagt, es sei nicht seine Sache, zu untersuchen, was der Erzbischof gegen die vaterländischen Gesetze begangen und weshalb er die Königliche Huld verloren habe. Freilich wäre dies Sache des Capitels gewesen; aber eine Untersuchung war nicht nothwendig. Dem Capitel war Alles bekannt. Clemens August war gegen das Verfahren in gemischten Ehen und gegen den Hermesianismus vorgegangen. Der Hermesianismus war in Rom verurtheilt und das Capitel blieb hermesisch gesinnt. Die Spiegel-Bunsen'sche Convention war unter wesentlicher Beihülfe von Dr. München geschlossen und zwar gegen das Breve von Pius VIII. und gegen die Instruction von Albani. Alles dieses wußte das Capitel. Statt nun als kirchliche Behörde dem Bischof beizutreten, ihn zu vertheidigen, verwandelt sich das Domcapitel in einen Ankläger: „Der Erzbischof habe nur Wenigen Zutritt gestattet, den Rath gelehrter und erfahrener Männer verachtet." Es ist wahr, daß der Erzbischof nur Wenigen Zutritt gestattete. Warum? Weil die Zahl derjenigen, denen er vertrauen konnte, nur gering war. Er konnte sein Vertrauen z. B. Dr. Binterim in Düsseldorf, Pfarrer Keller

in Burtscheidt schenken. Letzterer stand vom ersten Beginn auf Seite des Erzbischofes. Ich habe ihn gekannt, auch in Aachen besucht. Er war ein Mann von altem Schrot und Korn, eine riesige Gestalt, ehrlich, aufrichtig, ein Vater seiner Gemeinde, mußte, wenn ich nicht irre, auch eine Haft bestehen. Unter dem Erzbischof Geissel wurde er in's Capitel berufen, lehnte aber ab, „weil er seine Gemeinde nicht verlassen könne", und starb achtzigjährig in Burtscheidt. Was die Thesen anbelangt, welche junge Geistliche unterschreiben mußten, so wissen wir, daß der Erzbischof dadurch seines Clerus sich vergewissern wollte; denn wie war es möglich, die Diöcese zu reformiren, wenn nicht der Clerus im rechten Geiste herangebildet und erzogen wurde? „Ueberhaupt," so schließt das Capitel, „die Art und Weise seiner Verwaltung habe nicht den Eifer zu erbauen, sondern zu zerstören offenbart, und längst hätte das Capitel sich klagend nach Rom verwandt, wenn nicht die Hoffnung, der Erzbischof werde sich bessern, zurückgehalten hätte." Während das Capitel längst in Sack und Asche Buße thun mußte, hoffte es auf Besserung des Erzbischofes.

Wie Gregor XVI. das Verhalten des Erzbischofes auffaßte, geht aus seinem Schreiben hervor; aber bei dem Domcapitel trat keine Besserung ein. Sogleich nach Gefangennahme des Erzbischofes am 21. November 1837 versammelte der Oberpräsident von Bodelschwingh das Capitel und überreichte ein Schreiben des Ministers von Altenstein, worin die bekannten Beschuldigungen gegen den Erzbischof wiederholt wurden und an das Capitel die Aufforderung erging, „die Herstellung einer geordneten kirchlichen Regierung auf canonischem Wege einzuleiten." Das Capitel wählte schnell auf Wink von Berlin den Domdechant Dr. Hüsgen zum Capitelsvicar und berief sich auf einen Canon des kirchlichen Rechtes, wonach, „falls ein Bischof durch Häre-

tiker oder Schismatiker in die Gefangenschaft geführt werde, dem Domcapitel die Regierung der Diöcese zufalle.“ Der unrechtmäßig gewählte Capitelsvicar übernahm die Regierung der Diöcese, konnte aber kein Vertrauen gewinnen. Unter Pfarrern sowohl als Laien erhoben sich Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Amtshandlungen. Um die Gemüther zu beruhigen, erließ der Papst ein Schreiben an das Domcapitel, in welchem er die Wahl Hüsgens bestätigte und ihn ermächtigte zur Verwaltung der Diöcese, jedoch nur „als Generalvicar des vertriebenen Erzbischofes“, und zur Bedingung machte, daß er diesen Titel allen und jeden Acten vorsetze, die er vollziehe, und bei Gebrauch der Quinquennal-Facultäten die Subdelegation des Erzbischofes aussprechen solle.

XVII.

Das Publikandum des Ministers v. Altenstein. Die päpstliche Allocution. Bunsen in Rom. Görres. Erzbischof v. Dunin.

Die Regierung hatte zuversichtlich darauf gerechnet, die Gefangennehmung des Erzbischofes würde in kurzer Zeit durchgesprochen und vergessen sein; sie hatte sich getäuscht. Zur Rechtfertigung ihres Verfahrens sollte ein Publikandum dienen, welches Bunsen ausgearbeitet hatte. Dasselbe wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, in Köln öffentlich angeklebt. In demselben waren die Gründe angegeben, weshalb die Regierung zu dem gewaltsamen Verfahren gegen den Erzbischof hätte schreiten müssen. Folgende Anschuldigungen wurden gegen ihn vorgebracht:

1. Der Erzbischof hat sich nicht gescheut, Schritte zur Aufregung der Gemüther zu thun.
2. Er hat in undankbarer Verkennung der landesväterlichen Milde, welche ihm eine Frist zum Bedenken gestattete, einen Religionshaß zu erregen gesucht.
3. Er hat gegen sein Wort und seine Pflicht gegen bestehende Anordnungen und Gesetze gehandelt und seine Versuche, dieselben zu untergraben, im Dunkeln gehalten.
4. Das Verfahren des Erzbischofes steht nach sicheren Spuren in Verbindung mit dem Einflusse zweier revolutionären Parteien, welche die Gemüther aufregen, die Gewissen zu

verwirren suchen, um ihre zerstörenden, weitgreifenden Pläne durchzusetzen.

5. Der Erzbischof hat unzweifelhaft den Umsturz der deutschen Universitätsbildung beabsichtigt.

Die Regierung hatte sich sehr getäuscht, wenn sie meinte, durch diese Gründe das Publikum belehren und beruhigen zu können. Man glaubte einfach nicht daran, was die Regierung sagte. Alles aber war gespannt darauf, welche Stellung Rom zu der Angelegenheit einnehmen würde. Da erschien schon am 10. December die päpstliche Allocution. Rom war über die Vorgänge in Deutschland vollständig in Kenntniß erhalten. Clemens August selbst konnte seine Gefangennehmung nach Rom nicht berichten, weil seine Correspondenz sehr strenge überwacht wurde. Die Berichte gingen über München durch Vermittlung des Bischofs von Eichstätt, Grafen Carl von Reisach, und Königs Ludwig von Bayern nach Rom. Clemens August hatte schon früher auf verschiedenen Wegen Actenstücke und Berichte über die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland nach Rom an den Bischof von Eichstätt gelangen lassen. Dieser übersetzte sie in's Italienische und beförderte sie durch einen Cabinetscourier nach Rom. Kaum war die Nachricht von der Gefangennahme des Erzbischofes in München angelangt, so trat auch schon ein Eilbote die Reise nach Rom an, um die Kunde zu überbringen. Bunsen war bestimmt, nach Rom zu reisen und den Papst von dem Verfahren der Regierung in Kenntniß zu setzen und dann weitere Verhandlungen anzuknüpfen. Er reisete über Wien, um Metternich zu bewegen, zu Gunsten Preußens in Rom zu vermitteln, oder auf die Curie einen Druck auszuüben. Metternich lehnte entschieden jede Einmischung in diese Angelegenheit ab. Bunsen aber hatte ein solches Vertrauen auf die Geschicklichkeit seiner Diplomatie, daß er glaubte, trotz Gefangennahme des Erzbischofes Alles gütlich und günstig beilegen zu können, wurde

jedoch bitter enttäuscht. Er wollte die Gefangennahme des Erzbischofes anzeigen, und kaum in Ancona angelangt, las er bereits die päpstliche Allocution in den Zeitungen. Wir theilen dieselbe im Wortlaut mit.

Ehrwürdige Brüder!

Während Wir über die an verschiedenen Orten gesunkenen und fast ganz darnieder liegenden Angelegenheiten der Kirche von innigstem Schmerz ergriffen wurden, und, an einen Platz gestellt, auf dem es nicht genügt, über die Uebel zu weinen, alle Sorgen und Gedanken darauf gerichtet hatten, die Nöthen Israels in Gemäßheit der Uns von Gott verliehenen Macht zu heilen, ist plötzlich eine neue Ursache des Schmerzes hinzugetreten, die Uns, Wir bekennen es offen, um so empfindlicher war, je weniger Wir sie erwarten zu dürfen glaubten. Es kann Euch nicht unbekannt sein, ehrw. Brüder, worauf sich dieses bezieht, und warum Wir bedacht waren, eure Versammlung sofort hierher zu berufen. Denn es handelt sich nicht etwa um eine verborgene und nur aus Privatnachrichten entnommene, sondern um eine bereits durch die öffentlichen Blätter zur Genüge verbreitete Angelegenheit. Wir beklagen Uns über die sehr schwere Beleidigung, welche neuerlich dem ehrw. Bruder Clemens August, Erzbischofe von Köln, zugefügt worden, der auf königlichen Befehl an aller Ausübung der oberhirtlichen Gerichtsbarkeit verhindert, mit Gewalt und großer Waffenrüstung von seinem Sitze vertrieben und an einen andern Ort verwiesen worden ist. Dieses so große Ungemach betraf ihn aber darum, weil er, zwar beständig bereit, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist, aber eingedenk seiner Pflicht, die Lehre und Disciplin der Kirche streng zu bewahren, sich Hinsichts der gemischten Ehen keine andere Richtschnur vorsetzte, als jene, welche in dem an den Erzbischof und die Bischöfe des westlichen Theiles des Königreichs Preußen von Unserm Vorgänger Pius VIII. gl. And., unterm 25. März 1830 gerichteten Schreiben, vorgezeichnet war. Es hatte aber dieser heilige Stuhl durch jenes Schreiben seine Nachsicht so weit erstreckt, daß man im wahrsten Sinne sagen kann, sie habe diejenigen Gränzen erreicht, welche zu überschreiten

geradezu Unrecht ist. Ihr wisset gewiß, daß Unser gedachter Vorgänger dieser Maßregel der Güte wahrhaftig sehr ungern seine Zustimmung gegeben hat, und durch nichts Anders dazu gebracht worden ist, als durch die Nothwendigkeit, noch traurigere Uebel zu verhüten, welche der Kirche und der katholischen Geistlichkeit jener Gegenden aus den ihnen zugefügten Drohungen unausbleiblich erwachsen wären. Wer würde hierauf für möglich halten, daß diese schon so nachgiebige, und von dem königlichen Gesandten in Rom mehr als einmal angenommene päpstliche Erklärung in einem Sinne angewendet werden würde, welcher die unerschütterlichen Grundsätze der katholischen Kirche verderben und der Absicht dieses apostolischen Stuhles gänzlich widerstreiten würde? Was aber Niemand sich vorstellen oder aussinnen könnte, was auch nur leichthin zu muthmaßen ein Verbrechen gewesen wäre, das ist auf arglistigen Antrieb der weltlichen Gewalt geschehen. Kaum hatten Wir die Sache, nicht ohne die größte Betrübniß des Herzens, erfahren, so säumten Wir nicht, Unsere Beschwerden am gehörigen Orte anbringen zu lassen, und zugleich zu erklären, wie sehr Wir durch Unser apostolisches Amt verpflichtet wären, die Gläubigen gebührend zu warnen, daß sie nicht glauben möchten, es sei Jenes von diesem heiligen Stuhle ausgegangen, was derselbe gänzlich verabscheuet. Und als Uns dergestalt geantwortet war, als wenn Unsere Klagen keinen Grund hätten, kam Uns ein Schreiben eines andern Bischofes aus den vorerwähnten Landen zu, der, im Angesichte des Todes, und im Begriffe, dem ewigen Richter von seinem Haushalte Rechenschaft zu geben, Uns eine Abschrift einer von den Bischöfen auf Andringen der weltlichen Regierung erlassenen Instruction übersandte, und umständlich anzeigte, er sähe durch die göttliche Gnade erleuchtet ein, daß daraus der Kirche überaus schwere Nachtheile hervorgehen würden, und ihre canonischen Satzungen verletzt seien, und daß er den Irrthum, dem er beigepflichtet habe, mit freiem Willen und aus eignem Antrieb widerrufe. Wir beeilten Uns hierauf sogleich, dem durchlauchtigsten Könige eine treue Abschrift jenes Aktenstückes zukommen, und es immer mehr bekannt werden zu lassen, daß Wir die von den erwähnten Bischöfen an-

gewendete Art der Auslegung des Breve Unsers Vorgängers, als den Grundsätzen und Vorschriften der Kirche widersprechend, ganz und gar verwürfen. Ihr werdet hiernach leicht einsehen, ehrw. Brüder, daß Wir in dieser Angelegenheit unsere Pflicht auf keine Weise verabsäumet haben. Indessen (Wir sagen es trauernd, und ganz niedergedrückt von Schmerz) ward, Uns völlig unbewußt, und während Wir noch eine billige Antwort auf diese Unsere Beschwerden und Erklärungen erwarteten, dem Erzbischofe von Köln angedeutet, daß er entweder jene von Uns verworfene Ausübung in Betreff der gemischten Ehen anzunehmen, oder das erzbischöfliche Amt niederzulegen habe, wobei ihm zugleich die Entscheidung der Regierung eröffnet wurde, daß ihm widrigenfalls die oberhirtliche Jurisdiction völlig untersagt werden würde. Als er darauf, wie es recht war, widerstand, trug sich ohne Verzug die Sache also zu, wie Wir sie am Eingange mit Entsetzen erzählt haben. Und hierbei bedenket die Art und Weise, wie man gegen Uns verfuhr: nicht eher als am ersten Tage des laufenden Monates kündigte der jetzige Geschäftsträger des Königreichs Preußen an, daß dasjenige nächstens geschehen würde, oder in demselben Augenblicke vorgenommen werden müßte, was bereits seit dem 21. des verflossenen Monats gethan und vollbracht war. Unter so bewandten Umständen, ehrwürd. Brüder, glauben Wir es Gott, der Kirche und dem Amte, welchem Wir vorstehen, schuldig zu sein, daß Wir Unsre apostolische Stimme erheben, und die verletzte kirchliche Freiheit, die verachtete bischöfliche Würde, die usurpirte heilige Gerichtsbarkeit, und die mit Füßen getretenen Rechte der katholischen Kirche und dieses heiligen Stuhles, öffentlich in Eurer Versammlung klagend zurückfordern. Während Wir aber dieses thun, wollen Wir zugleich dem in jederlei Tugend ausgezeichneten Manne, dem Erzbischofe von Köln, das wohlverdienteste Lob dafür ertheilen, daß er die Sache der Religion mit so großer eigner Gefahr unüberwindlich verfochten hat. Wir ergreifen dann auch diese Veranlassung, um, was Wir im Besonderen bisher zu thun nicht aufgehört haben, jetzt öffentlich und feierlich kund zu geben, daß Wir nämlich jegliche gegen den wahren Sinn der von Unserm Vorgänger erlassenen Erklärung in dem Königreiche Preußen

fälschlich eingeführte Praxis in Betreff der gemischten Ehen gänzlich verwerfen. Uebrigens können Wir bei den gegen die Braut des unbefleckten Lammes täglich mehr hereinbrechenden Uebeln nicht umhin, Euch, als Theilnehmer an Unsrer Verwaltung, um Eurer ausnehmenden Gottesfurcht und Frömmigkeit willen dringend aufzufordern, dem Vater der Erbarmnisse inbrünstige Gebete in Demuth mit uns darzubringen, daß Er aus dem erhabenen Wohnsitze der Himmel gütig herabschaue auf den Weinberg, den seine Rechte gepflanzt hat, und einen lang anhaltenden Sturm von ihm gnädiglich abwende.

Die Allocution war Bunsen sehr in die Quere gekommen; doch verlor er weder den Muth, noch gab er sein Lügensystem auf. Von Ancona aus richtete er eine Note an Lambruschini, worin er sagt, „der König sei weit entfernt, einen Act der Jurisdiction auszuüben oder sich das Recht zuzuschreiben, den Erzbischof abzusetzen oder zu suspendiren. Er habe nur einen Act der Nothwehr ausgeübt, der im Naturrecht begründet sei. Er werfe sich auch nicht als Richter in Dingen auf, die dem canonischen Recht angehören. Er betrachte die Gefangennehmung als einen vorübergehenden Act, der für den Augenblick nothwendig gewesen sei, das Urtheil habe er dem Papst überlassen. Der König habe außerdem ihm die Vollmacht ertheilt, weitere vertrauliche Mittheilungen zu machen. Weigere sich der Papst, diplomatische Mittheilungen zu empfangen, so müsse dies als ein Act der Feindseligkeit betrachtet werden." Nach allen Vorgängen muß es Lambruschini wirklich mühselig geworden sein, wiederum eine solche verschmitzte Note von Bunsen zu lesen. Derselbe antwortete ruhig und einfach, „die Allocution sei nichts anders, als ein öffentlicher Protest gegen ein öffentliches Ereigniß, und so lange nicht die schuldige Genugthuung wegen einer Unbilde gegen die ganze katholische Welt erfolgt sei, könne der heil. Vater keine Unterhandlungen zulassen, und verlange deshalb, daß der Erzbischof in Freiheit gesetzt und seiner Diöcese zurückgegeben

werde.“ Bunsen schrieb nochmals; aber Lambruschini verwies einfach auf die vorhergehende Note. Die Verhandlungen waren damit abgebrochen. Bunsen ging in Form einer Urlaubsreise nach England. Es ist merkwürdig, wie Bunsen mitten in dieser Lügenperiode eine fromme Liturgie für die Gesandschaftscapelle in Rom schreiben konnte, die großen Beifall bei dem Könige fand. Unter Friedrich Wilhelm IV. wurde er verwerthet für zwei Lieblingsgedanken des Königs, nämlich Gründung eines protestantischen Bisthums in Jerusalem und die evangelische Allianz, welche in Berlin ihre Versammlung hielt, um alle Protestanten der Welt zu vereinigen, und völlig in's Wasser fiel.

Es waren allmählich sämmtliche Actenstücke über das Kölner Ereigniß in die Oeffentlichkeit getreten. Man war nun im Stande, sich ein Urtheil zu bilden. Jetzt machte die Presse sich auf und entwickelte eine ganze Literatur. Von protestantischer und katholischer Seite wurde geschrieben. Die protestantische Presse entwickelte zum größten Theile eine wilde Polemik; der alte „Lutherzorn“ war wieder aufgebrochen und machte sich sogar geltend, wo man es am wenigsten vermuthet hatte, nämlich bei dem Historiker Leo, der durch seine Universalgeschichte manches Schätzenswerthe geleistet, gläubiger Protestant, Mitglied der Gnadauer Pastoralconferenzen und sehr thätiger Mitarbeiter des Halle'schen Volksblattes war, das eine ganz andere Stellung einnahm, als gegenwärtig der Protestantenverein und der Evangelische Bund. Es hat uns damals um Leo leid gethan, daß er sich vom Lutherzorn hat übermannen lassen und dadurch unziemlich und ungerecht wurde. Der künftige Geschichtsschreiber des deutschen Volkes wird den ganzen Wust der damaligen Literatur wieder durcharbeiten müssen, um Spreu vom Weizen zu scheiden.

Auf katholischer Seite trat Joseph v. Görres, damals

Professor der Geschichte zu München, in den Vordergrund und überflügelte mit seinem gewaltigen Geist die ganze damalige Presse. Er schrieb den „Athanasius“, der für das Kölner Ereigniß epochemachend geworden und durch seine tiefen historischen, philosophischen und psychologischen Auffassungen werthvoll bis heute geblieben ist. Die Schrift erschien im Januar 1838, hatte im Februar die zweite, im März bereits die dritte Auflage erlebt. Der Verfasser sagt in der Vorrde: „Es geht jetzt in den dritten Monat, seit das Ereigniß vorgefallen, das zu dieser Schrift die Veranlassung gegeben. Ich habe so lange zurück gehalten, bis die Sache selbst in ihren Actenstücken sich kundgegeben hatte und die erste Aufregung vorübergegangen war. Die Schrift lärmt nicht und verhetzt nicht; sie sucht nur, den Dingen auf den Grund zu sehen, sie will Recht und Gerechtigkeit, ohne die Billigkeit zu verletzen; sie kann nur durch ihren Inhalt verletzen; dieser aber war gegeben; sie wird nicht aufregen, denn die Wahrheit regt nicht auf.“ Sämmtliche drei Vorreden, die Görres zu den drei Ausgaben geschrieben, sind herrlich und ist der ganze Görres'sche Geist mit dem reichsten Bilderschmuck in ihnen aufgestiegen. Er sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Es ist, als sei ein großer Sabbat allum angesagt. Da kommen sie denn aus allen Löchern hervorgekrochen die alten Freunde Hämmerleins. Was sich in der Eile bietet, Besenstöcke, Ofengabeln, Dreschflegel, Alles ist recht. Das Aufgebot ist ohne Verzug aufgeschossen, es geht wie Winterrauch aus allen Schornsteinen heraus. Sie überrennen, überschlagen sich; es ist wie Schneefall, Hagelschlag, Heuschreckenziehen. Mit Feuer und Schwert soll hereingefahren werden, meinen die Einen; Unwetter, Windbraus, Schlossensturm steht ja zu Gebot. Deutsche Kirche, rufen die Anderen. Nicht doch, ein Concilium soll berufen werden. Jeder, der seit fünfzig Jahren

einen verrückten Gedanken gehabt, bringt ihn zu Markt. Gute Leute, bei aller Eile seid ihr doch nicht eilig genug gewesen. Der rechte Moment ist schon vorüber. Der Engel hat sich eben wieder aus dem Teich Bethesda zurückgezogen. Ihr müßt Zipperlein und Gicht und Nervenübel schon einpacken und wieder nach Hause tragen." Das ist ein drastisches Bild von der damaligen Bewegung, aber nach dem Leben gezeichnet. Jeder, der die Zeit miterlebt hat, wird einstimmen. — In der Vorrede zur dritten Auflage sagt Görres: „Der Schreiber des Gegenwärtigen ist nicht furchtsam; er ist auch weder engen Geistes noch mürrischen Gemüthes; er gönnt den Geistern jede kühne Freiheit, dem Scherz sein Recht und jeder Eigenthümlichkeit ihre Weihe. Er achtet jede Kraft, auch wenn sie gegen ihn gerichtet ist; aber er verlangt im Kerne Gesinnung, Ernst und Wahrhaftigkeit. Nur, wo er diese nicht findet, wendet er sich mit Abscheu ab, weil hier im Elemente der Ruchlosigkeit das Reich Satans beginnt."

Görres geht nunmehr über zu den Anschuldigungen, welche in dem Publikandum Altenstein's gegen den Erzbischof erhoben wurden, und betrachtet den Erzbischof in seiner dreifachen Eigenschaft als Kirchenfürst, als Unterthan seines Landesherrn, als Angehörigen einer Confession, die nicht die Mehrheit des Reiches ist. Als Kirchenfürst war er an die Verfassung der Kirche gebunden; er hat sich in seiner Vertheidigung auf diese berufen. Als Unterthan war er den Gesetzen des Landes verpflichtet; er hat diese Verpflichtung anerkannt. Als Vertreter seiner Confession war er an die Bundesacte verwiesen und an die in denselben gewährte Religionsfreiheit, in der besonderen Angelegenheit der gemischten Ehen an das Breve des Papstes. In allen drei Punkten hat Clemens August völlig correct verfahren. Görres beleuchtet dann einzeln die Anschuldigungen, welche im

Publikandum Altenstein's gegen den Erzbischof erhoben werden. Wir haben dieselben oben in 5 Punkten bezeichnet. Er verweilt aber namentlich bei Punkt 4, daß der Erzbischof nach sicheren Spuren mit zwei revolutionären Parteien in Verbindung gestanden und dadurch Aufruhr im Lande habe hervorbringen wollen. Görres nennt diese Anklage die unbegreiflichste aller Unbegreiflichkeiten. Die Regierung spricht zwar in dem Publikandum von sicheren Spuren, hat aber keine Belege beigebracht; doch erinnere ich mich, daß damals gefälschte Briefe in Umlauf gesetzt wurden, aus welchen revolutionäre Verbindungen mit Belgien sollten erkenntlich sein. — Die historische Auseinandersetzung, wie der moderne Geist und namentlich der Geist der Lüge von der Reformation bis zur Revolution und bis zum heutigen Tage sich entwickelt hat, ist äußerst interessant, lehrreich, mit vielen philosophischen und psychologischen Gedanken durchwebt und muß aufmerksam im Zusammenhang gelesen und studiert werden. — Die Schrift schließt mit einem herrlichen Appell an Rheinland und Westfalen: „Haltet zusammen eng und fest, denn ihr habet Alle ein und dasselbe Ziel, und dies Ziel ist: Die ganze und volle Verwirklichung der feierlich gewährten Religionsfreiheit und der zugesagten politischen und bürgerlichen Gleichheit der Confession in ihrem ganzen Umfang ohne Gefährde und Hinterhalt. Hört, wie die Eisdecke, die mehr als ein halbes Jahrhundert über das christliche Europa sich gezogen, an allen Punkten kracht, wie es sich rührt und hebt, rückt und bewegt, wie die Schnellwasser sich hinter die starre, stocke Masse setzen. Der Aufbruch ist nahe, die gebundenen Wasser werden sich befreien, ist nur noch die Sonne ein wenig höher in ihrer Bahn gestiegen. Dann wird wieder Frieden in die Gemüther ziehen; die Billigkeit wird leben und leben lassen, die Getrennten werden friedlich neben einander bestehen und in Eintracht zusammen wohnen." — Eine zweite Schrift von Görres,

die „Triarier" betitelt, wandte sich gegen drei Hauptgegner des Erzbischofes, den Historiker Leo, über den wir schon oben gesprochen, gegen den protestantischen Professor Marheinecke, einen Collegen Schleiermachers und echten Hegelianer, und gegen Dr. Bruno. Auch diese Schrift fand ungetheilten Beifall. Die Verdienste, welche Görres durch seine Schriften sich um die gute Sache erworben, wurden allgemein und auch vom h. Vater anerkannt.

XVIII.

Steigende Bewegung. Erzbischof Martin v. Dunin. Clemens August verläßt Minden. Verhandlungen wegen eines Coadjutors.

Vergeblich hatte die Regierung auf eine allmähliche Beruhigung der Gemüther gehofft. Die Bewegung steigerte sich. Auch die ausländischen Blätter nahmen sich der Sache an. Die auf einem Concil in Baltimore versammelten nordamerikanischen Bischöfe schickten dem großen Bekenner von Köln eine Adresse mit dem Ausdruck ihrer Bewunderung und Theilnahme. Laue, ungläubige, halbgläubige Katholiken wurden aus ihrem Schlummer aufgeweckt. Katholiken, welche jahrelang ihre religiösen Pflichten nicht erfüllt hatten, empfingen die h. Sacramente. Die Beichtstühle waren belagert; viele Generalbeichten wurden abgelegt. Das ganze religiöse Volksleben war aufgewacht. Die Katholiken fanden sich wieder in Einheit und Einmüthigkeit zusammen. Das corporative Leben war erwacht; die Verbindungen, welche der Absolutismus unbarmherzig zerschlagen, wurden wieder angeknüpft. Es war, wie Görres ganz richtig bemerkt, als ob ein warmer Sonnenstrahl und milder, warmer Regen eine Eisdecke zersprengt hatte.

Neues Feuer brachten in die Bewegung die Kämpfe in Posen. Dieselben spielten schon vor dem Kölner Ereigniß, gingen hervor aus eigener Initiative des ausgezeichneten Erzbischofes Martin v. Dunin, welcher zu Rom im collegium ger-

manicum erzogen war. Sie waren, wie irrig bisweilen behauptet ist, nicht ein Nachspiel des Kölner Ereignisses, bekamen aber neue Kraft durch das muthige Auftreten des Erzbischofes von Köln, und nunmehr wirkten beide Ereignisse Hand in Hand. Die Regierung hatte auch in Posen die Veröffentlichung des Breves Pius VIII. verboten. Dunin erbat sich im Januar 1837 die Erlaubniß, das Breve publiciren zu dürfen, und bekam abschlägige Antwort. Deßungeachtet belehrte er in einem Hirtenschreiben die Geistlichkeit über das Verfahren bei gemischten Ehen nach Vorschrift der Kirche und verhängte die Suspension über jeden Priester, der die kirchliche Vorschrift nicht befolgen würde. Freimüthig setzte er den König von dem, was geschehen war, in Kenntniß. Die Regierung entschloß sich zu Maßregeln, welche mit dem Oberpräsidenten v. Flottwell, der später Oberpräsident in Münster war, berathen wurden. Flottwell überbrachte dem Erzbischof eine Cabinetsordre, worin derselbe aufgefordert wurde, seine Verfügungen an die Geistlichkeit zurückzunehmen. Der Erzbischof lehnte diese Zumuthung ab. Eine gleiche Aufforderung erging an ihn durch den Chef des Oberlandesgerichtes. Derselbe forderte, Dunin solle erklären, daß er ein schweres Unrecht gegen Se. Maj. begangen, niemals wieder die Staatsgesetze aus dem Auge verlieren, seine Verordnungen zurücknehmen, seinen Generalvicar absetzen wolle. Dunin erwiderte, „er habe nur gethan, was einem katholischen Bischofe gezieme“. Jetzt wurde die Criminaluntersuchung eingeleitet. Dunin erklärte, daß er das weltliche Gericht nicht als competent anerkenne, über ihn zu richten. Gregor XVI. nahm sich in einer Alocution vom 13. September 1838 des verfolgten Erzbischofes an; die Geistlichkeit stand auf seiner Seite. Die beiden Bischöfe von Ermeland und von Culm erließen Hirtenbriefe an ihre Geistlichkeit, wie Dunin. Da auch die Verhandlungen, welche vom Oberjustizrath v. Duesberg, dem späteren Oberpräsidenten in Münster,

in Berlin geführt wurden; völlig scheiterten, wurde das Urtheil des Oberlandesgerichts dem Erzbischof mitgetheilt. Es lautete auf Verlust seiner Würden, sechsmonatlichen Festungsarrest, Unfähigkeit, je wieder ein Amt im preußischen Staate zu bekleiden, und Bezahlung sämmtlicher Gerichtskosten. Dunin wurde einstweilen in Berlin internirt, kümmerte sich aber nicht darum und kehrte nach Posen zurück. In der Nacht vom 5. bis 6. October, von Samstag auf den Sonntag, wurden die Thüren des erzbischöflichen Palais gewaltsam erbrochen. Der Polizeidirector forderte den Erzbischof, der im Bett sich befand, auf, nach Berlin zurückzukehren. Dann ließ er ihn durch zwei Gendarmen gewaltsam aus dem Bett heben, weil er erklärte, nur der Gewalt zu weichen. Er wurde von zwei Polizisten in den Wagen geschleppt und von vierzig Husaren escortirt auf die Festung Kolberg abgeführt. — Seitdem verstummten die Glocken in der Diöcese, Musik und Orgel schwiegen, Gebete wurden angeordnet; die ganze Diöcese trauerte um ihren Bischof. So war der Osten und der Westen des Landes in Bewegung, Unruhe und Unzufriedenheit. Clemens August und Martin v. Dunin waren große, wahrhaft katholische Bischöfe. Beide handelten völlig selbständig, correct vom Anfang bis zum Ende. Die Ansicht, daß Dunin dasjenige, was er war, erst durch das Kölner Ereigniß geworden, ist nicht richtig. Wer von beiden größer gewesen, ist kaum zu sagen. Die Verhältnisse in Posen waren vielleicht noch schwieriger, als in Münster und Köln. Beide siegten durch ihren festen Anschluß an Rom und sind dadurch hellleuchtende Lichter für die Kirche Deutschlands und den ganzen Episkopat geworden.

Kehren wir zurück zu Clemens August. Die Festungshaft in Minden, geistige Aufregungen, namentlich aber die Sorge um das hirtenlose Erzbisthum hatten allmählich sehr nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand gewirkt. Er fiel in eine Krankheit. Die Regierung wollte ihn ungern in der Festung sterben

lassen und stellte ihm frei, einen andern Aufenthaltsort, etwa Darfeld, zu wählen, um dort bei seinen Angehörigen die geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. Sein Arzt, Medizinalrath Busch aus Münster, rieth dazu. In dem Anfang zu seinem Werke „Friede zwischen Kirche und Staat“ bemerkt er über diese Ortsveränderung: „Ich habe meine Diöcese nicht freiwillig verlassen, sondern bin mit Gewalt abgeführt. Ich bin auch jetzt noch wider meinen Willen entfernt von meiner Diöcese und bin durch nichts als durch die Gewalt abgehalten, dahin zurückzukehren. Ob ich nun in Minden in Haft, oder in Darfeld, oder in Münster, das ist allerdings für meine Person mehr oder minder quälend, für die Hauptsache aber nicht von Gewicht. Ich war übrigens für mich schon lange überzeugt, daß ich nicht eher nach Köln zurückkehren dürfe, als die Gewalt aufgehört habe. Man würde mich unterwegs oder in Köln wieder verhaftet und auf irgend eine Festung gebracht haben, wodurch der guten Sache nicht genützt, vielleicht aber geschadet wäre. Ich bemerke hinzu, daß ich schon vor dem Transport nach Darfeld erklärt hatte, daß nur Gewalt mich von der Rückkehr nach Köln abhalte. Dieselbe Erklärung habe ich vor meiner Reise von Darfeld nach Münster abgegeben.“ Unter Begleitung von Gensdarmen wurde Clemens August nach Darfeld transportiert. Als die Gesundheit in etwa sich wieder gestärkt hatte, kehrte er nach Münster in seine alte Curie am Domplatz wieder zurück. Ganz Münster freute sich. Bei irgendwelcher Gelegenheit, ich weiß nicht mehr, welcher, wünschten die Geistlichen, sich ihm vorzustellen und wurden auch zugelassen. Er befand sich im Erbdrostenhof auf einem einfachen, nicht großen Zimmer, saß auf dem Kanapee und nahm uns freundlich auf. Ich kann aber, so viel ich auch nachgedacht, mich nicht entsinnen, daß er ein Wort gesprochen. Er erhob sich und gab uns den Segen. Das

Ganze war in einigen Augenblicken abgemacht. Im steten Wechsel von gesunden und kranken Tagen waren es mancherlei körperliche Gebrechen, die ihn oft auf sehr schmerzliche Weise heimsuchten. Der Arzt rieth zum Gebrauch der Bäder, und da diese bei ähnlichen Fällen sich wirksam erwiesen hatten, so besuchte er das Bad Lippspringe und später auch das Bad zu Unna.

Inzwischen war die Unordnung in der Kölner Diöcese auf den Gipfel gestiegen; die Zustände forderten Abhülfe. Es fehlte eine feste, leitende Hand. Niemand sah dies besser ein, als die Regierung. Sie versuchte, durch den Bundesgesandten, General v. Schöler, die übrigen protestantischen Regierungen zu gewinnen, aber ohne Erfolg. Friedrich Wilhelm III. hat sich sogleich anfangs gegen die Anwendung von Gewalt gesträubt und äußerte wiederholt, daß ein Fehler begangen sei. Auch war es ihm sehr peinlich, daß der Katholicismus in seinen Staaten niemals so auffallende Fortschritte gemacht habe, wie seit der „unglücklichen Kölner Geschichte". Es kam nur darauf an, wie am besten und ersten die Ordnung wieder herzustellen sei. Seit dem Jahre 1837 hatte das Bild der Zeit sich sehr merklich verändert. Bunsen, der immer noch wieder gerathen hatte, durch weitere Strafverfügungen den Clerus gefügig zu machen, war abgethan; man hörte ihn nicht mehr. Die Persönlichkeiten hatten vielfach gewechselt. Am 14. Mai 1840 starb Minister v. Altenstein, der seit 1817 an der Spitze des Ministeriums für geistliche Angelegenheiten gestanden hatte, Hegelianer und Todfeind der katholischen Kirche war, überall im Krieg gegen die Kirche nur verlorene Schlachten zu verzeichnen hatte und endlich in Verdruß seine kirchenpolitische Laufbahn schließen mußte. Was aber von weit größerer Bedeutung war, — einen Monat später als Altenstein, nämlich

am 7. Juni 1840, starb Friedrich Wilhelm III. Sein Tod bedeutet einen Wendepunkt in den kirchlichen Angelegenheiten.

Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron. Sein ernster Wille war, dem Reich den Frieden wiederzugeben, sein erster Gedanke, das Friedenswerk sofort in Angriff zu nehmen. Er war in die Streitigkeiten nicht verwickelt gewesen, nach keiner Seite hin attachirt, und konnte mit freiem Blick die Situation überschauen. Sein Charakter war milde, edel, friedlich und trug nicht das Gepräge des Absolutismus. Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung wurde der Ministerialrath Aulike nach Kolberg gesandt, um mit Dunin über seine Freilassung zu verhandeln. Die Wahl hätte nicht glücklicher sein können. Ich habe Aulike persönlich gekannt. Er war ein Mann, mit den herrlichsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, gläubiger Katholik, der getreu seine religiösen Pflichten erfüllte, war mitthätig bei dem Compromiß, welches in den vierziger Jahren zwischen Staat und Kirche über Anstellung der Lehrer geschlossen wurde und zum Segen beider Theile fortdauerte bis zum Culturkampf. Er erkrankte auf einer Reihe und fand liebevolle Aufnahme in dem Hause Döllingers, der damals noch in bester Richtung sich befand. Durch die Gründung der Matthiaskirche in Berlin, an welcher nach seiner Bestimmung die Geistlichen Westfalen sein sollen, hat er sich ein dauerndes Denkmal errichtet. — Die Verhandlungen mit dem Erzbischof hatten den besten Erfolg, und dies hatte namentlich darin seinen Grund, daß Aulike bei den Katholiken allgemein ein Mann des Vertrauens war, der redlich das Beste des Staates und der Kirche wollte. Von einer verlogenen Diplomatie war nicht die Spur in ihm vorhanden.

Schwieriger lagen die Verhältnisse in Köln. Die Ver-

handlungen wurden eingeleitet.*) Clemens August bestand auf seinem Recht, als Erzbischof nach Köln zurückzukehren, und betonte bei jeder Gelegenheit absichtlich und vorsichtig sogar dieses Recht, wie wir gehört haben, als er von Minden nach Darfeld und Münster übersiedelte. In den höhern Kreisen sträubte man sich mit unüberwindlichem Widerwillen gegen den Gedanken, Clemens August nach Köln zurückkehren zu lassen. Man betrachtete dies als eine nicht zu ertragende Demüthigung des Staates. Der König wandte sich daher nach Rom und ließ durch den Grafen Brühl Verhandlungen einleiten. Lambruschini empfing den Gesandten mit dem größten Wohlwollen. Der schwierigste Punkt war die Frage, welche Stellung man Clemens August gegenüber einnehmen solle. Der Lehrer des Kirchenrechts in Bonn, Professor Walter, hatte als einziges und bestes Mittel bezeichnet, „die Wahl eines Coadjutors mit dem Recht der Nachfolge," und darüber eine Schrift ausgearbeitet, welche dem König sehr wohl gefallen hatte. Der heil. Vater ging, obwohl ungern, um des lieben Friedens willen auf diesen Vorschlag ein, ohne jedoch die Rechte der Kirche zu verletzen. Er erklärte sich bereit, Clemens August einen Coadjutor zu geben, „doch müsse Clemens August über seine Meinung befragt und dessen ausdrückliche Zustimmung eingeholt werden". Im Auftrage des Papstes reisete daher der Bischof von Eichstätt, Graf von Reisach, nach Münster, um dem Erzbischof Mittheilung über die Verhandlung in Rom zu machen. Clemens August zeigte sich sofort bereit, den Anordnungen des heil. Stuhles zu folgen.

Es handelte sich nunmehr darum, eine Persönlichkeit ausfindig zu machen, welche geeignet und geneigt war, unter den

*) Vergl. hierüber Pfülf, „Der Cardinal Geissel", und Brück, „Die kath. Kirche Deutschlands".

schwierigen Verhältnissen der Erzdiöcese die Stelle eines Coadjutors zu übernehmen. Gott verließ die alte Erzdiöcese, diese ehrwürdige Metropole, diese geschichtliche Stelle mit dem Kölner Dom, nicht; die Vorsehung hatte Pläne, wovon Welt und Diplomatie nichts wußte. Die Welt haspelte, die Vorsehung ordnete, und sie ordnete lieblich. Verschiedene Namen wurden genannt. Die Regierung wünschte Diepenbrock, den Generalvicar von Regensburg. Der Herausgeber des „Blüthenstraußes" war für die Breslauer Diöcese ausersehen; er sollte in die kalte, protestantische Prosa des Fürstbischofes vom alten Stil, des Grafen Seldnitzki die Poesie eines neuen katholischen Lebens hineinhauchen und Hirtenbriefe schreiben, die bisher nicht geschrieben waren. Clemens August wünschte Windischmann; denn er kannte ihn als streng kirchlichen Mann und als den Ersten, welcher gegen den Hermesianismus auftrat. — Auch Kellermann wurde genannt. Er stand bereits in sehr vorgerücktem Alter, starb im Jahre 1847 im 72. Lebensjahre und klagte schon fünf Jahre vorher über bedeutende Abnahme der körperlichen und geistigen Kräfte, namentlich des Gedächtnisses. Er wurde nach dem Tode Caspar Maximilians zum Bischof von Münster erwählt, starb aber, als er von einem Ausgang zurückkehrte, um für die Kinder Bilder zu kaufen, plötzlich am Schlagfluß im Umgang des Domes. — Auch der Domherr Arnoldi von Trier wurde in Vorschlag gebracht.

Zwischen dem preußischen und baierischen Hofe bestanden damals hohe, sehr freundschaftliche Beziehungen. Der baierische Kronprinz Maximilian hatte sich mit der Prinzeß Maria Elisabeth von Preußen verlobt. Ludwig I. war mit den Kölner Verhältnissen sehr genau bekannt, hatte sogar, wie wir oben gehört, in dem Kampfe mitgewirkt und die Correspondenzen mit Rom vermittelt. Als katholischer Fürst wünschte er von Herzen zum Wohl des Staates und der Kirche die Beilegung der

Schwierigkeiten und schlug dem Könige von Preußen den Bischof von Speier, Johannes v. Geissel, zum Coadjutor der Kölner Diöcese vor.

Geissel war ein hochbegabter, mit den mannigfaltigsten Talenten ausgestatteter Mann. Er zählte, als er zum Coadjutor auserſehen wurde, 44 Jahre, stand also im kräftigsten Mannesalter und hatte bereits in den verschiedensten Kreisen und Thätigkeiten sich bewegt. Sogleich nach der Priesterweihe wurde er zum Lehrer am Gymnasium ernannt, wurde frühzeitig Domcapitular, schrieb zu einem großen Theile die Hirtenbriefe für den damaligen Bischof, gab ein Diöcesangesangbuch heraus, wirkte in dem neu gegründeten historischen Verein und lieferte werthvolle historische Arbeiten, veranstaltete eine Sammlung aller Gesetze und Verordnungen über das Kirchen- und Schulwesen, war auch ein begabter Dichter, wurde zum Bischofe von Speier ernannt, entwickelte dort in der Regelung der gesammten vielfach im Argen liegenden Diöcesanverhältnisse eine großartige Thätigkeit, war sehr eifriger Mitarbeiter der damals sehr bedeutenden Zeitschrift „Der Katholik". Staat und Kirche erkannten seine gesegnete Wirksamkeit an. Gregor XVI. schrieb: „Geziert mit ausgezeichneten Gaben des Charakters wie des Geistes und rühmlichst ausgezeichnet durch seltene Klugheit, Gelehrsamkeit, Fleckenlosigkeit des Wandels und Frömmigkeit, verwaltest du die Kirche von Speier mit so hohem Lobe, daß du dir sowohl bei Uns als auch bei Unserem vielgeliebten Sohne in Christo, dem erlauchten Baiernkönige, Wohlwollen und Hochachtung erworben hast." Die Wirksamkeit Geissels hatte den Erfolg, daß er bei allen Parteien und Richtungen in Ansehen stand und sich einer allgemeinen Beliebtheit und Volksthümlichkeit erfreute. Friedrich Wilhelm IV. schrieb an Ludwig I.: „Nach den eingezogenen Erkundigungen sind Männer aller Far-

ben einig in seinem Lobe und in der Anerkennung seiner vorzüglichen Eigenschaften." Nicht zu verwundern, daß bei der Suche nach einem Coadjutor für Köln die Aufmerksamkeit auf Geissel sich lenkte und König Ludwig, so ungern er ihn in Baiern vermißte, seinen persönlichen Freund Johannes v. Geissel ins Auge faßte. Doch war damit die Sache noch nicht erledigt.

Es handelte sich um die Zustimmung Geissels und des Erzbischofes Clemens August. König Ludwig setzte Geissel davon in Kenntniß, daß er zum Coadjutor des Erzbischofs von Köln ausersehen sei. Geissel erbat sich fünf Tage Bedenkzeit, um zu beten und zu prüfen, und setzte dann in dem Antwortschreiben alle Gründe auseinander, welche ihn abhielten, diese schwierige Stellung, namentlich unter dem beengenden Einfluß der preußischen Regierung, zu übernehmen. Geissel lehnte unter Angabe aller Gründe fest ab. Der König aber drängte und Geissel gab endlich nach, jedoch nur unter der Bedingung, daß er die Verwaltung der Erzdiöcese so führen könne, „wie ein katholischer Bischof es vor Gott, seiner Kirche, seinem Gewissen und dem katholischen Deutschland verantworten könne." — Geissel wurde sodann von Gregor XVI. zum Coadjutor des Erzbischofes von Köln ernannt. Nachdem mit dem Grafen Brühl und dem Nuntius Viale Prala die Punkte erledigt waren, welche Geissel vor seinem Amtsantritt geordnet wünschte, und namentlich festgestellt war, daß Clemens August durch einen Hirtenbrief ihn in sein Amt einführen solle, reisete er nach Berlin, um den Huldigungseid zu leisten, nahm aber seinen Weg über Münster, um den Erzbischof zu besuchen, die ganze Angelegenheit zu besprechen und namentlich über den Hirtenbrief sich mit ihm zu verständigen.

Bei schneidender Kälte verließ Geissel am 20. December seine Bischofsstadt Speier, hatte in Coblenz eine Unterredung

mit dem Oberpräsidenten v. Bodelschwingh, langte am 23. December in Münster an, empfing einen Brief von dem Oberpräsidenten v. Vincke, und ließ sich dann anmelden beim Erzbischof und bat um eine Unterredung. Er wurde beschieden auf den Abend des folgenden Tages. Clemens August hatte sich ruhig Zeit genommen, um zu überlegen, wie er sich verhalten solle. Daß Geissel anderthalb Tage warten mußte, war allerdings gegen die Etikette; aber Etikette hatte, wie wir wissen, wenig Einfluß auf Clemens August. Geissel fand in ihm, wie er sich später ausdrückte, einen ehrwürdigen, aber schroffen, schwer zu behandelnden Mann. Dasselbe hatte ihm vorher Graf Brühl gesagt, und ein anderer Adliger hatte sich geäußert, „Clemens August sei ein harter, nicht zu bewegender Granitblock, an dem man sich entweder vorbeidrücken oder über ihn hinwegsetzen müsse."

Es handelte sich für Geissel vor Allem darum, den Erzbischof zu bestimmen, ein Hirtenschreiben an die Kölner Diöcesanen zu erlassen, worin er sich einverstanden erklärte mit der Wahl des Coadjutors, und zum Gehorsam gegen ihn ermahnte. Offenbar war dies bei der Aufregung und dem großartigen Parteiweisen, welches sich dort entwickelt hatte, von der größten Bedeutung. Clemens August erklärte sich nun bereit dazu, aber nur unter der Bedingung, wie es auch in Rom festgestellt war, daß das berüchtigte Publikandum Altenstein's, in welchem Clemens August verschiedener Verbrechen, namentlich aber der Verbindung mit revolutionären Parteien beschuldigt war, zurückgenommen würde. Die Regierung meinte, dieser Forderung sei bereits Genüge geschehen durch einen Brief des Königs an den Erzbischof, worin er erklärte, „daß die gegen den Erzbischof erhobene Anschuldigung wegen revolutionärer Umtriebe nie von ihm getheilt sei." Geissel wies nun

auf diesen Brief hin und bemerkte zugleich, daß die amtliche Veröffentlichung desselben in Aussicht stehe.

Clemens August erwiderte, „dies sei blos ein preußischer Kniff, die Herren wollten mit diesem Brief billig davonkommen; dies genüge ihm nicht, er fordere feierlichen Widerruf des Publikandums in allen seinen Theilen und zwar im Einzelnen Punkt für Punkt; er fordere dieses ebensosehr für die Kirche, als für sich selbst, denn beide seien durch dies Publikandum beschimpft worden". Geissel wußte sehr wohl, daß auf einen solchen Widerruf nicht zu hoffen sei; aber Clemens August beharrte auf seiner Forderung. Die Verhandlungen nahmen einen peinlichen Verlauf. „Das Auftreten des Erzbischofes war," wie Geissel sagt, „nicht blos zurückhaltend, sondern hart; ich wurde nicht behandelt als Bischof, sondern als Bittsteller." Geissel scheint mir hier nicht ganz richtig zu urtheilen. Es galt hier nicht die Person Geissels, sondern die Sache und das Verfahren der Regierung. Die Bedingung, welche Clemens August stellte, war gerecht; er drückte diese im offensten, einfachsten Deutsch aus.

Geissel stand auf dem Punkte, unverrichteter Sache nach Speier zurückzukehren; da kam ihm der Gedanke, nochmals um eine Unterredung zu bitten. Clemens August lud ihn schriftlich auf den 26. December, Vormittags 9 Uhr, dazu ein. Auch jetzt schien die Verhandlung zu keinem Resultat zu führen. Da sagte Geissel: „Wohlan, halten Sie an Ihrer Forderung fest. Sie haben dies mit dem h. Stuhl und dem König abzumachen. Ich habe nichts damit zu thun. Nur aus Gehorsam gegen den h. Vater habe ich mich bereit erklärt, Ihr Coadjutor zu werden. Ich suche keine Mitra, ich habe eine, die viel angenehmer ist, als die von Köln. Ich habe Gehorsam versprochen, nur, um in Köln Gutes wirken zu können. Da dies aber jetzt nicht möglich ist, so ist meine Aufgabe zu Ende. Es bleibt mir nur übrig, nach Speier zurückzukehren."

Von diesem Augenblick an war Clemens August wie umgewandelt. Er reichte ihm die Hand und ermunterte ihn, nach Berlin zu gehen und den Muth nicht zu verlieren. „Ihre Aufgabe wird nicht so schwierig sein; gehen Sie nach Köln, es wird gut gehen.“ Es begann nunmehr ein mehrstündiges, vertrautes Gespräch, in welchem der Erzbischof dem Coadjutor manche wichtige Aufschlüsse ertheilte und ihn mit den Persönlichkeiten der höheren Geistlichkeit näher bekannt machte. Wegen des Hirtenbriefes einigte man sich dahin, daß derselbe erlassen werden solle, wenn ein Widerruf des ganzen Publikandums im Allgemeinen erfolge. Auch über den Inhalt des Hirtenbriefes wurde man einig. Bereitwillig überließ der Erzbischof schon jetzt dem Coadjutor seine Wohnung in Köln. Beide verabschiedeten sich in der freundlichsten Weise.

„Ich ging von dem edlen Prälaten weg,“ so erzählt Geissel in seinem Bericht an den Nuntius, „mit tief bewegtem Herzen. Ich verließ den ehrwürdigen Greis mit aufrichtigem Bedauern über seinen traurigen Gesundheitszustand, welcher der eines völlig gebrochenen Mannes war, aber auch mit Bewunderung über seinen noch so lebendigen, klaren Geist, seinen edlen, energischen Charakter, wie auch über seine tiefe Frömmigkeit und seine wahre, priesterliche Ergebung. Er hatte meine ganze Hochachtung, ja meine Bewunderung gewonnen.“

Geissel reisete nach Berlin. Es begannen sofort die Verhandlungen; aber die Lage schien hier noch schwieriger zu werden, als in Münster. Es handelte sich um den Widerruf des Publikandums. Der Minister Eichhorn sagte: „Unmöglich!“ und mehr noch, als er, die katholischen Räthe. Geissel bestand auf der Forderung, daß der Widerruf des Publikandums amtlich müsse publiciert werden. Schmedding, der schon vorher den Minister brieflich bestürmt hatte, kam in die Wohnung

Geissels, um zu warnen. „Der Widerstand würde die Protestanten wüthend machen; sie würden ihn als Beschimpfung des verstorbenen Königs ansehen, die Erregung würde mehr schaden, als der Widerruf nützen.“ Geissel aber erwiderte gelassen, „genau besehen, sei ein solcher Widerruf noch wenig, um den Schimpf gut zu machen, welcher der Kirche und dem Erzbischof angethan sei.“

Geissel stand wieder auf dem Punkt, nach Speier zurückzukehren, und erklärte dem Minister, er möge mit dem Erzbischof und Rom über diese Frage sich verständigen. Da entschloß sich Eichhorn, die Sache zur Entscheidung vor den König zu bringen. Die katholischen Räthe hatten ihn bisher davon zurückgehalten. Die Form des Widerrufes war vorher verabredet. Der König gab sofort seine Genehmigung.

Der König war bei der Ankunft Geissels nicht in Berlin. Am 3. Januar empfing er den Bischof zum ersten Male in Audienz. Er nahm ihn sehr huldvoll auf und sagte: „Ich begrüße Sie als einen Apostel des Friedens; ich hoffe, Sie werden meinen katholischen Unterthanen den Frieden bringen. Sie werden eine dornenvolle Mission haben; aber ich werde Sie unterstützen, so viel an mir liegt. Ich will den Frieden und die Ordnung; ich will auch das Gedeihen der katholischen Kirche für meine katholischen Unterthanen.“ Am 10. Januar Nachmittags fand die feierliche Eidesleistung statt in Gegenwart des Hofstaates und des gesammten Ministeriums. Geissel hielt eine ergreifend schöne Ansprache. Manchen der Anwesenden, auch der Minister, standen die Thränen in den Augen.

Das Publikandum Altensteins wurde amtlich zurückgenommen, Geissel erließ unter dem 3. März seinen Hirtenbrief an die Diöcese, der sehr gut aufgenommen wurde. Unter dem 10. März übersandte Clemens August ein einfaches, kurzes

Hirtenschreiben, worin er zum Gehorsam gegen den h. Stuhl und gegen den neuen Hirten der Diöcese, zum Bekenntniß des Glaubens und einem wahren christlichen Leben ermahnte. Am 20. Mai 1842 wurde Geissel von Gregor XVI. zum Bischof von Iconium präconisiert und dadurch seine canonische Verpflichtung gegen das Bisthum Speier völlig gelöst.

XIX.

Clemens August in der Einsiedelei. Sein Werk über den Frieden zwischen Kirche und Staat. Reise nach Rom.

Wir finden Clemens August nun wieder in seiner Einsiedelei. Man freute sich, in aller Frühe Morgens im Dom oder auch, wenngleich selten, auf einsamen Spaziergängen ihm zu begegnen. Die Einsamkeit gab ihm Gelegenheit, die letzte Hand zu legen an die Schrift: „Ueber den Frieden zwischen Kirche und Staat". Man kann dieses Werk seinen Schwanengesang nennen. Er behandelt in demselben die Grundsätze, nach welchen das Verhältniß zwischen Kirche und Staat müsse geregelt werden. Die Grenzregulirung zwischen den beiden von Gott angeordneten Gewalten, wofür er auf seiner ganzen Lebensbahn gekämpft, ist die Quintessenz des Buches. Um den vielfach angeschuldigten, als einseitig und starr verschrieenen Erzbischof nochmals genau kennen zu lernen, müssen wir auf den Inhalt der Schrift etwas näher eingehen.

An die Spitze des Werkes sind zwei Mottos gestellt. Das erste ist ein Ausspruch des Bischofs Ivo von Chartres:

„Cum regnum et sacerdotium inter se conveniunt, bene regitur mundus, floret et fructificat ecclesia; cum vero inter se discordant, non tantum parvae res non crescunt, sed etiam magnae miserabiliter dilabuntur. (Wenn Königthum und Priesterthum unter sich einig sind, so wird die

Welt gut regiert, die Kirche blüht und bringt Früchte; sind sie aber uneinig unter sich, so gedeihen nicht nur die kleinen Dinge nicht, sondern auch große fallen erbärmlich auseinander.)

Nicht umsonst hat Clemens August den Ausspruch Ivos gewählt. Ivo, geboren im Jahre 1040, hat segensreich für Mit- und Nachwelt gewirkt durch seine Gelehrsamkeit, Eifer für die kirchliche Disciplin, seine canonischen Schriften. Nebst Burkard von Worms war er im 12. Jahrhundert Stimmführer auf dem Gebiete des canonischen Rechtes. Wie Clemens August gerieth er in einen argen Conflict mit der weltlichen Macht. König Philipp hatte seine rechtmäßige Gemahlin verstoßen und lebte in einem unerlaubten Verhältniß. Unerschrocken verwies ihm Ivo sein Unrecht, und, da der König drohte, erklärte er, daß er sich lieber einen Mühlstein an den Hals hängen und in die Tiefe des Meeres sich versenken wolle, als Theil nehmen an dem Aergerniß, welches der König dem ganzen Lande gegeben habe. Folge davon war seine Gefangennehmung. Die Bewohner von Chartres wollten ihn gewaltsam befreien, aber er verbot es ihnen. Ivo war aber nicht einseitiger Hierarch, er rügte nicht minder die Unordnungen im Investiturstreit und die Simonie. Er war ein höchst gebildeter canonistischer Rechtsmann und hatte zugleich Erfahrungen gemacht, welche Verwirrung und Schäden Conflicte zwischen Kirche und Staat anrichten.

Das zweite Motto ist entnommen aus dem 10. Band der Religionsgeschichte von Stolberg und heißt also:

„So wie das unserer vernünftigen und edlen Natur tief eingelegte Bedürfniß der Freiheit sich tief gekränkt fühlt durch jede politische Gewalt, welche nicht auf dem Gesetz gegründet ist, so auch und noch weit mehr widerstrebt dieses Bedürfniß der Freiheit jeder geistlichen Autorität, welche nicht auf göttlicher Autorität beruht.“

Beide Mottos waren vorzüglich gewählt. Die politische Gewalt muß ruhen auf Gesetz, das Gesetz aber auf Gerechtigkeit. Wo nicht das Gesetz regiert, da regiert die Willkür, der Wille des Einzelnen, der Absolutismus. Wo das Gesetz nicht auf Gerechtigkeit beruht, verletzt es die gesunde Natur des Menschen und wirkt ebenso nachtheilig, als die Willkür des Tyrannen. Im Culturkampf wurden mit der äußersten juristischen Raffinirtheit Gesetze gegen die katholische Kirche gemacht; sie lebten nur kurze Zeit, führten auch, weil sie ungerecht waren, zur Gewalt und zu scharfem Conflict zwischen Kirche und Staat. — Will anderseits die Kirche eine Autorität ausüben in Dingen, welche unter ihre Autorität nicht gestellt sind, sondern in das Gebiet des Staates gehören, so überschreitet sie die Grenzen und verletzt das tief in den Menschen gelegte Bedürfniß der Freiheit, weil eine solche Autorität nicht auf göttlicher Autorität beruht.

Schon in den Mottos verräth Clemens August ganz den Geist der Schrift, den Geist voller Gerechtigkeit, wie sie in so hohem Grade seinem Charakter eigen war, die volle Anerkennung der beiden von Gott angeordneten Gewalten, den Geist des Friedens zwischen Königthum und Priesterthum, damit die Welt gut regiert werde, und nicht nur die kleinen, sondern auch die großen Dinge wachsen und gedeihen.

Trefflich, wie die Mottos, sind die Worte der Vorrede. Er sagt also:

„Das Verhalten des Staates gegen die Kirche scheint sich vorzugsweise dahin gewendet zu haben, die Kirche und die Kirchengewalt als der Staatsgewalt untergeordnet anzusehen, somit dieselbe unwirksam zu machen. Daß die heidnischen Kaiser der Kirche feindlich gegenüber standen, läßt sich zwar nicht entschuldigen, aber wohl erklären. In christlichen Staaten sollten Kirche und Staat ein Schutz- und Trutzbündniß schließen

gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, gegen die bösen Leidenschaften und ihre Ausbrüche, gegen das zerstörende Verderben der Welt. Seit zwanzig Jahren habe ich gearbeitet, überlegt, geschrieben, um eine Weise zu finden, wie das zu Stande kommen könne, immer aber wieder die Arbeit als unnütz und fruchtlos verworfen. Ich gehe nun noch einmal im vorgerückten Alter von 68 Jahren an die Arbeit. Die Sache ist ernsthaft, wichtig. Gott wolle mir beistehen und Gedeihen geben." Er beginnt dann sehr schön in der Einleitung mit Aussprüchen des bekannten Geschichtsschreibers Johannes v. Müller, den man, trotz aller Geschichtsschreibung, die seitdem aufgetreten ist, immer noch mit Vergnügen und Nutzen liest.

„Ein Joch, sagt Johannes v. Müller, konnte der Kaiser geben, eine Seele sollte die Christenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückt Völker, Gesetze, Gefühle ausrotten kann sie und ersticken; erheben und begeistern kann sie nicht."

„Zepter brechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verwest. Was in den Geist gelegt ist, bleibt ewig."

„Gregorius, Alexander, Innocenz erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Ihre Vaterhände bauten die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines Einzigen fallen, ohne jene war es nicht möglich, den Völkern einerlei Gedanken zu geben. Ohne den Papst war die Kirche wie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen ist. Mainz, Trier, Köln, die geistliche Bank, die Domcapitel würden es erfahren haben. Ohne Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft."

„Die militärische Gewalt war in den Händen der Fürsten; die Kirche hatte eine moralische Macht. Auf daß diese jener das Gleichgewicht halte, wurde Hierarchie und Immunität befördert. Die Kirche weiß nichts von Waffen, sollte sie daher auch nicht fühlen. Die großen Päpste haben sich selbst an die

Spitze der Christenheit und neben sich in langer Ordnung den Clerus gestellt, dadurch die Macht in Schranken gehalten, die Niedrigkeit empor gehoben. Sie lebten in finsteren Zeiten, die uns eben Alles gegeben, was wir jetzt nutzen, und haben statt blutiger Trümmer und morastiger Wälder viele kraftvolle Staatskörper auf uns niedergesandt. Vorher, als der Imperator auch der erste Pontifex war, da war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen, aus keiner anderen Ursache, als weil dem Kaiser, einem einzigen Menschen, als Dictator über Millionen in göttlichen und menschlichen Dingen die unumschränkte Obergewalt gelassen war."

„Was ist der Papst? Man sagt, er ist ein Bischof, ebenso, wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig der Sechszehnte ein Graf von Paris, der Held von Roßbach und Leuthen Einer von Zollern. — Wer hat den ersten Papst gemacht? Ein Bischof war der Papst, und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Kalifa aller Königreiche und Fürstenthümer, wie aller Herrschaften und Städte in dem Lande gegen Abend, wie ihn Ibn Alsada nannte, welcher die wilde Jugend unserer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt."

Nachdem Clemens August diese Worte von Johannes Müller citirt, sagt er: Ich kann nun wohl nicht umhin, zu versuchen, auch die Frage zu beantworten: W a s i s t d i e K i r c h e?

Man sagt, sie sei eine Gesellschaft im Staate, aber so, wie Eisenbahn, Dampfschifffahrts-Gesellschaften, welche, um in's Dasein zu treten, mit ihren Statuten der Genehmigung der Regenten bedürfen und auch wieder können aufgelöst werden. Man sagt, sie sei eine Gesellschaft, die sich versammelt zur Abhaltung des Gottesdienstes, von der aber außerhalb der Kirche nichts bemerkbar ist. Man sagt, sie sei eine Gesellschaft, wie jene, die

sich von der katholischen Kirche getrennt und sich dem Staat in die Arme geworfen hat; oder man sagt gar, sie sei eine zweckmäßige Erfindung und für den Staat überaus brauchbar als Polizeianstalt. Von sämmtlichen von der Kirche getrennten Religionsgesellschaften weiß man den Erfinder und die Zeit der Erfindung. Man weiß aber auch sehr, wer die katholische Kirche gebaut hat. Kein Anderer, als der da spricht: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."

Die katholische Kirche im Staat? — Sie, die dem Raume nach keine Gränze kennt, als die Welt, der Zeit nach keine Gränze, als die Dauer der Welt? Sie, die berufen ist, alle Menschen, Regenten und Unterthanen, alle Völker der Erde, wie eine zärtlich liebende Mutter, aufzunehmen und zu pflegen; alle Menschen, alle geselligen Verbindungen, die größten, wie die kleinsten, zu heiligen und zu segnen; — — die katholische Kirche eine Gesellschaft im Staat? Sie, die oft wider den Willen der Landesherren, im Widerspruch mit den sogenannten Staatsgesetzen auf Befehl dessen, der gesagt hat: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden" über die ganze Welt verbreitet ist, die katholische Kirche eine Gesellschaft im Staat? Sie, die Eine katholische Kirche, — die katholische Kirche im Staat? Das Himmelreich auf Erden, welches nicht von dieser Welt ist, in den Reichen, die von und für die Welt sind? Sie, die unvergängliche in dem Vergänglichen; die unveränderliche in dem Veränderlichen; die Kirche in den Staaten, die nur das Irdische zu wahren haben?

Die Kirche, verfolgt mit Feuer und Schwert, mit List, teuflischen Scharfsinn verrathenden, spitzfindigen Irrlehren, durch Aergerniß von ihren eigenen Kindern. Verleumdet, verhöhnt, verspottet, gelästert, mißhandelt, gedrückt, in Ketten gelegt und gefangen, geplündert, ihrer heiligen Institute beraubt, — die

Kirche, welche, wie ihr Bräutigam, der Wahrheit Zeugniß gibt und sie bewahrt; — die Erhalterin und Pflegerin der ächten Wissenschaft und der schönen Künste; berufen zur Bildung der Jugend und Erziehung der Menschheit durch das Wort der Wahrheit und der Liebe; — begleitend und geleitend die Menschen, welche ihre Liebe nicht von sich weisen, von der Geburt bis zum Tode und über den Tod hinaus, den triumphirenden, leidenden und kämpfenden Theil ihrer Mitglieder umfassend, wilde Völker zähmend, Wüsten bevölkernd; — weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen; heilig noch in den Herzen vieler Millionen in allen Welttheilen, groß noch bei vielen Potentaten; die Besitzerin einer Autorität, der einzigen, überall ausreichenden, von welcher jede andere Autorität ihre Festigkeit borgen muß; vor welcher eine große Zahl von Staaten und Nationen und alle ihre Helden vorüber gingen und gehen werden, — die Kirche, sie, die alte feste Stadt auf dem Felsen, an welchem die stürmenden Wogen des höllisch aufgewühlten Meeres zerschellen, wie der Wind den Staub verweht, vorgebildet durch die Arche Noas, das Haus Gottes, den Leib Christi,

das ist die Kirche, die einzige, von Christo gebaute Kirche, — die römisch-katholische Kirche.

Ich kenne keinen Schriftsteller, welcher in so wahren, klaren, warmen und begeisterten Worten den Begriff von „Kirche“ aufgestellt hat. Wer ein so hehres Bild von der Kirche in seinem Herzen trug, der war auch bereit und befähigt, bis aufs Aeußerste in den Kampf einzutreten, wenn unberufene Mächte Hand an diese göttliche Institution legen sollten.

Clemens August geht dann in seiner Schrift Capitel II. auf die Frage ein, ob die Regierungen mit der Kirche in Frieden oder Unfrieden leben wollen, und ob sie, besonders wenn

ein großer Theil der Unterthanen nicht katholisch ist, mit der Kirche in Frieden leben können. Die Auseinandersetzung ist klar, gründlich und interessant. Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten einzugehen, oder Auszüge mitzutheilen. Das Ganze muß im Zusammenhang gelesen werden. — In dem folgenden Capitel wird die Frage aufgestellt: „Wann ist eine Gesellschaft selbstständig?" und nachgewiesen, daß die Kirche eine selbstständige Gesellschaft, dem Staate nicht untergeordnet, sondern nebengeordnet ist, und dann in Capitel IV. nachgewiesen, daß beide Gewalten, Staat und Kirche, von einander unabhängig und selbstständig sind und sein müssen. Als Katholiken haben wir das Recht zu fordern, daß der ganze Episcopat, der Papst an der Spitze, völlig frei sei, um das zu thun, was für das Seelenheil der Gläubigen heilsam und nothwendig ist. Die Kirche ist als selbstständige Institution von Christus gegründet, sie war unabhängig unter den römischen Kaisern. Sie ist selbstständig geblieben unter Kaiser Constantin, wenngleich dieser sie besonders beschützte. Sie blieb selbstständig, als Luther zur Zeit der Reformation sich und sein ganzes Institut in die Arme des Staates warf. Der westfälische Friede hat ihre Selbstständigkeit nicht aufgehoben; auch durch Säcularisation ist sie nicht verloren gegangen; denn diese betraf Geld und Geldeswerth, freilich durch die Frivolität der Menschen auch heilige Institutionen der Kirche, Klöster rc.; aber nicht das Wesen der Kirche und ihre Selbstständigkeit.

Wie aber die Kirche selbstständig, so auch der Staat. Also: Beiderseitige Selbststständigkeit bezeichnet die eine Seite des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Wenden wir uns nun zu der anderen Seite dieses Verhältnisses, so ist sie zu bezeichnen, als wechselseitige Freundschaft. Es ist merkwürdig, fügt er hinzu, daß man ohne Bedenken die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Staates anerkennt, ja der

leiseste Zweifel daran als Crimen laesae maiestatis angesehen wird; in Beziehung auf die Kirche hat man andere Gedanken. Wie kommt das? Darin, daß man, wie es in der Welt uns so häufig begegnet, das Zeitliche dem Ewigen, das Irdische dem Ueberirdischen vorzieht, — daß Macht mehr geachtet wird, als Recht, die physische, militärische Gewalt höher, als die moralische Gewalt. — Die wechselseitige Freundschaft zwischen Kirche und Staat wird dann in einem folgenden Capitel ausgeführt. Der Staat unterstützt die Kirche und die Kirche unterstützt den Staat; denn der Staat kann mit dem Schwert die innere Gesinnung der Unterthanen nicht erzwingen. Die Unentbehrlichkeit der Kirche für den Staat hat schon Numa Pompilius anerkannt. Die Aufgabe der Kirche umfasset alle Menschen und den ganzen Menschen. Durch Lehre, Beispiel, Gottesdienst, Predigt, religiöse Uebungen, die heiligen Sakramente die Leidenschaften zu zähmen, die Axt an die Wurzel des Bösen zu legen, die Richtungen auf das Himmlische zu erwirken; Glaube, Hoffnung, Liebe zu befestigen, alle Verbindungen der Menschen zu heiligen und die Verbindung der Millionen in den Staaten zu heiligen und zu segnen, das ist die Bestimmung der Kirche, und darin muß sie in aufrichtiger Freundschaft vom Staate unterstützt werden.

Im weiteren Verlauf der Schrift werden nun behandelt die Fragen über die Rechte des Staates in Beziehung auf die Kirche, — über das Placet, — über die Rechte der Kirche auf Schul- und Bildungsanstalten, — über die Seminarien, über die Patronatsrechte, — über die appellatio ab abusu. Ueber alle diese Gegenstände, namentlich aber über die Rechte der Kirche auf die Schule spricht er nicht anders, als wir im Schulkampf darüber sprachen. Das Ziel des Staates, die Schule von der Elementarschule bis zur Universität völlig in der Hand zu haben, allmählich die alten christlichen und katholischen Traditionen zu ertödten und dann nach Hegel den Staat als Gott zu erklären, war, wir

Clemens August richtig bemerkt, genau das Ziel des Ministers Altenstein. Man staunt, wie klar er schon damals die Situation erkannt hatte. — Die Säcularisation der geistlichen Güter verwirft er entschieden als Eingriff in fremdes Gut und Raub, bedauert dieselbe aber namentlich deswegen, weil sie die Kirche abhängig gemacht habe vom Staat. Alles dies ist völlig wahr. In Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien ist die Kirche geplündert; die Geistlichen beziehen armselige Gehälter, die nach Gutdünken des Staates auch jederzeit können gesperrt werden. Clemens August bedauert es daher auch, daß die Dotation des Bischofes, der Domcapitel rc. in liegenden Gründen, die im Jahr 1833 nach der Bulle de salute animarum sollte ausgeführt sein, bis heute nicht in Erfüllung gegangen ist.

Die Schrift erschien im Jahre 1843. Sie ist keine Selbstbiographie, wie sie jetzt an der Tagesordnung ist, keine Ausstaffirung des eigenen Lebens mit interessanten Einzelheiten, nicht Dichtung und Wahrheit, sondern eine Darlegung allgemeiner Grundsätze, welche der Maßstab für seine Handlungsweise gewesen waren. Wer etwas Anderes in derselben sucht, wird getäuscht. Sie war der Gedankenabschluß eines großen Mannes, würdig eines großen Charakters, der nicht die Person, sondern die Sache sucht.

Plötzlich verlautete im Sommer des Jahres 1844, der Erzbischof reise nach Rom. Weshalb, das war ein Geheimniß. Er stand im 71. Jahre seines Lebens, war alt und sehr gebrechlich. Die Ursache seines Entschlusses liegt sehr nahe. Der Anschluß an Rom war sein Leitstern gewesen auf der ganzen Lebensbahn; am Rande des Grabes vollzog er nochmals diesen Anschluß, um dem h. Vater Rechenschaft abzulegen über jeden Schritt, den er gethan hatte. Ein wahrhaft apostolischer Schluß! Er reiste über Köln, besuchte aber den Coadjutor nicht und logirte in Deutz. Man hat dies merkwürdig gefunden. Allerdings nach

der gewöhnlichen Sitte hätte er Geissel einen Besuch abstatten können und jeder Andere hätte es wahrscheinlich gethan; doch er hatte einmal mit Köln abgeschlossen, hatte ausdrücklich erklärt, daß er sich in die Geschäfte nicht einlassen, auch Briefe, welche hierauf Bezug hätten, nicht beantworten würde. Etikette war seine Sache nicht. Wie in Allem ganz, so war auch der Abschluß mit Köln ganz. Dies war einmal die Eigenart seiner Natur, die er selbst in diesem Falle nicht verleugnen konnte.

Clemens August wurde in Rom mit großer Ehre und Liebe empfangen. Langsam, auf seinen Diener gestützt, stieg er die hohen Stufen im Quirinal herauf. Der Papst schickte ihm einen Tragsessel; er lehnte aber ab. Er wollte vor dem Papst niederknieen, aber dieser ließ es nicht zu. Längere Zeit hielten Beide sich schweigend umarmt. Beide weinten. Der Papst besuchte ihn sogar in seiner Wohnung, was sonst nur bei souveränen Fürsten zu geschehen pflegt. Er beabsichtigte, ihn zur Cardinalswürde zu erheben. Als aber Clemens August dies bemerkte, entfloh er schnell, und zwar, wie man damals sagte, ohne Abschied zu nehmen. Es war die dritte Romreise, welche Clemens August gemacht, die erste als Jüngling, die zweite als Mann, die dritte als Greis; als Jüngling in feuriger Begeisterung, als Mann in tiefer Demuth, als Greis in Liebe zum h. Vater und mit einem Act heiliger Selbstverleugnung. Ihm war die Wahl gestellt zwischen Cardinal und Einsiedler. Er flüchtete vor dem Cardinal und kehrte als Klausner in seine alte Einsiedelei zurück, um sich zum Tode vorzubereiten; denn das Ende war nahe.

XX.

Clemens August's Tod und Begräbniß.

Im Laufe des Sommers 1845 verlautete, der Erzbischof sei von einem gefährlichen Wechselfieber ergriffen.

Die Trauer war allgemein, als man erfuhr, er habe in Befürchtung eines nahen Endes sein Testament gemacht und aus den Händen Kellermann's, seines Beichtvaters, die h. Sterbesakramente empfangen. Doch besserte sich sein Zustand. Eine Schwäche blieb zurück, die leider durch hinzutretendes Fieber sich vermehrte und derart sich steigerte, daß man das Schlimmste befürchten mußte. In diese Zeit fiel das fünfzigjährige Bischofsjubiläum seines Bruders Caspar Maximilian und gab zu einer Feier Veranlassung, wie sie Münster noch nicht gesehen hatte. Es waren zu der Feier zehn Bischöfe erschienen, zahlreiche Geistliche aus der Diöcese Münster, aus Deutschland, Belgien, Frankreich. Man berechnete die Zahl der anwesenden Priester auf etwa 700. Selbst der Orient war vertreten durch die beiden Brüder Fra Baptiste und Fra Clemente vom Berge Carmel. Der Oberbürgermeister der Stadt, Herr Hüffer, überreichte eine Adresse und eine schön gearbeitete Medaille, der Geheime Oberjustizrath v. Duesberg und der Oberpräsident v. Schaper überbrachten die Insignien des schwarzen Adlerordens. Von dem Coadjutor Johannes v. Geissel wurde dem Jubilar ein Breve des h. Vaters übergeben. Deputationen der Königlichen Regierung von Düsseldorf und Köln waren zugegen. Auch die katholischen

Räthe v. Beckedorff, Schmedding, v. Zurmühlen waren angelangt. Die Festrede nach dem Pontificalamt hielt in seiner beredten Weise Johannes v. Geissel. Die Bischöfe von Deutschland, welche nicht anwesend sein konnten, hatten Glückwunschschreiben gesandt. Der erblindete Bischof v. Rottenburg, Johann Baptist von Koller, erinnerte sich in rührender Weise, daß er als Caplan mit dem Bischof Caspar Max auf dem Nationalconcil zu Paris im Jahre 1811 zugegen war. Von mehreren Gymnasien wurden Votivtafeln überreicht. Die hiesige Akademie übergab durch Professor Grauert eine prachtvoll ausgestattete Adresse. Das Fest wurde in der ganzen Diöcese, in jedem einzelnen Ort, prachtvoll begangen. Die Landleute aus der Nähe von Münster kamen zu Pferde nach der Stadt. Sie gehörten namentlich den Gemeinden Lamberti, Ueberwasser und Mauritz an. Es war ein stattlicher Zug mit dem Trompetercorps des 11. Husarenregiments an der Spitze. Namens dieser drei Gemeinden wurde vom Landrath v. Schmising, der sich diesem Zuge angeschlossen hatte, eine Adresse überreicht. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß der achtzigjährige Consistorialrath Möller in kurzer lateinischer Anrede auf dem Schloß die Empfindungen seiner persönlichen Theilnahme an diesem Fest ausdrückte und dem Jubelgreis eine gloria aeterna in Deo wünschte. Die gesammte Lehrerschaft des Regierungsbezirkes feierte ein besonderes Dankfest in der Gymnasialkirche und hielt dort der Militärpfarrer Langenscherf eine herrliche Festrede. Die Marianische Sodalität mit ihrem Präses Kellermann brachte ihre Ovation dar. Doch wir können uns auf weitere Einzelheiten nicht einlassen. Wer dem Feste nicht persönlich beigewohnt, kann sich von der Großartigkeit desselben keine Vorstellung machen. (Die Beschreibung des Jubiläums s. Münst. Sonntagsbl.)

Clemens August konnte wegen seiner Krankheit an der Feier keinen Antheil nehmen. Bei der großartigen Illumi-

nation der Stadt hatte er seine Curie mit Kreuzen geziert, die in dem verschiedenartigsten Farbenglanz an seiner Wohnung strahlten und in beredter Sprache verkündeten: „Hier wohnt der Mann, welcher im Kreuz gekämpft, im Kreuz geduldet, im Kreuz gesiegt, im Kreuz den letzten großen Kampf bestehen will." Die in Münster anwesenden Bischöfe wünschten, Clemens August zu besuchen, die Bitte wurde aber bescheiden abgelehnt. Nur die Erklärung eines der Prälaten, er sei mehrere hundert Stunden gekommen, um sein Antlitz zu sehen und seinen Segen zu empfangen, konnte ihn bewegen, die Bischöfe zu empfangen. Schwach und kaum im Stande, vom Lager sich zu erheben, segnete er die Bischöfe und bat sie um den Segen für einen Sterbenden. Seine ganze Haltung, der Ausdruck seines Gesichtes und seiner Sprache waren das Bild eines dem Tode entgegengehenden Christen. Die andauernden und fortwährend steigenden Leiden hatten allmählich die Kräfte verzehrt, die barmherzigen Schwestern erfüllten rastlos bei Tag und bei Nacht an ihrem Vater, dem Stifter der Genossenschaft, die letzte Pflicht kindlicher Liebe und Treue. Von den Schwestern oder seinem treuen Diener ließ er sich während der letzten drei Wochen seiner Krankheit wenigstens einmal am Tage das herrliche Gedicht vorlesen:

Stell' himmelwärts, stell himmelwärts
Wie eine Sonnenuhr dein Herz! u. s. w.

Dieses Gedicht hatte Clemens August auch aufgenommen in sein Buch „über das innere Gebet", und folgen dort seine herrlichen Worte:

„Nicht Verlangen, nicht Furcht, nicht Freude, nicht Leiden, nicht Ruhe, nicht vielfache Arbeit und Geschäfte; nicht, was in mir, mit mir, um mich her oder mit Anderen vorgeht, würde den Frieden meiner Seele stören können; denn ich würde dann nur Eines suchen, Eines zu thun haben, nämlich den allerheiligsten Willen Gottes. Wie das Kind im Schooße der

liebenden Mutter, so würde ich ruhen in den Armen der Erbarmung des himmlischen Vaters."

Vollkommene Ergebung in Gottes heil. Willen war ein Grundzug in seinem Charakter von erster Kindheit. Der öftere Empfang der h. Sacramente stärkte diese heilige Gesinnung. Er empfing dieselben mit bewunderswerther Andacht und es ergoß sich dann über sein ganzes Wesen solche Ruhe, Seligkeit, Heiterkeit und Wonne, daß er sich selbst gegen die barmherzigen Schwestern und Kellermann in höchster Freude darüber äußerte.

Am Donnerstag, den 16. October, schien die Krankheit ihr letztes Stadium erreicht zu haben. An diesem Tage war es, wo er plötzlich seine Augen zum Himmel erhob und mit verklärtem Blicke ausrief: Jesus! Gib mir mehr Leiden, mehr Leiden! Seine Bitte ward erhört. Schon am Abend stellte sich der Todeskampf ein. Man machte ihn aufmerksam auf seinen Zustand und fragte, ob er vielleicht wünsche, nochmals die hl. Communion zu empfangen. Gewiß, antwortete er. Um die Gnade, Jesum in der letzten Stunde zu empfangen, habe ich mein ganzes Lebenlang gebeten. Kellermann erschien bald mit dem h. Sakrament. Seit Empfang der h. Communion schien er völlig von der Welt Abschied genommen zu haben. Er befand sich unter den Heiligen, welche er besonders in seinem Leben verehrt hatte, und rief sie um ihre Fürbitte an. Man hörte die Namen Maria, Joseph, Ignatius Loyola, Franziskus Xaverius, Stanislaus Kostka, Aloysius, Theresia. Auch waren es oft seine verklärten Freunde, die ihn beschäftigten. Ganz vernehmlich nannte er Overberg. Von Zeit zu Zeit ließ er sich das Crucifix reichen und küßte es mit tiefer Ehrfurcht. Nach fünf Uhr Morgens las man bereits den Tod in den Zügen; doch behielt das Gesicht eine heilige Ruhe und Klarheit. Herr Jesu! sprach er noch einmal mit Anstrengung und Kraft — Herr Jesu, richte mich nicht. Ich glaube an dich. Du bist

wahrhaftig der Sohn Gottes. Erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit. Herr Jesu, komm, komm bald! Das waren die letzten Worte, die leise über die sterbenden Lippen kamen.

Ein versiegelter Brief lag auf dem Tisch des Zimmers, der, wie er selbst verordnet hatte, sofort nach seinem Tode sollte erbrochen werden. In dem darin enthaltenen Codicill vom 26. Januar 1845 ernannte er zu Executoren den Herrn Domcapitular Georg Kellermann und den Herrn Domänenrath Scheffer-Boichorst. Beide Herren haben mir während meines Lebens so viele Freundschaft und Gefälligkeit erzeigt, daß ich hoffe, Sie werden mir diese letzte Gefälligkeit nicht abschlagen. Ferner will ich dort begraben werden, wo ich sterbe. Mein Begräbniß, Läuten, Exequien soll nicht kostbarer eingerichtet werden, als der Anstand es erfordert. Das gewöhnliche Jahrgebet muß gehalten werden. Auf mein Grab soll ein einfacher Leichenstein gelegt oder gesetzt und darauf nichts Anderes eingehauen werden, als das Folgende, und zwar in lateinischen Buchstaben:

Hier ruhet die verwesliche Hülle
des Erzbischofes Clemens August von Köln,
legatus natus des heiligen römischen Stuhles,
Freiherrn Droste zu Vischering.
Er war geboren am 21. Januar 1773 und
ist gestorben am . . . .
Betet für seine arme Seele.

Drei Tage lang, im vollen bischöflichen Ornat, mit Mitra und Pallium, war die Leiche ausgestellt. Vom Morgen früh bis Abends 9 Uhr war der Zugang zur bischöflichen Wohnung Jedem gestattet; es entwickelte sich eine förmliche Wallfahrt. Mancher Arme weinte im Stillen eine Thräne und gedachte der Wohlthaten, die der Verstorbene noch im letzten Winter den

Armen gespendet. Inzwischen wurden die Anstalten zum Begräbniß getroffen. Als Grabstelle wurde bestimmt die Kathedrale und zwar der Platz vor dem Hochaltar. Der Begräbnißtag wurde auf Donnerstag, den 23. October, festgesetzt.

Die Ritterschaft Rheinlands und Westfalens kam von allen Seiten, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Schon am Dienstag langte Claessen, der Weihbischof von Köln, und der Generalvicar Iven an, um die Leiche in Empfang zu nehmen und nach Köln zu überführen, und wurden nicht wenig betroffen, als ihnen der Wille des Entschlafenen mitgetheilt wurde. Das Begräbniß war eine großartige Feier, an welcher ganz Münster, Schulen, Gymnasium, Akademie sich beteiligten. Das Pontificalamt celebrirte der Weihbischof von Köln. Nach demselben hielt Kellermann, Freund und Beichtvater des Verstorbenen, die Trauerrede. Sichtbar ergriffen hub er an:

„Nicht ihr habt mich erwählet, sondern ich habe euch erwählet und euch angesetzt, auf daß ihr gehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe." Joh. 15, 16.

Geliebte Christen! Derjenige, dessen verwesliche Hülle wir in dieser Stunde in die Gruft senken, schrieb vor etwa dreizehn Jahren Folgendes:

„„Ich werde sterben; der Tod wird kommen und meinen irdischen Leib, meine irdische Hülle meinem Geist abstreifen, meinen Geist aus der Gefangenschaft des Leibes befreien. Wie ich bei meiner Geburt in dies irdische Leben hineingeboren wurde, so werde ich durch den Tod aus diesem irdischen Leben hinaus, und in das überirdische Leben hinein geboren.""

„„Blind, taub, stumm, ohne Gefühl, ohne Wärme, eiskalt, ohne Farbe, ohne Leben, steif wie Holz — so wird im Augenblicke des Todes mein Leib.""

„„Meine Verwandten und Freunde werden noch eine Zeitlang meinen Tod beweinen — vielleicht Manches an mir loben, das Böse übersehend oder verschweigend: meine Ohren vernehmen es nicht.""

So der Verstorbene.

Das erste Wort ist bereits in Erfüllung gegangen. Der Tod ist Clemens August gekommen und hat seinem Geist die Hülle abgestreift, ihn aus der Gefangenschaft des Leibes befreit. Verwandte, Freunde und Tausende von Menschen beweinen und betrauern seinen Tod; sie loben nicht Manches, sondern Vieles und Großes und werden es loben, so lange die Kirche steht; zu verschweigen haben sie Weniges.

Vieles und Großes, geliebte Christen, ist an Clemens August zu loben, denn es wurde an ihm erfüllt, was unser Heiland zu seinen Aposteln sprach: „Ich habe euch erwählt und euch gesetzt". Jesus Christus hat Clemens August erwählt und ihn dazu gesetzt, daß er gehe und Frucht bringe und die Frucht bleibe.

Als rüstiger Arbeiter im Weinberge des Herrn hat Clemens August reiche Früchte gebracht, überall wohin der Herr ihn setzte, und seine Frucht ist geblieben und wird bleiben. In den ersten Jahren seines Priesterthums wirkte er in seiner Stellung als Domcapitular, ohne durch sein Amt verpflichtet zu sein, unermüdet in der Seelsorge, im Beichtstuhle, am Krankenbette, auf der Kanzel. O glücklich die Seelen, die seiner Leitung und Führung sich anvertrauten, bei ihm Rath und Hülfe suchten! — Clemens August hat gewirkt auf der Kanzel und sein Wort ist in die Seelen gedrungen und hat Frucht getragen und die Frucht ist geblieben. Er hat gewirkt am Krankenbette. Als zu jener Zeit das Fieber in den Lazarethen wüthete, war es Clemens August, der, nicht Gefahr, nicht Krankheit, nicht Tod, nicht Anstrengung scheuend, bei Tag und bei Nacht bereit war, leibliche Hülfe und den Segen der Religion den Unglücklichen und Kranken zu spenden, bis er selber auf das Krankenlager geworfen wurde. Er genas jedoch, denn der Herr hatte ihn gesetzt, daß er reichere Frucht bringe. Er brachte sie durch Seelenführung im weiteren Kreise, durch Veröffentlichung ascetischer Schriften, die zum Kampf wider Fleisch und Blut, zum Gebete, zum Wandel vor Gott, zu höherer Vollkommenheit anleiteten und ermunterten. Sie wurden gelesen und werden fortan gelesen und wo sein Wort zu Herzen genommen wird, da bringt es Frucht, und diese Frucht bleibt.

Clemens August war von Jesus Christus gesetzt, daß er

Frucht bringe, und sehet, meine Lieben, diese Frucht hat er gebracht: — Er war von dem Herrn ausersehen, Gründer der Genossenschaft der barmherzigen Schwestern zu werden, gestiftet zu Ehren unseres Herrn und Heilandes, der da ist das Vorbild, die Quelle der heiligen Liebe. Clemens August stiftete und leitete die Genossenschaft und lehrte die Schwestern dem Herrn folgen, aus Liebe zum Kreuz der Welt entsagen, um des Herrn willen die Kranken pflegen, so als ob sie den Herrn selbst pflegten nach seinem Worte: Ich war krank und ihr habet mich besucht; — was ihr Einem der Geringsten dieser meiner Brüder gethan habet, das habet ihr mir gethan.

Sieben und dreißig Jahre besteht und wirkt diese Genossenschaft, wie sie von Clemens August gegründet und eingerichtet ward, und bringt Früchte des Trostes, der Linderung, der Buße, der Heiligung für Tausende im Leben und im Sterben. O daß der Geist, den Clemens August, von Christus erwählt, der Genossenschaft eingehaucht, derselben durch seine Fürbitte am Throne Gottes fort und fort erhalten und immer neu belebt werde!

Was Clemens August als Generalvicar in schweren Zeiten zur Aufrechterhaltung des Glaubens, zur Fernhaltung fremder Lehre, zur Beförderung der Andacht und des kirchlichen Lebens hier gethan, die weisen Einrichtungen, die er getroffen, die vorsichtigen Maßregeln, die er angeordnet, Alles dieses hier anzuführen und hervorzuheben, gestattet die Beschränktheit der Zeit nicht.

Jesus Christus, der einst von einem andern Erwählten sprach: „Dieser ist mir ein auserkorenes Werkzeug, meinen Namen vor Heiden und Könige und Kinder Israels zu bringen!" derselbe Jesus Christus hat gewählet Clemens August für den erzbischöflichen Stuhl der altgläubigen und altberühmten Colonia am Rhein. Christus hatte ihn gewählt, darum wählten ihn die gesetzlichen Wähler und bestätigten ihn die Machtträger in Kirche und Staat.

„Ich habe dich erwählt," sprach Christus, „daß du Frucht bringest und deine Frucht bleibe," und es ging der Mann, von Gott ausgerüstet mit großen Gaben, mit klarem Verstande, festem Willen, unerschrockenem Muthe, unbesiegter Standhaftigkeit, unüberwindlicher Sanftmuth, mit der ganzen Kraft des katholischen

Glaubens — ging hin, Besitz zu nehmen von dem ihm bestimmten erzbischöflichen Stuhl.

Den Hirtenstab führte er nur kurze Zeit, und warum so kurze Zeit? — das fragen wir heute nicht! — — — Aber er sollte gehen, Früchte zu bringen, und wir fragen, — welche? Diese: durch seine Standhaftigkeit und seine Treue ist die katholische Welt mächtig ergriffen, der Glaube wie neu belebt und entzündet, das kirchliche Leben gehoben. Ja, daß von der Zeit an eine wahrhaft katholische Gesinnung angeregt und überall verbreitet, daß die Anhänglichkeit an die Kirche und ihr Oberhaupt inniger und fester wurde, daß unter allen Ständen alles Denken und Handeln eine kirchliche Richtung nahm, das sind unter vielen andern die Früchte, die Clemens August in seiner Stellung als Erzbischof getragen. — O preisen und loben wir den Herrn, der so große Dinge an uns gethan!

Große Früchte hat Clemens August in der Kirche gebracht; — doch werden die Früchte auch bleiben? Das hoffen, das erflehen wir heute von Dem, der da sprach: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt". Wir aber, ein jeder nach seinen Kräften, wir dürfen nicht hinter ihm zurückbleiben, nicht links, nicht rechts sehen, nicht hinken auf beiden Seiten, nicht schwanken, nicht sehen auf Menschen Gunst oder Ungunst, sondern wir müssen hinschauen, wie er, auf Christus, wir müssen feststehen unerschütterlich auf dem Felsen, worauf er stand — dem Felsen Petri; — Christum wollen wir verkünden, ihn verherrlichen, ihn, der für die Kirche, die er liebte, sein Blut vergoß; ihm wollen wir anhangen, wie ihm Clemens August angehangen, an ihm halten fest und treu im Glauben und in der Liebe, auf seine Verheißungen vertrauend; — — während jetzt Tausende unserer Zeitgenossen öffentlich mit unerhörter Frechheit Jesum verkennen und verleugnen! — O Christum und seine heil. Kirche wollen wir lieben und bekennen, wie Clemens August gethan, nur in und für diese Kirche leben, dauernd und treu, nur ihr anhangen, ewig, in kindlichem Gehorsam, wie der Verblichene! — Und ihr, meine theuren Brüder und Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, Diener Christi, Ausspender seiner heiligen Geheimnisse, o blicket hin auf Clemens August, den großen Bekenner und lernet von ihm Christum ehren, bekennen, ver-

herrlichen, verkündigen ohne Menschenfurcht, in Wahrheit und Liebe. Führet zu ihm, der da ist der Anfang und das Ende, seine Schafe, die nach einem bessern Leben schmachten, auf daß ihr Hunger ersättigt, ihr Durst gestillt werde. O lernet von Clemens August die Kirche lieben, wie Christus sie geliebt und sein Blut für sie vergossen hat! — —

Aus dem letzten Lebensabschnitte des kranken Dieners unsers Herrn, aus seinen letzten Tagen verdient als Beweis seiner hohen Demuth bekannt zu werden, was er erwiderte, als gelegentlich Jemand dessen erwähnte, was er vor aller Welt Großes gethan und gewirkt habe. Er sprach also: „Was ich gethan, war meine Pflicht, das hätten andere auch gethan. Gott bediente sich eines armen Sünders als Werkzeug, der Kirche Heil zu bringen."

In der letzten Krankheit offenbarte sich besonders Clemens Augusts tief religiöse Gesinnung; in seinen Schmerzen bewahrte er sich vor der Sünde der Ungeduld, im Verlangen mit Christus zu leiden, im Gebete, in Anrufung der Mutter Gottes und der Heiligen, in der Sensucht aufgelöst und bei Christo zu sein, fand er Linderung und Trost in seinen schweren Leiden. Der öftere Empfang der h. Communion gab Kraft zur Ertragung der Leiden und bewahrte ihm die Freudigkeit des Gemüthes. Dieses gab sich vorzüglich zu erkennen bei der letzten h. Communion.

Wie sehr er bemüht war, Gottes Willen mit seinem Willen zu vereinigen, erhellet aus folgendem Denkspruch, den er sich in den letzten 14 Tagen täglich vorlesen ließ und der es verdient, auch unserm Herzen eingeprägt zu werden. Dieser Denkspruch ist folgender, ich lese ihn vor aus einem seiner Werke:

Stell' himmelwärts, stell' himmelwärts
Wie eine Sonnenuhr dein Herz!
Denn wo das Herz nach Gott gestellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Prob' in dieser Zeit
Und hält sie in der Ewigkeit;
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach;
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth
Bis zu dem letzten Stündlein gut;
Und steht's dann still in seinem Lauf,
Zieht's unser lieber Herrgott auf.

Clemens August war ein auserwählter und treuer Diener des Herrn. Der Herr hatte ihn gewählt und gesetzt, daß er gehe und Frucht bringe und daß seine Frucht bleibe; — — doch — er war ein Mensch — — — beten wir deshalb für seine Seele, daß er ruhe in Frieden und das ewige Licht ihm leuchten möge. Amen."

Die Predigt, in einfacher, schlichter, aber herzlicher Sprache aus der Fülle des Gemüthes und zugleich mit der bekannten Kraft und Klarheit des Redners gesprochen, machte einen tiefen Eindruck, und das lebendige Wort, welches der Freund und Beichtvater des Verstorbenen zu uns geredet, hat dazu beigetragen, daß Clemens August unter uns fortlebt, und sein Glaube und seine Tugend ein Vorbild geworden für alle kommenden Geschlechter. —

Nach geendigter Predigt begab sich der hochwürdigste Weihbischof Claessen mit den assistirenden Geistlichen zum Katafalk, um die Commendatio animae zu beginnen, und nachdem dort die üblichen Gebete und Segnungen verrichtet waren, schickte man sich an, die Leiche zu Grabe zu tragen. Die Gruft war bereits auf dem hohen Chore vor dem Altare neben der Gruft des Bischofs Friederich Christian zubereitet. Die Priester hoben den theuren Entschlafenen von dem Trauergerüst auf ihre Schultern. Langsam bewegte sich der Zug durch die Portale des Chores zum Grabe. Eine Abtheilung Schützen umgab im Kreise die Gruft. Bisher war Alles ruhig und wie angeheftet auf seinen Plätzen, doch als man der Gruft näher kam, als der Chor anstimmte: „Media vita in morte sumus" und als man nun bereits die Leiche gestellt, um sie in die Gruft zu senken, da war es, als ob sich des ganzen Volkes ein unwiderstehlicher Drang bemächtigte. Man strömte durch alle Thore des Chors mit einer Gewalt, die selbst das Schützen-Corps nicht abzuhalten vermochte. Es war, als solle man die Leiche dem Reiche der Todten nicht übergeben; — denn mit den Banden der

Liebe, mit der klarsten Erkenntniß seiner großen Verdienste war das katholische Volk gebunden an Clemens August und mochte ihn nicht verlieren und hätte ihn behalten mögen auf immer.

Die Leiche ward hinabgesenkt. Dort in der Reihe der Bischöfe Münsters ruhet sie, dem h. Tabernakel gegenüber, bis zum Tage der Auferstehung, wenn der Herr sendet seine Engel, daß sie rufen die Entschlafenen. Unsere Kathedrale aber ist reich geworden, denn sie birgt einen köstlichen Schatz in sich. Und wenn ihr, katholische Bewohner Münsters, in euren Dom tretet, dann denket an Clemens August, der muthig euren Glauben bekannt, vertheidigt und gerettet hat, und knieet im Gebet an seiner Gruft. Und woher ihr kommt, aus Rheinland und Westfalen und aus den weiten Gebieten der katholischen Kirche, wenn ihr besuchet unsere Kathedrale, dann denkt an ihn und führet hervor aus der Tiefe des Grabes euch den großen Mann und lernet von ihm glauben und leben aus dem Glauben, katholisch leben, katholisch leiden und katholisch sterben!

XXI.

Allocution Gregor's XVI. Charakteristik des Erzbischofes. Der Segen Gottes.

Am 19. October 1845 war Clemens August gestorben. Schon am 24. November hielt Papst Gregor eine Allocution an die versammelten Cardinäle, in welcher der Tod des großen Kirchenfürsten dem katholischen Erdkreis verkündigt wurde. Die Allocution hat folgenden Wortlaut:

Ehrwürdige Brüder!

Wie wir einst, durch die Pflicht unseres Amtes gedrängt, von dieser Stelle über den ehrwürdigen Bruder Clemens August, Erzbischof von Köln, zu euch sprachen, so halten wir es jetzt für angemessen, auf's Neue vor euch dieses Prälaten zu gedenken, da wir zu unserem höchsten Schmerze von seinem am 19. October erfolgten Hinscheiden Kunde erhalten haben. Wir halten es für ungeziemend, jetzt sein Lob zu verschweigen, da sein Tod seinem Leben so vollkommen entsprochen hat, daß die heilige katholische Kirche mit vollem Rechte sich freuen kann über das herrliche Beispiel, welches er hinterlassen und nicht nur ihren Kindern, sondern auch Denen, die nicht zu ihr gehören, überaus segensreich sein kann. Indem wir daher heute zu euch sprechen, wiederholen wir nicht nur die Lobeserhebungen, welche wir einst vor Euch diesem ausgezeichneten Oberhirten gespendet haben, sondern fügen neue hinzu, indem wir mit innigster Freude seine hervorragenden Tugenden preisen. Er verband mit einem außerordentlichen Eifer für die Reinheit der kirchlichen Lehre und die Förderung echter Frömmigkeit eine Begeisterung für die Religion, eine Standhaftigkeit und Weltverachtung sondergleichen. Dabei liebte und übte er in hohem Grade die

Demuth, die ja die Grundlage aller wahren Tugend ist. Einen glänzenden Beweis dafür hat er gegeben, als er vernahm, daß wir die Absicht hätten, ihn in euer Collegium aufzunehmen. Eifrigst war er da bemüht, dieser Ehre auszuweichen. Desungeachtet hatten wir uns vorgenommen, wenn die göttliche Vorsehung dem Prälaten einen dauernden Aufenthalt in der ewigen Stadt, zu welcher er, wie ihr wisset, gekommen war, gestattet hätte, ihn, so sehr auch seine Bescheidenheit widerstrebte, zur Annahme der Cardinalswürde zu bewegen; denn wir waren überzeugt, daß er wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften durchaus verdiene, auf eine hervorragende Stelle gesetzt zu werden, um so durch die Theilnahme an unseren Sorgen und euren Arbeiten einen größeren Wirkungskreis zum Heil der gesammten Kirche zu gewinnen. Aber der, welcher nach unserem Wunsche eine Zierde dieses apostolischen Stuhles werden sollte, ist bereits, wie wir vertrauen, von Gott durch die Verdienste seines eingeborenen Sohnes, des ewigen Fürsten der Hirten, in das himmlische Vaterland aufgenommen. So läßt uns nämlich zuversichtlich die ausgezeichnete Tugend hoffen, welche wir mit Bewunderung an dem Kölner Erzbischof erblickt haben. Wenn wir nach den Worten des Apostels über die Verstorbenen nicht trauern dürfen, wie die übrigen, welche keine Hoffnung haben, was sollen wir dann von einem Manne denken, welcher, ehe er entschlief, durch den Glanz seiner Tugenden ein Schauspiel geworden war für die Welt, die Engel und die Menschen. Jeder kennt ja den unbesiegbaren Starkmuth, mit dem er die Reinheit des katholischen Glaubens und der kirchlichen Disciplin selbst unter den höchsten Bedrängnissen zu vertheidigen bemüht gewesen ist. Da er also den guten Kampf gekämpft hat, dürfte er da nicht von Jesu Christo, dem gerechten Richter, die Krone der Gerechtigkeit erwarten, welche Allen hinterlegt ist, die redlich und treu gekämpft haben? Indeß Gottes Gerichte sind unergründlich, und vertrauen wir zu eurem und unserem Troste zuversichtlich, daß der verstorbene Erzbischof aus den Finsternissen dieses armseligen Lebens bereits in das selige Licht des Himmels eingegangen ist. Sollte er aber in Folge menschlicher Schwachheit noch etwas zu sühnen haben, so wollen wir zu Gott, dem Vater der Barmherzigkeit demüthig flehen, — und wir sind überzeugt, daß ihr euch mit uns darin vereinigt, —

daß der allgütige Gott im kostbaren Blute des unbefleckten Lammes alle Flecken seiner Seele austilge, damit der große Erzbischof möglichst schnell die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit erlange, und wie er glorreich gewesen ist auf Erden, so auch im Himmel leuchten möge mit Allen, die Vielen zur Gerechtigkeit den Weg gezeigt haben, wie ein hellglänzender Stern in Ewigkeit."

Wir können das Lebensbild des großen Kirchenfürsten Clemens August wohl nicht besser vollenden, als durch die Linien und Conturen, welche das Oberhaupt der Kirche selbst mit eigener Hand in dieses Bild hineingezeichnet hat. Die Worte der Allocution hat einer der größten Päpste des 19. Jahrhundertes gesprochen, welcher, bei den Calmaldulensern erzogen, schon im 18. Lebensjahre in diesen Orden eintrat und, wie Clemens August, im eigentlichen Sinne von Jugend auf Gott gedient hat, ganz das Verderben sah, welches der Staatsabsolutismus in der Kirche anrichtete, schon im Anfang dieses Jahrhundertes, als Alles zagte und zitterte, unerschrocken sein Werk in die Welt schickte: „Der Triumph des h. Stuhles und der Kirche" und ermunternd den Katholiken zurief, „es sei leichter, die Sonne am Himmel auszulöschen, als die Kirche auf Erden zu zerstören." Seine Kämpfe mit den einzelnen Staaten, die Unerschrockenheit, womit er dem russischen Kaiser Nikolaus seine Ungerechtigkeit gegen die Katholiken vorhielt und ihn auf das Gericht verwies, vor dem sie beide stehen würden, sind bekannt. Wenn irgend Einer, dann verstand Gregor XVI. den Kampf, welchen Clemens August geführt hatte.

Der h. Vater hebt in seiner Allocution die Tugenden hervor, welche das eigentliche Wesen und Leben des großen Kirchenfürsten genau bezeichnen, und vor Allem zuerst seinen Eifer für die Reinheit der christlichen Lehre. „Es waren labyrinthische Zeiten," sagt Clemens August selbst. Die Reinheit der Lehre war getrübt, gestört durch mannigfache feindliche Gewalten, durch Unglauben, Irrglauben, Rationalismus, Philosophie, revo=

lutionäre Ideen. Die Grundursache der Verirrungen auf den Gebieten der Dogmatik, Moral, der Kirchengeschichte und namentlich des canonischen Rechtes lag darin, daß der Begriff von der Kirche als einer göttlichen Stiftung, die Lehre von der Verfassung der Kirche und ihrer von Christo angeordneten Gliederung, die Verbindung mit Rom als dem Centrum der Einheit und Wahrheit, verloren gegangen oder getrübt und gestört war. Die Fäden, welche mit Rom verbanden, waren abgeschnitten, oder hingen wirr und schlaff, wie ein verwickeltes Knäuel, ohne kräftigen Anschluß an den Mittelpunkt. Es war verloren gegangen, was die h. Väter mit dem Namen „kirchliches Bewußtsein“ bezeichnen. Die Kirche eine göttliche Stiftung, Rom der Mittelpunkt der Wahrheit und Einheit, Anschluß an Rom, das war im Leben von Clemens August der stets wiederkehrende Refrain und der Faden, welcher überall sicher aus dem Labyrinth hinaus und auf festen, sicheren Boden führte. Mit echt westfälischem Rücken fest gelehnt an den Felsen kämpfte er allein gegen die andringenden Schaaren der Feinde. Auf Grundlage eines klaren und wahren kirchlichen Bewußtseins war Clemens August auch im Stande, das gänzlich verwischte und verschobene Verhältniß zwischen Kirche und Staat dem Staatsabsolutismus gegenüber richtig aufzufassen, die Grenzregulirung nach festen Prinzipien ins Auge zu fassen und die verschobenen Grenzsteine wieder an die rechte Stelle zu bringen. Klar und bestimmt die Richtung angegeben zu haben in einer verwirrten Zeit, ist das unsterbliche Verdienst des großen Kirchenfürsten und von den bedeutsamsten Folgen für ganz Deutschland gewesen. Wie klar sind die Ziele, welche der große Kirchenfürst sich stellte! Wären die Gedanken eines Febronius, Dalberg, Wessenberg durchgedrungen, so hätte allerdings die deutsche Nationalkirche mit einem Primas, gänzlicher Ablösung von Rom und ein Schisma sich entwickeln können, welches in seinen Folgen schlimmer gewesen wäre, als die Reformation. Die

Emser Punctationen, Dalberg und Wessenberg, fallen in die Lebenszeit von Clemens August. Dalberg starb im Jahre 1817, als Clemens August schon im Kampf mit der preußischen Regierung stand. Wessenberg traurigen Andenkens vertheidigte nach einer wechselvollen Laufbahn schließlich in der Baden'schen Kammer das liberale System der Regierung. Das urplötzlich eintretende Kölner Ereigniß verschloß wie mit eisernem Thor und mächtigem Riegel die liberalisirende Richtung auf kirchlichem Gebiete; sie verlor Luft und Licht und erstickte.

Mit der klaren Erkenntniß der Wege, die er gehen, der Ziele, die er erreichen mußte, verband Clemens August einen eisernen Willen und jene Eigenschaft, welche der h. Vater in seiner Allocution constantia, Standhaftigkeit, nennt und hinzufügt, Clemens August habe eine Standhaftigkeit sondergleichen gehabt. Die Standhaftigkeit war die Frucht des seltenen, eisernen Charakters, welchen Gott dem außergewöhnlichen Manne, der einer ganzen Welt entgegentreten sollte, als besonderes Gnadengeschenk verliehen hatte, damit er mit voller Kraft einer charakterlosen, verschwommenen Zeit gegenüber stehen könne. Man kann von Clemens August sagen, was die heilige Schrift über Jonathas sagt: „Sagitta Jonathae nunquam abiit retrorsum, nec declinavit clypeus eius in bello et hasta eius non est aversa." Der Charakter des Kirchenfürsten war ein wahrer, echter, edler Charakter; denn er war dem Boden des Glaubens entsprossen, befruchtet, gewachsen durch den Thau der himmlischen Gnade, durch den steten Beistand Gottes und die treueste Mitwirkung zu herrlicher Blüthe und der segensreichsten Frucht entwickelt. Und mit diesem Charakter war als integrirender Bestandtheil eine Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit verbunden, wie sie selten in der Welt gefunden wird. Daher sein tiefer Abscheu gegen jede Ungerechtigkeit und Unwahrheit, sein Widerwille gegen Lüge, Verstellung, Intrigue, Diplo-

matie ꝛc. Die Worte der h. Schrift: „Eure Rede sei Ja Ja und Nein Nein, was darüber, das ist vom Bösen," können auf Clemens August angewandt werden. Nur ein solcher Charakter konnte dem Lügengeist, welcher, wie Görres sagt, mit einem großen, dichten Gespinnst, wie eine langbeinige Spinne, die damalige Zeit übersponnen hatte, entschieden entgegentreten und der Wahrheit Luft und Licht verschaffen. Die Tugend der Standhaftigkeit im Bunde mit Gerechtigkeit und Wahrheit gaben dem Kirchenfürsten jene seltene Widerstandskraft, welche das Staunen der Welt erregte, aber auch zum Siege geführt hat. Wir glaubten, das Wesen und Wirken des großen Kirchenfürsten nicht kürzer und besser bezeichnen zu können, als durch das Motto auf dem Titelblatt: „Resistendo restituit rem."

Was aber dem Leben des großen Mannes die höhere, himmlische Weihe und die eigentliche Größe verlieh, das ist die tiefe innere Frömmigkeit, welche wir in allen Stadien seines Lebens bewundern. Darum wird gerade diese Eigenschaft in der Allocution von dem h. Vater besonders hervorgehoben. Wir können den Entwickelungsgang seines innern Lebens verfolgen, und zwar durch die Briefe, welche er in der Jugend an seine Brüder schrieb. Diese Briefe sind ein Schatz zu nennen; ohne sie wäre uns das innere Leben des Einsiedlers und sein Entwicklungsgang wohl verborgen geblieben, da Clemens August über sich und sicher über Etwas, was möglicherweise ihm zum Lobe gereichen konnte, niemals gesprochen hat. Die Briefe, welche wir, soweit sie vorhanden waren, vollständig im Eingang dieser Schrift mitgetheilt, sind der offene, aufrichtige, kindliche, oft naive Ausdruck für die Thätigkeit in der innersten Werkstatt seiner Seele; sie zeigen uns, wie früh, wie ernst und gründlich er von erster Jugend an den Fundamenten einer wahren Frömmigkeit gebaut und den herrlichen Bau glücklich vollendet hat.

Der h. Vater hebt namentlich hervor seine Weltverachtung und Demuth. Gott hatte Clemens August zum Rüstzeug für die Kirche Deutschlands auserwählt, er wollte ihn auf die Höhe stellen als Schauspiel für Engel und Menschen, als Gegensatz gegen die Welt. Er bedurfte daher eines tiefen Fundamentes. Der h. Vater bezeichnet dies Fundament, – es war eine Weltverachtung sondergleichen und Demuth, die Grundlage aller wahren Tugend, geistige Armuth, Ablöse von den äußern Dingen, von Fleisch und Blut, vom eigenen Ich. Der Glanz des Papstthums überstrahlte die Welt, als Innocenz III. auf dem päpstlichen Stuhle saß; aber zuvor hatte er geschrieben sein goldenes Büchlein de contemptu mundi. Gregor XVI. war ein großer Papst, aber zuvor Camaldulenser; Clemens August ein großer Bischof, aber zuvor Einsiedler, Klausner. Und den schönsten Beweis seiner Weltverachtung und Demuth hat er, wie der h. Vater hervorhebt, eben dadurch gegeben, daß er entfloh, als er zu der Würde eines Cardinals sollte erhoben werden, und dem Purpur seine arme Einsiedelei vorzog. Von Allem, was man Stolz, Hochmuth, Hoffart, Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhm, Nachruhm, Großsprecherei ꝛc. nennt, von dem ganzen Getriebe der Leidenschaft und Schwäche, die sich in der Welt bis zur Lächerlichkeit kund gibt, ist in dem Leben des Erzbischofes keine Spur zu entdecken.

Gott hatte die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland an eine reine, lautere, makellose Persönlichkeit geknüpft; daher der wunderbare Segen, welcher mit dem Leben und Wirken des großen Kirchenfürsten sich verbunden, der himmlische Thau, der in das ganze Geäder des kirchlichen Lebens eingedrungen, der Strom von Gnaden, welcher seit dem Kölner Ereigniß alle Gebiete Deutschlands belebt und befruchtet hat. Es erfüllte sich, was der Apostel sagt: „Sind die Erstlinge heilig, so ist es auch die Masse; ist die Wurzel heilig, so sind es auch die Zweige.“ Es erfolgte die Erneuerung des gesammten

Episkopates und zierten seitdem die herrlichsten, würdigsten Männer die deutschen Bischofssitze. Die Bischöfe Wilhelm Emanuel von Mainz, Paulus Melchers von Köln, Diepenbrock von Breslau waren die Früchte des Kölner Ereignisses. Ganze Diöcesen, welche durch die Zeitverhältnisse schwer gelitten, blühten auf. Wir können uns nicht versagen, ein Schreiben, welches aus der Diöcese Breslau an die historisch-politischen Blätter damals geschickt wurde, hier mitzutheilen. Die große Breslauer Diöcese hatte am schwersten gelitten. Der Staat suchte planmäßig das Land zu protestantisiren; mit ihm ging der unglückliche Fürstbischof v. Seldnitzki Hand in Hand. Er hatte die Verbindung mit Rom völlig abgebrochen; der Generalvicar Lattussek hatte nicht die hinreichende Widerstandskraft. Nach unsäglicher Geduld ließ Rom endlich dem Fürstbischof die Wahl zwischen Abdankung und Absetzung. Seldnitzki dankte ab, ging nach Berlin, wurde Protestant, Geheimrath und vermachte schließlich sein nicht unbedeutendes Vermögen für protestantische Zwecke. Ein trauriger Schluß des alten überlebten Fürstbisthumes und zugleich der Gipfelpunkt der Verkommenheit! – Das Schreiben in den historisch-politischen Blättern hat folgenden Wortlaut:

„Clemens August, der heldenmüthige Bekenner der Kirche, der Erzbischof von Köln, ist gestorben, hat dort in Münster seine Laufbahn geendet, wo er sie im Dienste der Kirche begonnen. Die Kunde davon fliegt von Land zu Land, bringt Trauer und Freude hervor, Trauer, weil der ausgezeichnetste Kirchenfürst unserer Zeit verblichen ist, Freude, weil der edle Dulder und Kämpfer endlich den verdienten Lohn aus den Händen Desjenigen empfängt, welcher ihn zum leuchtenden Beispiel auf den Leuchter der Kirche gestellt hatte. Ruhe seiner Asche!“

„Wohl wird es kein Land der Erde geben, in dem der Name Clemens August nicht mit Liebe genannt und die Kunde seines Todes mit dem tiefsten Schmerz vernommen wird; wohl ist die Kirche überall dem ausgezeichneten Kirchenfürsten zum Danke verpflichtet; nirgend aber wird dies mehr der Fall sein, als in unserem Schlesien.“

„Hier bei uns knüpft sich an den theueren Namen Clemens August das gesammte Erwachen des kirchlichen Lebens, hier werden ihm in den Herzen einer Million Katholiken die schönsten Denkmale der Dankbarkeit gesetzt werden."

„Schlesien lag in den Armen des schrecklichsten Indifferentismus eingewiegt, lag im tiefsten Schlaf, der immer mehr dem Tode ähnlich wurde. Kein Mensch hat eine Ahnung davon, wie tief Schlesien im katholischen Bewußtsein gesunken war. Mit Recht konnte die preußische Regierung auf unser Land als Muster des religiösen Gleichmuthes, wie man es nannte, hinweisen; wir verdienten dies traurige, unheimliche Lob. Priester und Volk waren am Abgrund eingeschlafen: die einzelnen Blüthen verwelkten; noch kurze Zeit, und wir konnten den Katholicismus begraben. — Da gelangte die Kunde von der Abführung des Erzbischofes von Köln nach Schlesien. Ein elektrischer Schlag durchzuckte uns. Warum wird der Erzbischof auf die Festung geschleppt? Weil er nicht so unkirchlich sein will als die Schlesier. Scham und Reue überfiel uns; die Allocution des h. Vaters kam wie ein Donnerschlag an unser Ohr. Da ward's besser um Schlesien; den Blick zu dem gefangenen Erzbischof gewandt, fingen wir an, katholisch zu werden. Und Schlesien, das unter allen Ländern in protestantischen Staaten am tiefsten gesunken war, steht jetzt, was katholischen Eifer, Leben und Kraft betrifft, vielleicht am höchsten. Der Dank dafür gebührt nächst Gott dem seligen Clemens August."

„Darum, Schlesien, gehe hin und trage den Dank ab, den du, Gott weiß es, dem verstorbenen Erzbischof schuldest; gehe hin und stelle dich gleich neben Köln; denn du mußt zum wenigsten die zweite Leidträgerin sein. So viel verdankt kein Land dem Verstorbenen, als du. Falte die Hände und bete bei der Leiche Desjenigen, der dir Leben gab. Richte ihm ein Denkmal auf tief in deinem Herzen; die späte Nachwelt muß es wissen, daß es Clemens August war, der das katholische Schlesien gerettet hat."

Das katholische Bewußtsein war erwacht und war wie ein fruchtbarer Boden, aus dem die herrlichsten Blüthen und

Früchte sich entwickelten. Wer die Zeit nicht miterlebt hat, kann sich nicht vorstellen, welches Frühlingsleben in der mannigfachsten Farbenpracht sich entfaltete. Die katholische Wissenschaft trat in ihre alten Rechte ein und entzog sich der Domäne des Protestantismus. Sie entwickelte sich schnell auf kirchlichem Gebiete in allen Disciplinen der Theologie; namentlich aber gelangten die canonistischen und historischen Studien wieder zu ihrem vollen Rechte. Janssen's Jugend fällt ganz in die mächtige Bewegung des katholischen Lebens seit dem Kölner Ereigniß, es hat sicher beigetragen zu der außerordentlichen Liebe, welche er zur katholischen Kirche hatte, und ihn endlich in den Priesterstand führte. Auch die Universitäten nahmen eine andere Gestalt an, indem die Regierungen nolens volens sich genöthigt sahen, katholische Kräfte zu berufen. Die katholische Presse, bisher unter dem Bann des Protestantismus, nahm einen mächtigen Aufschwung. Die historisch-politischen Blätter orientirten unter Leitung von Görres, welcher einen Kreis bedeutender Männer in München um sich sammelte, über alle religiös-politischen Fragen. Es entstanden größere politische Zeitungen und eine große Zahl kleinerer katholischer Blätter, welche sämmtlich eine religiös-politische Richtung hatten. – Die Priester-Exercitien begannen in der Münsterischen Diöcese schon im Anfang der vierziger Jahre und hatten den vortheilhaftesten Einfluß auf die Seelsorge. Es folgte, wie ein neuerer Schriftsteller sich ausdrückt, die goldene Zeit der Missionen, welche in Rheinland und Westfalen in allen größeren Städten und schließlich in jedem Dorf gehalten wurden. Selbst die Regierungen mußten gestehen, daß die Haltung des katholischen Volkes wesentlich dazu beigetragen, daß Deutschland dem Sturm der Revolution nicht unterlag. Das corporative Element, welches unter dem eisig kalten Hauch des Absolutismus erstickt war, blühte mit erstaunlicher Schnelligkeit und Fruchtbarkeit auf. Die alten Bruderschaften erstanden, Sodali-

täten, Gesellenvereine, katholische Versammlungen, Piusvereine rc. wurden gegründet. Die Theilnehmer an Wallfahrten, Processionen zählten nach Tausenden; der Rosenkranz, das alte Kleinod der Katholiken, kam wieder zu Ehren; der Empfang der h. Sakramente war häufig. — Der Kölner Dom erstand und wurde das Signal für eine Bauperiode, wie sie in der Geschichte Deutschlands nicht dagewesen war; die alte, reine Baulinie des Kirchenbaues kam wieder zur Geltung und besiegte Zopf und Barock. Wir wiederholen, was wir bereits gesagt haben: Ein Strom von Gnaden ergoß sich in Folge des Kölner Ereignisses über Deutschland; ja ich wage es auszusprechen: Wäre nicht das Kölner Ereigniß mit allen seinen Folgen und Früchten vorhergegangen, wir hätten bei dem Ansturm gegen die Kirche, wie er im Culturkampf versucht wurde, nicht bestanden.

Schon am Begräbnißtage des Erzbischofes tauchte damals der Gedanke auf, dem großen Kirchenfürsten ein Denkmal zu setzen. Auch wurde man sofort einig über die Stelle, wo dasselbe müsse gesetzt werden, nämlich auf dem Domplatz, der alten Curie gegenüber, wo gegenwärtig das Provinzialgebäude steht. Man sagte klar und einfach: Clemens August gehört Münster an. In Münster ist er geboren und gestorben; hier hat er den größten Theil seines Lebens zugebracht; hier hat er gewirkt als die rechte Hand Fürstenberg's, als Generalvicar und Weihbischof. Hier war er das Beispiel eines frommen, heiligmäßigen Lebens, der liebevolle Almosenspender der Stadt; hier gründete er die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern, welche nun fast ein Jahrhundert Segen über das Land verbreitet hat. Vor unseren Augen war er das Bild eines großen, lauteren makellosen Charakters, wie er selten in der Geschichte zu finden ist. Von hier wurde er berufen auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln, um dort Bekenner und Märtyrer und Förderer des ganzen katholischen Lebens zu werden.

Wer ist eines Denkmales würdiger, als Clemens August? —

Der sel. Bischof Johann Georg hatte diesen Gedanken stets im Auge behalten und suchte zunächst ein Denkmal für Clemens August in der Domkirche selbst zu errichten. Der Künstler Wilhelm Achtermann, geborener Münsteraner, hatte sein Kunstwerk, die Abnahme Christi vom Kreuz, zu Rom in tadellosem carrarischen Marmor vollendet. Der Bischof wünschte diese herrliche Gruppe zum Andenken an Clemens August für die Kathedrale zu gewinnen und erließ daher unter dem 27. Januar 1854 einen Hirtenbrief an die Diöcese, in welchem dieser Gedanke mitgetheilt und um eine Beisteuer für dieses Denkmal gebeten wurde. Der Gedanke wurde beifällig von der ganzen Diöcese aufgenommen und die Gaben flossen reichlich. Die Kreuzabnahme Achtermanns ist aufgestellt in einer der Seitenkapellen des Domes und wurde zum 50. Gedenktage an den Tod des Erzbischofes der Gruppe gegenüber eine Marmortafel in die Wand eingelassen mit folgender Inschrift:

Piae grataeque memoriae

Clementis Augusti L. B. Droste ex Vischering Archiepiscopi Coloniensis, antea Episcopi titularis Calamensis Suffraganei et Vicarii generalis Monasteriensis, nati die 21 Januarii 1773, defuncti die 19 Octobris 1845, in Presbyterio huius ecclesiae sepulti, illa turma marmorea dicata est.

Una cum singulari salvae doctrina cultu solidaeque pietatis summus in illo fuit ardor religionis, summa constantia, summus rerum humanarum contemptus . . . Ignorat nemo invictum illud animi robur, quo catholicae religionis et ecclesiasticae disciplinae gravitatem magnas etiam inter angustias asserere studuit.

Gregorius P. P. XVI. in consistorio secreto
die 24 Novembris 1845.

Die Kreuzabnahme, geschaffen von einem Münsterischen Künstler, war ein würdiges Denkmal für Clemens August und hatte eine ebenso würdige Stelle in der Münsterischen Kathedrale gefunden. Wann wird das Denkmal auf dem Domplatz erstehen, gegenüber der Stelle, wo die alte Curie stand, — Clemens August in voller Gestalt, mit bischöflichem Ornat, genau gezeichnet nach den lebenstreuen Zügen, die uns aufbewahrt sind, — auf prächtigem Granitsockel mit der Inschrift: Resistendo restituit rem? — Der h. Ludgerus und Fürstenberg zieren den Domplatz, — es fehlt der dritte im Bunde — Clemens August. Das Denkmal muß und wird erstehen.

Ich schließe, — und lege an der Neige meiner Tage diese Blätter in Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe am Grabe des großen Erzbischofes Clemens August nieder. Möge sein Lebensbild in dem mannigfachen Dunkel unserer Zeit ein hellleuchtender Stern für Priester und Volk sein! —

Braun, S. J., Dr. Ph. et Th., Ueber Kosmogonie vom Standpunkte christlicher Wissenschaft, mit einer Theorie der Sonne und einigen darauf bezüglichen philosophischen Betrachtungen. (1895.) 2. Aufl. Mk. 6,—.

Cramer, Weihbischof. Das Kirchenjahr oder Betrachtungen auf alle Tage des Kirchenjahres nach dessen Festen und Evangelien. 2 Bde. 2. Aufl. (1894.) 8°. Mk. 7.—.

Diepenbrock, M., sämtliche Hirtenbriefe. 8. 2. Aufl. Mk. 1.—

Droste, Cl. Aug., Frhr. v., Erzbischof v. Köln, Predigten, Betrachtungen und Unterweisungen. Nebst einem kurzen Lebensabriß des Verfassers. gr. 8. 2. Aufl. Mk. 3.

Gutberlet, Prof., Dr. C. Ethik und Religion. Grundlegung der religiösen und Kritik der unabhängigen Sittlichkeit. (1892.) 8°. Mk. 7,50.

Hüffer, Alfr., Pauline von Mallinckrodt. Ein Lebensbild. (1892.) Mk. 4,50.

Krabbe, Dr. **F. C.**, Leben Bernard Overbergs. Mit dem Bildnis Overbergs. 4. Aufl. gr. 12. (1896.) Mk. 1,25.

Lebens-Abriß, kurzer, des Erzbischofes Clemens August von Köln. 8. Mk. 0,50.

Probst, Dr. **Ferd.**, Prälat u. Prof., Liturgie des vierten Jahrhunderts und deren Reform. (1893.) Mk. 10.—.

— — Die abendl. Messe vom 5. bis 8. Jahrhundert. (1896.) Mk. 9,50.

— — Die ältesten römischen Sakramentarien und Ordines. 8°. (1892.) Mk. 9,—.

Rappenhöner, Prof. Dr. **Jos.**, Allgemeine Moraltheologie. I. Teil. Die Lehre über Freiheit, Gesetz, Gewissen. gr. 8. (1891.) Mk. 2,75.

— — II. Teil. Die Lehre über das sittlich Gute, sittlich Böse. gr. 8. (1893.) Mk. 2,25.

Schäfer, Dr. **Al.**, Professor. Die Gottesmutter in der heil. Schrift. Biblisch-theologische Vorträge. 8°. (1887.) Mk. 4,25.

Stolberg, Fr. Leop. Graf zu. Ein Büchlein von der Liebe, nebst dem Schwanengesange des Verstorbenen und zwei Zugaben. 5. Aufl. 8. Mk. 1,50.

Wilmers, P. **W.**, S. J. Lehrbuch der Religion. Ein Handbuch zu Deharbe's katholischem Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterrichte. 5. überarbeitete und vermehrte Auflage. Bd. I—IV. 8°. (1894/95.) Mk. 28,75, geb. in vier ½ Frzbde. 33,75.

— — Geschichte der Religion als Nachweis der göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche. Im Anschluß an das Lehrbuch der Religion. 2 Bände. 6. neu bearbeitete, vermehrte Aufl. 8°. (1891.) Mk. 9. geb. 11,20.

11[illegible]